Gold gab ich für Eisen

Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by
Eckehard Catholy

Photographische Union in München

Auf den Altar des Vaterlandes. 1813

Nach dem Gemälde von Arthur Kampf

Gold gab ich
für Eisen

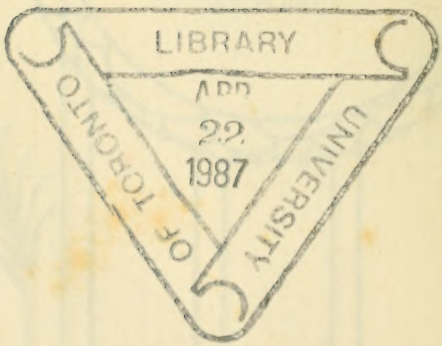
Gold gab ich für Eisen

Deutschlands Schmach und Erhebung in zeitgenössischen Dokumenten, Briefen, Tagebüchern aus den Jahren 1806—1815

von Ernst Müsebeck

Berlin — Leipzig
Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus
Bong & Co.

Alle
Rechte, auch
das der Übersetzung
in andere Sprachen, vorbe-
halten. Die Ausstattung dieses
Buches besorgte Willy Belling. Der
Druck erfolgte in der Spamerschen Buchdruckerei
zu Leipzig. Den Einband lieferte nach
Angaben der Verlagsbuch-
handlung die Firma
H. Sperling in
Leipzig



Copyright 1913 by Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin

Geleitwort
und
Einleitung

In keiner Periode der deutschen Geschichte sind unserem Volke so zahlreiche Männer beschieden gewesen, die es verdienen, von der Historie nicht nur als Werkzeug einer Macht, sei es des Staates, der Kirche oder sonstiger Gemeinschaften, sondern auch als eigenwertige, lebendige Persönlichkeiten gewürdigt zu werden, als in der Zeit vor hundert Jahren, der Zeit der Not und der Erhebung. Daher lag der Gedanke nahe, bei diesem Buche, das jene Jahre durch gleichzeitige Dokumente uns vergegenwärtigen soll, den Versuch zu machen, Zeugnisse ihrer hervorragendsten Vertreter so zu sammeln und so nach Persönlichkeiten zu ordnen, daß vor unsern Augen noch einmal lebendig wird, was sie einzeln gedacht, und wie sie einzeln gearbeitet haben. Und doch wäre ein solcher Plan verfehlt gewesen. Denn das ist ja das Charakteristische der Männer, welche die Reform herbeigeführt und sie durch die Befreiung gekrönt haben, daß sie trotz ihrer stark ausgeprägten Eigenart zuletzt nicht sich, sondern der Gemeinschaft, dem Volke, der Menschheit, nicht beschränkt-persönlich, sondern objektiv-menschlich lebten. Sie bildeten ihr eigenes Dasein in die Weite der Tatsächlichkeit hinein und gaben dieser so ihren reichen Inhalt. Daher war die Aufgabe aus dem Geiste der Zeit heraus, die bedeutendsten Tatsachen in dem Bilde darzustellen, wie es sich in die Seele ihrer Schöpfer und ihrer Zeitgenossen hineinzeichnete. Nicht darauf kam es hier an, die Geschichte jener Jahre in ihrem ursächlichen Zusammenhange durch zeitgenössische Stimmen aller Parteien und Richtungen klarzulegen, ein Quellenbuch für jene Periode deutscher Geschichte zu verfassen, sondern ohne Verzerrung des Gesamtbildes das herauszuheben, was für unsere Gegenwart noch lebendig ist, das zu finden, was unsere ernsten Tage über allen Widerstreit der Bestrebungen hinweg einigen muß, wenn wir zu einer einheitlichen Volkskultur gelangen wollen. Dann werden die starken Worte Niebuhrs uns neue, große Wirklichkeiten offenbaren: „Alles, was aus der Nation ungehindert hervorgehen kann, ist erhebend", d. h. den fröhlichen Glauben an unser deutsches Volk und unsere vaterländische Zukunft. Daß das Buch in dieser einen Linie in allen Volksklassen wirken möge, ist der Wunsch des Verfassers. Diesem Ziele soll auch die Einleitung dienen. Allein die

geistige Entwickelung konnte in ihr geschildert, die politische und soziale dagegen nur kurz angedeutet werden. In den gewaltigen geistigen Strömungen, welche damals zum Durchbruch gelangten und in den verschiedenartigsten Gestaltungen und Verbindungen durch das ganze 19. Jahrhundert bis in unsere Tage sich hindurchziehen, liegt der wahre Reichtum unseres deutschen Kulturlebens begründet; aber sie bilden zugleich auch die letzte Ursache, warum nach der äußeren Befreiung es mit der Herstellung der Einheit noch so lange Wege hatte, warum wir heute noch mitten in dieser Arbeit stehen. Es sei darauf hingewiesen, daß für manchen Leser es sich empfehlen dürfte, zunächst die Dokumente selbst auf sich wirken zu lassen. Der in der Einleitung behandelte Stoff bedingte für einzelne Abschnitte einen abstrakteren Charakter; aber ich hoffe, daß sie ein Zeugnis davon ablegt, aus welchem Geiste heraus die Zeit der Not geboren und überwunden, die Zeit der Erhebung heraufgeführt wurde.

Die Orthographie ist mit Rücksicht auf die Leser modernisiert worden; nur Blüchers Briefe haben ihre originelle Gestalt behalten. Die Anmerkungen zu den Stücken mußten aus Raummangel wegfallen. Dem Leser, der die Entwickelung weiter verfolgen will, gibt die am Schluß verzeichnete Literatur die Mittel an die Hand; sie nennt zugleich die Werke, denen die einzelnen Dokumente entnommen sind.

Dr. phil. Ernst Müsebeck
Archivar am Geheimen Staatsarchiv.

Berlin-Schöneberg, im Juli 1912.

Als Friedrich der Einzige am 17. August 1786 die Augen geschlossen hatte, da soll auf diese Kunde hin ein schwäbisches Bäuerlein ausgerufen haben: „Wer wird nun die Welt regieren?“ — Und als Goethe 1787 während des Aufenthaltes in Italien mit seinen Begleitern an der Südwestküste Siziliens weilte, da mußten sie von dem fernen Preußenkönige erzählen. Die Teilnahme der Bevölkerung war so lebhaft, daß sie seinen Tod verhehlten, um nicht, wie der Dichter in seinem Tagebuche aufzeichnet, durch eine so unselige Nachricht den Wirten verhaßt zu werden. Das Werk, welches Friedrich der Große geschaffen, die Gesinnung, mit der er es vollbracht hatte, standen ganz natürlich im Mittelpunkte des Interesses der hohen diplomatischen Staatskunst und des geistigen Lebens der europäischen Kulturwelt; sie sahen ja in seinem Wesen, in seiner Arbeitsweise, in seinem Werke den Geist der Zeit als einzelne, starke Persönlichkeit. Aber auch dem schlicht und naiv empfindenden Manne des Volkes erschien diese ragende Gestalt über ganz Europa hin als der große König, als der große Mensch.

Und doch sollten nach seinem Tode nur wenige Jahre vergehen, da waren an die Stelle des friederizianischen Preußens und seines genialen Schöpfers zwei andere Mächte getreten, welche beide in den Schatten stellten, sie aus dem sittlichen Erlebnis unmittelbarer Gegenwart, wie es sich in den nachdenklichen Worten des Schwaben und in den impulsiven Empfindungen der Sizilianer offenbart, in eine geschichtliche Erinnerung längst verschwundener und überwundener Zeiten zurückdrängte: das revolutionäre Frankreich und Napoleon.

Wie kam es zu diesem raschen Wechsel?

Das 18. Jahrhundert ist das Zeitalter der Aufklärung; dieser Geistesrichtung entsprach im politisch-gemeinschaftlichen Leben der absolute Staat. Ihre Ziele waren der humane Weltbürger und der in der Person des Herrschers allein verkörperte Machtwille des staatlichen Organismus, welcher durch sein Beamtentum nach allen Richtungen hin für die Untertanen ohne deren verantwortliche Mitwirkung sorgte. Zunächst hohe Ideale für das deutsche, ja das ganze europäische Kulturleben, die gleichen, um die einst auf anderem

Wege die Willensmenschen der Renaissance gerungen hatten. Sie befreiten den Menschen aus den harten und drückenden Fesseln eines landeskirchlichen Dogmatismus, den die Reformation nicht zu überwinden vermocht hatte, sie lösten den Staat von den niederhaltenden Mächten eines engherzigen Ständewesens, das in erster Linie auf die eigenen Rechte bedacht war; sie gaben dem Menschen den Mut, sich des eigenen Verstandes selbständig zu bedienen zur Erhöhung der Macht und Herrschaft des Einzelnen über das Sinnliche und Übersinnliche, und sie schufen dem Staate die Möglichkeit, die freigelassenen Kräfte selbst der außerhalb seines Landes erzogenen Individuen für sich wirken zu lassen. So erzielte das Wesen der Aufklärung einen Wandel in der ganzen Lebensrichtung und Stimmung des Menschen: die Unmündigkeit sollte ein Ende nehmen, der Geist freie Gewalt haben. Aber dieses hohe Streben hatte sich in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts verflacht. An die Stelle des religiösen trat der verstandesmäßige Dogmatismus, und dieser meinte nicht weniger als jener, von außen und von oben her die sittlich-religiösen Werte des Einzelnen messen und erkennen, die politischen Werte der Staatsbildung ohne Rücksicht auf die Grundlagen des geschichtlichen Werdens meistern zu können. Die Kraft des Erkennens reichte nicht aus, um die kritischen Einzelergebnisse wieder zu einem Bilde zusammenzufassen. Der absolute Staat vermochte es nicht, von seinem bureaukratisch-monarchischen Elemente aus die Untertanen zu Staatsbürgern zu erziehen, ihnen das Bewußtsein seiner sittlichen und politischen Notwendigkeit zu geben; und in diesen erwachte der Wille, den „Racker Staat" soviel als möglich von dem eigenen Leben fernzuhalten, von sich aus eine direkte Verbindung zwischen der einzelnen Persönlichkeit und einem allgemeinen Kulturideal und Weltbürgertum zu suchen. Denn waren nicht auch Familie und Gemeinde, Staat und Kirche von ihm, dem Herrn der Welt, gesetzt, damit sie ihm seine Glückseligkeit verbürgten; war es ihm nicht erlaubt, sich von diesen Verbänden innerlich loszusagen und zu trennen, sobald er sie für sich nicht mehr brauchte? — So wurde der Riß zwischen dem Einzelnen und den Gemeinschaften immer tiefer; der Mensch sah sich, obwohl er durch äußere, bis ins kleinste geregelte Formen und

Verordnungen an jene Zwischenstufen angeschmiedet war, doch innerlich dem Begriffe einer Welt gegenüber, die in unendlicher Ferne mit unendlichen Aufgaben verschwand; und je mehr sie verschwand, um so willenloser gab er sich dem eigenen Wesen hin, versuchte wenigstens von sich aus zu kritisieren, von seiner menschlichen Würde aus, die sich natürlich mit der allgemeinen deckte, zu beurteilen, was zu erfassen ihm versagt blieb: die Ewigkeit der Religion und die unwandelbaren Forderungen der Ethik, den Gang der Geschichte im staatlichen Leben und die mannigfaltigen Formen menschlicher Werdemöglichkeit. Indem er sich stets unmittelbar an die Menschheit band, fesselte sich der Mensch als ein winziges Bruchstück an das Universum, bildete sich nur als nüchterner Abdruck seiner Arbeit und seines Geschäftes aus. Die nach höchster Erkenntnis ringende Totalität des humanen Weltbürgers, des Meisters Faust, zerlegte sich in die durchsichtigen, zusammenhanglosen Einzelkenntnisse Wagners, des Famulus.

Der letzte faustische Vertreter des zur Neige gehenden Rationalismus, des aufgeklärten Absolutismus war Friedrich der Große. Selbst ein so scharfer Gegner seiner Größe, wie es Arndt war, gestand ihm den Ehrentitel des Einzigen zu; er erkannte, daß ein Gewaltiger doch mit unbedingter Notwendigkeit ein aus seiner Zeit heraus gewachsenes Organ, eine Verkörperung ihres Wesens und ein Bild ihres Geistes darstellen muß, soviel sein Wesen der Menschheit auch Neues bringen mag. Friedrichs Geist hatte den preußischen Machtstaat geschaffen, ihn in die Reihe der europäischen Großmächte emporgehoben. In der Seele des Herrschers lebte die ganze Eigenart dieses feingegliederten Organismus, dessen Grundlagen die unbedingte Disziplin und Subordination des Heeres und des Beamtentums bildeten. Die ganze Monarchie glich, wie die kommende Generation mit Vorliebe betonte, einer großen Maschine; der Regent selbst hatte sie sich aus dem Material erbaut, das von seinen Vorfahren seit über 300 Jahren angesammelt war; er allein ordnete ihren Gang. Nur so war es möglich, in einem geographisch nicht abgerundeten, wenig bevölkerten Lande den Kampf gegen halb Europa durchzufechten, ein kriegsbereites Heer von 250000 Mann aufrechtzuerhalten, die Landwirtschaft und Industrie, Kunst und

Wissenschaften in dem so hart mitgenommenen Reiche neu zu beleben, nur dadurch konnte er seinen glänzenden Siegeszug durch den Aufbau eines sozialen Kulturwerkes ersten Ranges im Innern des Staates ergänzen, daß keine ihm zur Verfügung stehenden Kräfte brachlagen, daß er seine eigene Persönlichkeit, sein Wesen und seine Arbeit in den Dienst der Staatsidee stellte, das Werk höher achtete als sich selbst, den Schöpfer, in dem Staate eine Gemeinschaft erkannte, der gegenüber auch das Lebensrecht des Herrschers zurückzustehen habe. Durch diese Tat und durch diese Gesinnung wurde Friedrich der Große der „seltenste Mensch des 18. Jahrhunderts", der in sich noch einmal die ungeheuren sittlich-geistigen Kräfte der Aufklärung als König und als Mensch vereinigte und sie in seinem Leben und in seinem Werke zur geschichtlichen Erscheinung brachte.

Nur ein ihm ebenbürtiger Geist konnte nach seinem Tode unter gleichen Verhältnissen das Amt weiterführen, wie er es getan hatte. Seine Nachfolger ruhten, wie es später die Königin Luise in harter Not gestand, trotz aller Reformen auf einzelnen Gebieten, so der Rechtsprechung und der agrarischen Landeskultur, zu lange auf den Lorbeeren aus, die er dem preußischen Staate erworben hatte. Was vorher auf einer Tat eminent sittlicher Gesinnung und Verantwortung beruhte, die Fürsorge für den ihm überkommenen Staat und das ihm anvertraute Volk in unablässiger, eigener Arbeit bis zum letzten Atemzuge, war jetzt im besten Falle ein Ausdruck patriarchalischen Wohlwollens, und dieses artete gar oft in eine harte, bureaukratische Bevormundung aus, in eine auf Egoismus beruhende Theorie, die sich bemühte, die Weiterentwickelung der Monarchie, ihrer Volksklassen und ihrer einzelnen Untertanen dem System einer persönlichen Kabinettsregierung zu eigenem Nutzen, zur Vermehrung der Machtvollkommenheit des Herrschers und seiner Beamten zu unterwerfen. Alle jene Spuren des Niederganges, die in dem allgemeinen Wesen der Aufklärung zutage getreten waren, offenbarten sich jetzt auch im preußischen Staate mit überraschender Deutlichkeit: die Teilnahmlosigkeit der Bevölkerung am öffentlichen Leben und die platte Selbstzufriedenheit der einzelnen, die Flachheit des religiös-sittlichen Bewußtseins und die spöttelnde Kritik des Besserwissens an allem Bestehenden, ohne den ernstlichen Willen

zur Abhilfe. In das Wesen der Bevölkerung von Berlin grub die niedergehende Aufklärung so tief ihre Spuren ein, daß E. M. Arndt noch 1811, nachdem die sittlich-religiöse Reform schon seit einer Reihe von Jahren eingesetzt hatte, von ihr an Jahn schreiben konnte: „Was ich gegen Berlin habe, das weißt Du. Es kann Wechsel geben hin und her zwischen Besserem und Schlechterem, aber die Natur behauptet ihre ewige Notwendigkeit. Es ist da herum zu arm an dem Hohen und Großen, selbst an dem Üppigen fehlt es; Reize von außen sind zu künstlich dort. Wie soll das Kühne und Fromme sich da behaupten? Es gibt eine gewisse angeborene Sündlichkeit, die sich im Schnattern und Plappern Luft macht, und diese ist berlinisch."

Regierung und Volk trugen in gleicher Weise Schuld an dem Verfall, der sich gleich nach dem Tode des großen Königs bemerkbar machte. Dazu kamen die gewaltigen Umwälzungen, die in wenigen Jahren dem geistigen Leben der europäischen Kultureinheit ein anderes Aussehen gaben und ihre Kraft notwendig an den staatlichen Gebilden erproben mußten. Würde die Maschine, deren Gang der Genius Friedrichs allezeit geregelt hatte, und deren innerste Zusammenhänge er kannte, jetzt imstande sein, außergewöhnliche Anforderungen zu überwinden, würden ihre verantwortlichen Lenker die Fähigkeit besitzen, vorsichtig, aber kundigen Blickes selbst Konstruktionsänderungen in ihrem Wesen vorzunehmen, sobald sie sich als notwendig erzeigten? — Und sie waren erforderlich, sobald jene neuen Energien aus der Tiefe eines Volksbewußtseins heraus im europäischen Staatensystem zum Durchbruch kamen: die Sehnsucht der Gebildeten nach einer Hinaushebung des Menschen aus den oft so kleinlichen Schranken einer einseitigen Verstandeskultur und der niederen Volksklassen nach individueller und sozialer Befreiung von der Herrschaft des Feudalismus, den in seiner privatrechtlichen Stellung der absolute Staat nicht zu brechen vermocht hatte, die Forderung, gegenüber der einseitigen Darstellung der Staatsautorität in der Person des Herrschers auch den Volkswillen geltend zu machen, und das Verlangen nach politischer Selbstbestimmung in einer volkstümlich gestalteten Regierung. Solche Gedanken rangen nach Verwirklichung in der französischen Revolution. Es fragte sich, ob es ihr gelang, eine innere Einheit herzustellen zwischen dem, was

da war, und dem, was jene Probleme für die Zukunft in ihrem Schoße bargen.

Auf der Grundlage des absoluten Staates gab es keine Versuche, das Verhältnis des Volkes zum Staatsoberhaupte verfassungsmäßig neu einzurichten, es aus dem Nützlichkeitsprinzipe der Subordination herauszuheben; ebensowenig zeigten sich bei den Trägern der absoluten Staatsidee, abgesehen von einzelnen Verordnungen zur Hebung der Lage der abhängigen Landbevölkerung, fruchtbare Ansätze, die Stellung der Bürger zu den geschichtlich gewordenen Verbänden innerhalb des Staates, wie den Zünften und dem Lehnswesen, einer Revision zu unterziehen. So verband sich mit dem ersten politisch-sozialen Probleme ein zweites, das zugleich individuell-sittlicher Natur war, und es bleibt bezeichnend für den Charakter der französischen Revolution, daß sie von diesem individuellen Problem ausging, ja es noch verschärfte; daß sie es unternahm, auf der Grundlage der Neugestaltung des einzelnen Menschen jenem politischen Problem nachzugehen. Es ist Jean Jacques Rousseau, der ihr diesen Weg wies. Der große Genfer hatte sich für die Umwandlung des Menschengeschlechtes in allen seinen Individuen zwei Ziele gesetzt: die Wiederherstellung, die Zurückforderung des natürlich-guten und die Heranbildung des vollkommenen sozialen Menschen. Beide ruhten auf dem einseitigen Glauben an den angeborenen Menschenadel, der nur im Laufe der geschichtlichen Entwickelung verschwunden sei. Einer unmittelbaren Intuition entspringend, aus der Tiefe des Herzens hervorquellend, hoben solche Gedanken das augenblickliche Leben schlechthin auf. Und wie groß war doch das Verlangen der gebildeten und vornehmen Kreise Frankreichs nach einer solchen Umwälzung, die sie einmal aus den konventionell-doktrinären, das eigentümliche Wesen der einzelnen Menschen verschlingenden Formen des geistig-geselligen Lebens der Gegenwart herausriß, nach neuen Reizen, deren ursprüngliche Kraft sie zunächst vielleicht in ihren Bann zog, die sie dann aber doch wieder in ihre kleinen Bestandteile auflösen und der verschnörkelten Künstlichkeit ihrer alten Lebenshaltung als üppige Verzierungen eines Rokokomusters einfügen konnten. Spielend und tändelnd nahmen sie Besitz von diesen scheinbar so an-

ziehenden Schöpfungen. Ihre dämonische Größe blieb ihnen so lange ein Geheimnis, bis sie von ihr in schauerlicher Tragik überwältigt und zermalmt waren. Diese von der Gegenwart erlösenden Gedanken verbreiteten sich aber auch mit unheimlicher Schnelligkeit unter den niederen Volksschichten, in dem dritten Stande, welcher die ganze Last sozialer und wirtschaftlicher Abhängigkeit von den privilegierten Ständen auf seinen Schultern trug oder zu tragen vermeinte, einem durch die Schneeschmelze angeschwollenen Bergstrom vergleichbar, der jeden Widerstand bricht und gierig auch das Festeste mit sich fortreißt, sobald seine Fluten es umspülen. Der Prozeß wurde noch beschleunigt, weil sich mit jenen Forderungen in seinem ersten Propheten und in seinen Jüngern die Verallgemeinerung des eigenen Selbst in weit schlimmerer Form verband, als sie je die französische Aufklärung in ihren letzten Vertretern, den Enzyklopädisten, erzeugt hatte. So blieb auch auf dem politisch-sozialen Gebiete kein anderes Mittel als ein völliger Bruch mit den Grundlagen, die Frankreichs Geschichte bisher vollzogen hatten. Die Revolution unternahm das Wagnis, die Idee des vollkommenen Staates, wie sie die Aufklärung vertreten hatte, aus der Abstraktion herauszuheben, sie zwangsweise so schnell als möglich zu verwirklichen. Wie auf dem Gebiete des individuellen Lebens Voltaire und Holbach, Helvetius und Diderot der umwälzenden Bewegung die beste Vorarbeit geleistet hatten, so war auch der Boden zur Aufnahme der politischen Ideen von den mißverstandenen Gedanken über die englische Staatsverfassung durch Montesquieu vorbereitet. An die Stelle des absoluten Alleinherrschers trat der Wille des Volkes, das sich als grundsätzlicher Gegensatz zu den Trägern der Monarchie empfand, die Volkssouveränität, die Republik. Kultur zur Freiheit und Gleichheit wurde der einseitige Endzweck der alleinmächtigen Demokratie. Damit hatte Frankreich jene beiden Probleme, welche die Aufklärung dem öffentlichen Leben hinterließ, in der Verneinung des Überkommenen gelöst. Von der amerikanischen Revolution, an welcher die französische Regierung selbst beteiligt war, und an der zahlreiche Franzosen persönlich mitgewirkt hatten, war soeben aus den Forderungen des praktischen Lebens, aus dem daseinsfreudigen Realismus eines jungen Volkes heraus die Be-

freiung von dem ferngelegenen englischen Mutterlande vollendet worden; die französische Revolution machte sich daran, nachdem alle praktischen Unternehmungen, die von seiten der Regierung zu einer Gesundung des finanziell zerrütteten Staatswesens in letzter Stunde versucht wurden, gänzlich fehlgeschlagen waren, durch die Verwirklichung jener Ideen die Vergangenheit aus der Gegenwart zu löschen und gleichsam in einem leeren Raum, in einem geschichtslosen Augenblick vollkommen Neues zu schaffen. Eine ganze Nation verließ ihren positiven Kulturzustand und wollte jenen Naturzustand begründen, in dem die Vernunft angeblich die alleinige und absolute Gesetzgeberin sein sollte. Die Brutalität der Verwirklichung entsprach der rücksichtslosen Abstraktion der Gedanken.

Trotzdem fand die Bewegung zunächst begeisterte Zustimmung in allen Volksklassen Deutschlands; hatten doch auch hier, allerdings in nicht so scharf ausgeprägter Weise wie in Frankreich, die Gedanken der Aufklärung jene auflösende Tendenz angenommen, den Menschen von den geschichtlichen Traditionen des geistigen und gesellschaftlichen Lebens zu trennen, ihn in Gegensatz zu der überlieferten absolutistisch-monarchischen Staatsform zu stellen und so den Boden für die Aussaat der Ideen eines natürlich-unabhängigen Menschen und der Republik geebnet. „Die französische Revolution verdrängt alles", so schrieb Archenholtz, der einst unter den Fahnen Friedrichs des Großen gefochten hatte, in seiner vielgelesenen Zeitschrift „Minerva", und Schiller gründete 1794 die „Horen", um die politischen Gegensätze miteinander zu versöhnen zu gemeinsamer Arbeit. Für Berlin folgerte er aus den zahlreichen Aufführungen, die sein „Fiesko" dort erlebte, daß der republikanische Geist in der preußischen Hauptstadt stark verbreitet sei. In erster Linie der Freunde standen die Dichter. Sie hatten ja alle in ihren jungen Jahren eine Sturm- und Drangperiode durchlebt, die, einerseits von Shakespeare, anderseits von Rousseau beeinflußt, Genialität und Originalität als die Losungsworte einer neuen glorreichen Zeit pries. Goethe und Schiller haben eine Zeit durchgemacht, in welcher sie die Selbstbefreiung des Volkes mit Beifall begrüßten; sie vertraten die Überzeugung, daß eine große Revolution nie Schuld der Nation sei, sondern der Regierung. Beide sind dem

Gedanken der Volksfreiheit treu geblieben, seiner radikalen Durchführung widersetzten sie sich. Goethe bekannte später, daß er wegen der Greuel kein Freund der französischen Revolution hätte sein können, obwohl er ihre Größe anerkannte; Schiller blieb ein trotziger Gegner anmaßender Fürstengewalt, stand aber der Bewegung bald kühl gegenüber. Weit lebhafter als sie begrüßten die älteren Mitglieder des Weimarer Kreises, Herder und Wieland, die politisch-soziale Umwälzung. Klopstock und seine Jünger, die Genossen des Göttinger Hainbundes, bekannten sich als warme Freunde der Taten, die den Beginn der Revolution bezeichneten: des Eides der Abgeordneten des dritten Standes im Ballspielhause und der Zerstörung der Bastille. Sie sahen in ihnen das „Morgenrot einer besseren Zeit", den herannahenden „Frühling der Menschheit". Hölderlin feierte in seinen Hymnen das „Erwachen der Menschheit". Maximilian Klinger brachte trotz seiner hohen russischen Stellung der Volksbewegung lebhafte Sympathie entgegen, und Christian Schubart mußte seinen Tyrannenhaß und seine Freiheitslieder mit zehnjähriger Haft auf Hohenasperg büßen. Jean Paul Friedrich Richter soll sein ganzes Leben hindurch ein glühender Bewunderer des girondistischen Freiheitsideales geblieben sein. Zu den Dichtern gesellten sich die Gelehrten und Schriftsteller. Der wackere Justus Möser vertrat mit Eifer die Berechtigung der englischen Regierungsform, und der Historiker Schlözer war ein beredter Anwalt der ständischen Freiheiten und Rechte. Von den Trägern einer neuen Geisteskultur neigte Kant durchaus dazu, in der Theorie die Staatsgewalt aus dem Willen der Nation abzuleiten, und Fichte verteidigte offen, wie einige Jahre später auch Arndt, das ius revolutionis, das Recht eines Volkes zur Revolution, zur gewaltsamen Änderung der bestehenden Staatsverfassung, wenn es durch seine Fürsten dazu gedrängt werde, und wenn die geschichtliche Notwendigkeit sie fordere. Der junge Hegel, der Freund und Landsmann des Schwaben Hölderlin, nannte die Revolution einen „herrlichen Sonnenaufgang". „Alle denkenden Wesen", so sagte er, „haben diese Epoche gefeiert. Eine erhabene Rührung hat damals geherrscht, ein Enthusiasmus des Geistes hat die Welt bezaubert." Ihm und Schelling schien das Göttliche mit der Welt ein großes Versöhnungsfest zu feiern.

Beide haben lange an solchen Ideen festgehalten, bis der Terrorismus der Phantasten und der Wüstlinge erkältend auf sie wirkte. Der ehemalige Franziskanerlektor Eulagius Schneider, ein unruhiger Geist, war von Anfang an ein begeisterter Anhänger der revolutionären Bewegung und hielt, als er am 12. Juli 1791 im Straßburger Münster den Eid auf die bürgerliche Verfassung des Klerus ablegte, eine Rede, in der er die Übereinstimmung des Evangeliums mit der neuen Staatsform der Franzosen beweisen wollte. Das Schriftchen wurde noch 1792 verschiedentlich gedruckt; selbst in der Altmark, zu Salzwedel, verbreitete ein Buchhändler zahlreiche Exemplare. Jenisch, Prediger an der Marienkirche zu Berlin, verfaßte gleich nach der Zerstörung der Bastille eine Ode auf die gegenwärtige Lage Frankreichs, die im Oktoberheft des „Teutschen Merkur" erschien:

„Flieht, flieht Tyrannen! eure Throne beben,
Die Rachedonner murmeln schon;
Wenn Recht und Freiheit, eure Feinde, sich erheben,
Dann fürchtet euren Lohn.
Ihr Könige! noch sind für Hochgefühle
Der Menschheit und ihr heil'ges Recht
Nicht alle Busen kalt! O sichert eure Stühle
Durch Güte und durch Recht."

Als der Verfasser bei einem unbefugten Nachdrucke des Gedichtes zu Danzig 1792 zur Verantwortung gezogen wurde, da meinte der Kammergerichtspräsident Freiherr v. Schroetter wohlwollend, zu jener Zeit habe noch niemand ahnen können, daß die demokratische Regierungsform in Frankreich eingeführt werden und der Geist des Aufruhrs in der geschehenen Art um sich greifen würde. In den Kreisen des Adels, selbst der fürstlichen Häuser, fand die Umwälzung nicht weniger Anhänger als in den Kreisen des Bürgertums. Wie viele reisten nach Paris, um von ihm einen unmittelbaren Eindruck zu bekommen! Monatsschriften gaben den Fürsten den Rat, die Einführung republikanischer Verfassungen vorzubereiten, und der soeben aus dem Amte geschiedene Minister Graf Hertzberg beurteilte 1791 in einer Rede vor der Berliner Akademie der Wissenschaften die Ziele der französischen Revolution nicht unsympathisch.

Im Südwesten Deutschlands bildeten Mainz und Frankfurt die Zentralpunkte für die Anhänger der Bewegung; von hier breiteten sich ihre Ideen an den benachbarten Universitäten aus; in Studentenkreisen sang man ein Lied auf die Helden, die im Kampfe bei Jemappes für die republikanischen Gedanken gegen die Truppen der ersten Koalition gefochten hatten. Bis in die entferntesten Dörfer und Höfe am baltischen Meere, die, obwohl politisch zu Schweden gehörig, doch zu dem geistigen Leben Deutschlands in regen Beziehungen standen, bildeten Frankreich und seine Tat das Gespräch des Tages. In fast allen Reichsstädten kam es zu mehr oder minder starken Erschütterungen des bisherigen Regiments. Auch auf dem Lande, in den Kreisen der Agrarbevölkerung, haben kleine Putsche in jenen sturmbewegten Jahren nicht gefehlt; in den stillen Dörfern der ober- und niederhessischen Flüsse errichteten die Bauern Freiheitsbäume, und in der Niederlausitz ging die sächsische Regierung der Weigerung von Lassiten, die schuldigen Spanndienste auf den Ämtern oder ihrem Feudalherrn zu leisten, sorgsam nach, ob etwa solche Vorkommnisse in Beziehungen zu der westlichen Bewegung ständen.

Wie gering wiegen jenen Vertretern des deutschen Volksgeistes, die wir soeben angeführt haben, die Namen der prinzipiellen Gegner der Revolution, der Brandes und Rehberg, der preußischen Dichtergruppe mit Vater Gleim an der Spitze! So könnte man meinen, es sei nur ein Spiel des Zufalls, eine der irrationalen Erscheinungen der Geschichte gewesen, daß sie, wie manche Regierungen befürchteten, nicht auch in Deutschland zum Durchbruch gekommen sei. Und doch wäre ein solches Urteil verkehrt. Einen kräftigen Widerstand fand die tatsächliche Verwirklichung in dem Partikularismus der deutschen Staaten, in den zahlreichen Zentren, die sich durch ihn das politische und mehr noch das geistige Leben geschaffen hatte. Jene Entwickelung, die so oft der Hemmschuh für eine energische Politik gegenüber dem Auslande gewesen war, zeigte nun ihre positive Seite in der Abwehr des französischen Radikalismus. Es fehlte das einheitliche Nationalbewußtsein, das ihn in sich hätte aufnehmen, geschweige denn in die Tat umsetzen können, und es fehlte dem deutschen Volke, trotz des Einflusses der Aufklärung, doch jener demokratische, alles nivel-

lierende Zug, von dem das französische Volk sofort in seiner Tiefe ergriffen wurde. Wichtiger jedoch als diese politisch-sozialen Faktoren waren die geistigen Strömungen, die wie eine Reformation auf das deutsche Kulturleben wirken sollten. Frankreichs Neugestaltung wurde durch die Ideen Rousseaus beherrscht, in Deutschland fingen der klassische Idealismus und die Romantik an, um die Seele des Volkes zu ringen.

Rousseaus Schriften waren in Deutschland wie ein Protest gegen die komplizierte Lebenskunst empfunden worden, in die sich die Aufklärung wie jede alternde Kulturform verstrickt hatte, wie ein Kampfruf gegen die äußere Zivilisation und die despotische Gewalt des absoluten Staates, der durch seine Verordnungen und Reglements selbst die Privatverhältnisse des Einzelnen von der Geburt bis zum Tode zu lenken suchte, gegen die unnatürliche Verbildung des menschlichen Geschlechtes und die künstliche Aufzucht frühzeitiger Scheinmenschen, wie ein hohes Lied der Sehnsucht nach der Unabhängigkeit des Innenlebens von jeder äußeren Bevormundung. Ganz anders gestaltete sich ihre Bedeutung für Frankreich. Schon bei ihrem Verfasser schloß sich an das individuell-sittliche Problem unmittelbar das politisch-soziale, ja noch mehr: er empfand im letzten Grunde jenes individuelle Problem überhaupt nicht als ein sittliches, sondern als ein rein natürliches, indem mit dem Freiheitsbewußtsein zugleich die Annahme der ursprünglichen Gleichheit und Gutheit des Menschen verbunden wurde. Es handelte sich für ihn nicht um ein in der Unendlichkeit des geschichtlichen Prozesses, in der Zukunft erst zu verwirklichendes, d. h. sittliches Endziel, sondern um einen Vorgang in dem Bewußtsein des rein natürlich empfindenden, am Anfange alles Werdens stehenden Menschen, nicht um sittliche Freiheit, sondern um natürliche, gleiche Ungebundenheit, die von den Dingen der Außenwelt nicht mehr bestimmt sein sollte. Rousseaus geschichtliche oder vielmehr naturgeschichtliche Methode gründete sich daher auf den Begriff der Ausartung, der nunmehr, nach der Wiederherstellung des natürlich-guten Menschen, durch den der Entfaltung ersetzt werden sollte. Geschichte war für ihn nicht eine tief innerliche, auf allen vorangegangenen Zeiten ruhende, daher zugleich bedingt-notwendige und sittlich-freie Vorwärts-

bewegung, sondern eine immerwährende, zusammenhangloſe Neubildung oder gar rückläufige Verbildung. Der eigentümliche Vorgang, daß jenes individuelle Problem nicht als sittlich gedacht wurde, und daß es gleich bei seiner Erfassung auf das politische Gebiet umschlug, ja infolge der Art seiner Lösung und der französischen Geistesbildung umschlagen mußte, erzeugte die mit voller Wucht und dem rasenden Hasse des Emporkömmlings gegen den Staat sich richtende Form der französischen Revolution. Die tatsächliche Umgestaltung des Volkslebens nahm ihren Ausgang nicht von den Einzelnen, sondern von der Allgemeinheit, gleichsam durch eine Suggestion der Massen, nachdem diese einmal durch das Extrem des politischen Despotismus, durch die von jeder persönlichen oder sozialen Verantwortung sich frei fühlenden höheren Stände und durch die Geisteskultur im französischen Staatsgebiet in den hypnotisch erregten, aber sittlich willenlosen Zustand versetzt waren. So konnte nur in Frankreich die Revolution einen solchen Ausbruch und Verlauf nehmen, wie es geschah. Es fehlten ihr jene ernsten Beziehungen zu den Fragen der sittlich-religiösen Wiedergeburt, und gerade deren Lösung verlangte die vorhergehende Kulturform gebieterisch. Sie ist es, die zu gleicher Zeit, als jene Ideen über die Ufer des Rheins nach Deutschland hinüberschlugen, hier in Angriff genommen wurde. Man hat wohl den Gegensatz zwischen der Revolution und ihrer Aufnahme diesseits der Grenze dahin festlegen wollen, daß die französische Bewegung politischer, ihre Rezeption in Deutschland dagegen nur literarischer Natur gewesen sei. Er liegt tiefer: die ursprünglich auch dort individuell empfundene Umwälzung nimmt infolge der ungeschichtlichen Stellung des Problems sofort politisch-allgemeine Formen an, während sie hier zu einer sittlich-pädagogischen Reformation des geistigen Lebens sich vertieft und infolgedessen das politische Gebiet zunächst unberührt läßt. In Deutschland trat an die Stelle der theoretischen Kultur der Aufklärung mit ihrem monistisch gedachten Nützlichkeitsprinzip die sittliche Bestimmung des natürlichen Menschen als eines in seiner Gesinnung freien und ewigen Wesens, jener Dualismus zwischen dem Seienden und Seinsollenden, der die Grundlage jeder sittlichen Gesinnung bildet.

Ungeheure Wandlungen in der Lebenskunst und in den Lebensmöglichkeiten sollte diese Bestimmung des Menschen um die Wende des Jahrhunderts erfahren. Sie geht zurück auf Kant. Durch die unverrückbare Festsetzung des Sittengesetzes: „Handle so, daß der Beweggrund deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne", hatte er die sittliche Idee in der Verwirklichung des Guten als dem unendlichen Ziele der Gesamtheit der Menschen gefunden. So kommt in dem ethischen, nicht dem mechanischen Sozialismus der Genius des Königsberger Philosophen zu seiner geschichtlichen Auswirkung. Dem Geiste und der Bildung des Menschen zur eigentümlichen Persönlichkeit gewährt das unbewegliche System keinen Platz; es gab ihm nur im Gefüge des Weltzusammenhanges, nicht für sich selbst einen sittlichen Endzweck. Eine durchgreifende Änderung vollzog der klassische Idealismus der Weimarer Heroen. Sie waren ja in der ersten Periode ihres Schaffens stark von der Rousseauschen Gedankenwelt berührt, aber dann bewirkten die Mächte des griechischen Altertums und Kant, der Goethe durch Schiller nahegebracht wurde, eine Umgestaltung ihres künstlerischen und Lebensideales. Der harmonische Mensch sollte zunächst in seiner sittlich-ästhetischen Durchbildung den Idealmenschen darstellen, in sich bewußt die sittliche Idee verwirklichen, ohne zugleich, wie Kant es tat, mit der rücksichtslosen Konsequenz des Seinsollenden von der Allgemeinheit das Gleiche zu fordern. Das kosmopolitisch-soziale, absolut gedachte Problem wurde zu einem individuell-beschränkten, dessen aristokratische Träger von der Alltäglichkeit nicht aus Egoismus, sondern zur Erfüllung ihrer sittlichen Bestimmung sich absonderten und von der französischen Revolution sich immer stärker zurückgestoßen fühlten, je mehr diese ihr demokratisch-gleichmachendes Wesen durch die Tat offenbarte und ihrerseits in die ihnen so verhaßten Anschauungen der Aufklärung zurückbog. Mochte jene Selbstbescheidung damals von vielen als anmaßend empfunden werden, wir wissen und spüren es täglich, welche ungeheuren sittlichen Kräfte dort in der Stille von Weimar miteinander gerungen und sich entfaltet haben, wie kräftig sie von hier aus im deutschen Nationalbewußtsein des 19. Jahrhunderts immer weitere Kreise gezogen haben, ja ohne welche

die universelle Kultur der Gegenwart in ihrem jetzigen Gehalt undenkbar wäre. Schiller empfand jenen Gegensatz bereits 1793 auf das schärfste, wenn er an den Herzog von Augustenburg schreibt, der Versuch des französischen Volkes, sich in seine heiligen Menschenrechte einzusetzen und seine politische Freiheit zu erringen, habe bloß das Unvermögen und die Unwürdigkeit desselben an den Tag gelegt und nicht nur das unglückliche Volk, und mit ihm auch einen beträchtlichen Teil Europas, in Barbarei und Knechtschaft zurückgeschleudert; das Menschengeschlecht sei der vormundschaftlichen Gewalt noch nicht entwachsen, das liberale Regiment der Vernunft komme noch zu frühe, wo man kaum damit fertig würde, sich der brutalen Gewalt der Tierheit zu erwehren. Derjenige sei noch nicht reif zur bürgerlichen Freiheit, dem noch so vieles zur menschlichen fehle. Die sittliche Reinigung des individuellen Willens durch die Harmonie der Schönheit und dann in ruhiger Entwickelung die sittliche Durchbildung des Allgemeinwillens waren für den klassischen Idealismus der Weimarer Heroen die Vorbedingungen zu einer Neubildung der Gemeinschaft.

Aber wie fern lag ihren Gedankenreihen die Anschauung, daß es sich bei dieser Gemeinschaft etwa um die bestimmte deutsche Nation handeln könne! Woher sollte ihnen aus der Gegenwart heraus der Gedanke eines nationalen deutschen Staates kommen? Etwa aus dem friederizianischen Preußen, das, von seinen Begründern als ein für sich bestehender Machtstaat eingerichtet, seit dem Baseler Frieden 1795 immer mehr die Verbindung mit dem übrigen Deutschland verlor, oder aus dem Kaisertum, dessen Inhaber nicht anders als Preußen nur an die Vermehrung der eigenen habsburgschen Hausmacht ohne Rücksicht auf die deutschen Interessen dachten, oder gar aus den kleinen Territorialstaaten heraus, ihren eigenen Geburtsländern? — Frau Rat Goethe hatte mit ihrem Urteil aus dem Jahre 1798 recht: „Die Deutschen sind kein Volk, keine Nation mehr, und damit Punktum.“ Gemeinschaft war für den klassischen Idealismus die Welt, seine Gesinnung nicht politisch, sondern kosmopolitisch. Die Worte, die Schiller einst 1784 im Prospekte der „Rheinischen Thalia“ geschrieben hatte, galten auch in den neunziger Jahren noch für den Weimarer Kreis: „Ich schreibe als Weltbürger, der

keinem Fürsten dient; frühe verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt einzutauschen." Diese unmittelbare Verbindung zwischen dem Einzelnen und der Welt stellte auch Wilhelm v. Humboldt her in seinen „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen". Der wahre Zweck des Menschen liegt für ihn in der „höchsten und proportionierlichsten Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen". Die erste und unerläßliche Vorbedingung für diese Aufgabe ist die Freiheit. Darum bedeutet „das höchste Ideal des Zusammenexistierens menschlicher Wesen dasjenige, in dem jedes nur aus sich selbst und um seiner selbst willen sich entwickelt". Dem Staate kommt für Humboldt damals im Grunde nur die Bedeutung eines leider notwendigen Sicherheitsventiles gegen die Übel der eigenen Bürger und der auswärtigen Feinde zu, und seine Ideen wollen nicht die Möglichkeit der Entwickelung der in der staatlichen Gemeinschaft liegenden sittlichen Kräfte bis an ihre Grenzen darstellen, sondern vielmehr die Grenzen des Staates zugunsten der Freiheit des Individuums, des „idealischen Menschen" einengen. Und 1793, also wenige Jahre später, bezeichnete Fichte, damals noch Professor in Jena und in nahem Verkehr mit dem Weimarer Kreise, als den einzigen Endzweck des Staates die „Kultur zur Freiheit". Scheinbar ein Gleichklang zu den Tendenzen des französischen Staatsideales. Aber die Schrift, welche dieses Ziel begründete und zur Verteidigung der Revolution geschrieben wurde, war doch im letzten Grunde eine Verneinung ihrer praktischen Durchführung; denn es fehlte jener phantastische Begriff der Kultur zur natürlichen Gleichheit, ein Begriff, der in seiner unsittlichen Auffassung wohl keinem ferner lag als dem aufs äußerste individualisierten Willensmenschen Fichte. Er unternahm es, den „reinen" Staat aus dem persönlichen Selbstbewußtsein der einzelnen Menschen ohne Rücksicht auf alle natürlich-geographischen Bedingtheiten abzuleiten, ihn rein ethisch zu bestimmen; und nicht etwa aus einer Vorliebe für die mechanische Gleichheit der Individuen, sondern aus dem Gedanken der gleichen Versittlichung aller Grundlagen der eigentümlichen Persönlichkeit und infolgedessen auch schließlich der Grundlagen des gemeinsamen Lebens konnte er den Endzweck der Regierung darin erblicken, „die

Regierung überflüssig zu machen". Wiederum stand als letzter Gedanke kein nationaler Kultur- oder gar Machtstaat, sondern die unmittelbare Verbindung des Einzelnen mit dem Ganzen, das Weltbürgertum. Den nationalen, auf seiner politischen Macht beruhenden Kulturstaat als eine auf dem Wesen der Einzelnen wie des Weltganzen ruhende sittlich-notwendige Erscheinung eingefügt zu haben, blieb eigentümlichen Verbindungen vorbehalten, welche der klassische Idealismus mit den Folgen der französischen Revolution, mit der deutschen Geistesrichtung der Romantik und mit der Antike einging.

Der Klassizismus Weimars hatte unter dem starken und berechtigten Verlangen, die ästhetisch-sittliche Einzelpersönlichkeit gegenüber dem sittlichen Sozialismus zur Geltung zu bringen, eine Milderung des kategorischen Imperativs Kants vollzogen, er vernichtete die geschlossene Einheit der Menschheit, wenn auch nicht in ihrem Endziele, doch in der Gegenwart. Das Sittengesetz rückte aus dem sicheren Hafen der ewig gültigen Norm in den allzeit fließenden Strom individueller Eigenmächtigkeit hinaus, und es konnte die Frage aufgeworfen werden, ob es überhaupt die Aufgabe des menschlichen Lebens sei, des sittlichen Charakters als einer Verpflichtung zur Heranbildung des Idealmenschen sich bewußt zu werden und ihm so gewissermaßen doch wieder das persönliche Moment zu nehmen, oder ob es nicht vielmehr darauf ankomme, den eigenen Charakter unbewußt zu empfinden und ihn in die Ewigkeiten der Zeiten hineinzubilden. Diesen Schritt zur Mystik des persönlich Unbewußten tat die Romantik. „Uns, Söhnen dieses Jahrhunderts, ist der Vorzug zuteil geworden, daß wir auf dem Gipfel eines hohen Berges stehen, und daß viele Länder und viele Zeiten unsern Augen offenbar um uns herum und zu unsern Füßen ausgebreitet liegen. So laßt uns denn dieses Glück benutzen und mit heitern Blicken über alle Zeiten und Völker umherschweifen und uns bestreben, an allen ihren mannigfaltigen Empfindungen und Werken der Empfindung immer das Menschliche herauszufühlen": so charakterisiert Wackenroder sich und seine Berliner Freunde 1797 in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", so zieht die Romantik die Linie von dem Einzelnen zum Menschentum. Auch für sie bildete, wie für den Klassizismus, die Idee des

Menschen den Inhalt des Lebens, aber sie bestand nicht in der sittlich-ästhetischen Harmonie der Persönlichkeit mit sich selbst und mit ihrem Schicksal, die erst errungen werden muß, sondern in der tief innerlichen Urkraft, in der leidenschaftlichen Energie, die in dem Einzelnen als unmittelbare Folge seines Daseins verborgen lag und sich nach Leben und Offenbarung sehnte. Die verklärte, schöne Harmonie des klassischen Menschen löste sich in ursprüngliche, widereinander streitende Bewegungen aus, die sich nun unaufhaltsam und ungebunden in den quellenden Reichtum der Menschheit ergossen und von ihm das Menschliche wiederempfangen wollten. Der Mensch trennte sich zunächst von der Außenwelt; er wurde ganz als ein inneres, für sich lebendes und geheimnisvolles Wesen erfaßt, dessen bald schönen und melodischen, bald wild daherbrausenden Stimmen man lauschen wollte. Durch keine Norm und keine außer oder über ihm liegende Idee gehemmt, sollte er in das Universum der Zeit und des Raumes hineintönen, und erst in der Unendlichkeit fand sich der harmonische Zusammenklang gleichsam als etwas Selbstverständliches, als etwas in dem Wesen des Alls Liegendes wieder, der dem Einzelnen verloren gegangen war. Wie die Aufklärung an die absolute Gültigkeit des Verstandes, so glaubte die Romantik an die des Gefühls. Jede erste Bewegung, alles Unwillkürliche empfand sie als schön; schief und verschroben wird es, so schreibt einmal Heinrich v. Kleist, sobald es sich selbst begreift. Wir wissen, auf welche Abwege diese Lebenskunst geführt hat, wir kennen ihre weichen Formen, deren aristokratische, abgeschlossene Innerlichkeit vor der unästhetischen Berührung mit der verständnislosen Masse zurückschreckte, für sich selbst aber oft weder sittliche noch ästhetische Grenzen kannte, sooft die keusche Zurückhaltung im Genuß und in der Reue, in der Liebe und in der Freundschaft entbehren ließ. Aber bei all diesen Mängeln dürfen wir nicht vergessen, daß die Romantik die geheimnisvollen, ewig über sich selbst hinauswirkenden Werte der Persönlichkeit wiederentdeckte, das Recht auf das individuell-eigentümliche Dasein, sei es in der Form des stillbeschaulichen Wackenroder oder des titanenhaft ringenden Heinrich v. Kleist, für die Geschichte wieder lebendig gemacht hat. Die Romantik tat noch mehr. Gerade durch ihre Mystik der Selbsterkenntnis und

Selbstoffenbarung, durch ihre Forderung nach einer Harmonie in der Unendlichkeit fand sie die Spuren wieder, die von dem einzelnen Menschen zu seinem Volke, von dem deutschen Menschen zu seinem deutschen Volke führen.

Wie löst sich dieser scheinbare Widerspruch?

Für den Klassizismus war das deutsche Volk gleich den alten Griechen das eigentliche Menschheitsvolk der Erde. Mochte es auch gleich den hellenischen Staaten sich in seine einzelnen Partikularstaaten auflösen, oder mochte es politisch ganz vernichtet werden, so bewahrte es doch seinen ewigen Wert als das Volk des Geistes, dem als solchem zuletzt die Herrschaft zuteil werden müsse. Diese Anschauung von der universellen Bedeutung des Deutschtums als des größten Kulturträgers aller sittlichen und religiösen Güter belebte die damalige deutsche Bildung von den Weimarer Heroen her, sie ist auch in die Gedankenwelt der Romantik aufgenommen. Aber jene unendliche Scheidung der Individuen, jene Unermeßlichkeit der Kräfte, die in ihnen verborgen lag, führte sie weiter. Die Einzelnen sollten ja nicht schließlich wie bei dem Klassizismus in jenen einen Typus des „idealischen Menschen" ausmünden, der schon in sich die Harmonie verwirklichte, sondern gerade ihre ursprüngliche Kraft bewahren, die sie als wichtiges, ja unentbehrliches Lebensgut der Harmonie der Ewigkeit einzufügen hatten. Gerade die Ergründung und Vertiefung der Werte des eigentümlich-persönlichen Lebens führte die Romantik zu der Erkenntnis, wie bedeutsam für das Wachsen des Menschen das Volk, die Nation seien, die gemeinsamen, in ihnen wiederum als einer Einheit verankerten Güter der Sprache und Abstammung, der Sitte und der Tradition. Ihre einzige Stütze bildete der Staat, er war der Hüter jener Schätze, ohne welche das Werden des Menschen undenkbar schien, und dem Bürger strömten aus dem Machtbewußtsein des Staates neue Kräfte zu, die sein eigenes Dasein erhöhten. So ergab sich als notwendige, freilich mehr dunkel empfundene als klar durchdachte Folge der Gedanke: „Die Staaten werden verschieden bleiben, solange die Menschen verschieden sind." Das bedeutete aus der romantischen Lebenskunst heraus die Forderung: Völker und Staaten müssen verschieden bleiben, damit die Menschen ihre Urkräfte und ihre Eigen-

art bewahren können. Sobald diese Erkenntnis die Seele ergriff, befanden sich auch diejenigen, welche wie Novalis und Fr. Schlegel der französischen Bewegung starke Zugeständnisse gemacht hatten, im Gegensatz zu den Ideen der Verwirklichung des reinen Staates, im Gegensatz zu der Verallgemeinerung der revolutionären Ideen auf das übrige Europa. Das ist vielleicht der gemeinsame Weg, der die Romantiker zu einem feineren Verständnis des Volkes und des Staates führte als den deutschen Idealismus. Es ist jene Erkenntnis, die sie befähigte, der Geschichtswissenschaft neue Bahnen zu zeigen, indem sie die den einzelnen Völkern als Gesamtindividuen immanenten Gesetze aufdeckte. Aber mit ihr verbanden sich Motive ganz anderer Art. Die bedeutsame Einschätzung ursprünglicher Kräfte führte die Romantik auf die Vergangenheit zurück. Bei Novalis erwachte im Hinblick auf das schlichte Leben Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise die Vorliebe für den patriarchalischen Staat der brandenburgisch-preußischen Herrscher. Fr. Schlegel sah in dem ständischen Staate der vergangenen Jahrhunderte das Ideal der Zukunft und kam dadurch wieder zu allgemeingültigen Formen, die sich in der Geschichte bereits offenbart hätten und nur die Zeit erwarteten, um zu neuem Leben aufzuerstehen. Bei allen diesen in die Vergangenheit zurückbiegenden Gedanken, von denen bald eine Verbindung der Romantik mit einer politischen Reaktion als das alleinige Mittel, der furchtbaren Gegenwart zu entfliehen, ihren Ausgang nehmen sollte, diente als Grundlage jener der ganzen deutschen Bildung damals eigentümliche Universalismus, und die Träger der Romantik sahen in ihm immer wieder ihr Ziel. Bot sich nicht auch diesem zunächst künstlerischen Bestreben in der Staatengeschichte der Vergangenheit ein Bild wunderbarer Größe dar, das bereits einer universellen Harmonie sich näherte, und war nicht in der Einheit der mittelalterlichen Kirche und des mittelalterlichen Staates eine Kultur erschienen, in der alle die Gegenwart so bedrängenden Gegensätze zwischen geistiger Kraft und politischer Macht sich aufgelöst hatten; war nicht die deutsche Nation der eigentliche Träger dieser christlich-europäischen Kultur der Vergangenheit, und sollte es ihr nicht beschieden sein, in der Zukunft diese Rolle wieder zu spielen? — Die Romantiker und die durch die Romantik beein-

flußten Staatsmänner haben zum großen Teil diese Einheit und diese universal-nationale Machtstellung in die Geschichte des deutschen Mittelalters hineingelesen, so Novalis und Schlegel, Adam Müller und Friedrich Gentz, während sich der Klassizismus, an seiner Spitze Goethe, gegen solche geschichtlichen Unrichtigkeiten scharf ablehnend verhielt; die Romantiker haben an eine Wiederherstellung dieser Grundideen, an die Begründung eines großen europäischen Staatensystems, das von Deutschland seinen Ausgang nehmen sollte, unter Wahrung der eigentümlichen Kräfte jeder Nation ihre Hoffnungen für die Zukunft geknüpft: ihre Hoffnung, dadurch die gleichmachenden, ungeschichtlichen Tendenzen der Revolution zu beseitigen und jenen Emporkömmling wieder in den Abgrund zu stürzen, der im Begriffe stand, den Umsturz alles Vorhandenen und geschichtlich Gegebenen in sich zu verkörpern und dauernd zu machen, Napoleon Bonaparte.

Einst hatte man geglaubt, daß von der französischen Revolution aus die Befreiung Europas, die Freiheit und Schönheit eines neuen Volkslebens in politischer Gestaltung ihren Ausgang nehmen werde. Die Jakobiner richteten die politischen Gedanken der Revolution zugrunde, weil sie keine Neuordnung zu schaffen vermochten. Der Herzog von Broglie schreibt in seinen Erinnerungen über den Staatsstreich Bonapartes 1799: „die, welche nicht jene Zeit erlebt haben, können sich keinen Begriff von der Entmutigung machen, die sich damals Frankreichs bemächtigt hatte. Man sehnte sich nur nach Ordnung. Der 18. Brumaire (9. November) war eine Befreiung und die nun folgenden Jahre eine Reihe von Triumphen, nach außen über die Feinde, im Innern über die Anarchie". Der alles zerschlagende Terrorismus der Bewegung kühlte die ursprüngliche Begeisterung in Deutschland für die Art der Verwirklichung, nicht für die Idee selbst ab. Und als nun Bonaparte in seinem glänzenden italienischen Feldzuge 1796 die österreichischen Heere von der Halbinsel vertrieben und die Fürsten ihrer Throne entsetzt hatte, da wandte sich das Interesse alsbald diesem glänzenden Stern zu. Tausende von gebildeten Deutschen erwarteten von seinem großen Genius, daß er imstande wäre, den natürlichen Freiheitsgedanken und das auf das ganze Volk sich gründende Nationalitätsbewußtsein

zu versittlichen, daß der Geist der Zeit, die Ideen von 1789 aus der dämonischen Unendlichkeit der Abstraktion in sein persönliches Dasein sich hineingerettet hätten, und daß sie von ihm aus über ganz Europa hin zu ruhiger Entfaltung gelangen würden. Bonaparte erschien seinen deutschen Bewunderern als eine gewaltige, allein aus sich und ihrem Schicksal heraus schaffende Naturkraft, welche mit ihren Riesenfängen die Zeit umschlingt und sie zunächst dem eigenen Willen dienstbar macht, aber nur, um dann selbst ganz der Gegenwart, dem Gewordenen zu leben. Dies neue geniale Wesen widersprach allem Nationellen, es schien gleich dem Romantischen aus der grundlosen Tiefe des eigenen Ichs geboren zu sein, über alles Gegebene hinweg zur Selbstoffenbarung, zum Bewußtwerden der eigenen Tat zu drängen. Wen darf es wundern, daß solches Leben auch die deutschen Zeitgenossen in seinen Bann zog? — Goethe erblickte in Napoleon das riesenhafte Phänomen, in dessen Hände das Schicksal der Welt gegeben war; er imponierte ihm wie kein anderer. Noch im April 1813 vernehmen wir die Worte: „Schüttelt nur an euren Ketten, der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen", und 1828 gesteht der Altmeister seinem Eckermann, Napoleon habe sich in dem „Zustande fortwährender Erleuchtung" befunden. Hegel, der Vollender der idealistischen Philosophie, bewunderte in Napoleon ein Individuum, das über die Welt hinübergreift und sie beherrscht; und in der Nacht, welche der Niederlage Preußens bei Jena voranging, vollendete er daselbst sein grundlegendes Werk, die „Phänomenologie des Geistes". In dem Imperator verkörperte sich ihm der Geist der bisherigen Geschichte, der Weltgeist. Wielands „Teutscher Merkur" und Posselts „Taschenbuch für die neueste Geschichte" sangen in den Jahren 1798 und 1799 das Lob des „billigen und bescheidenen Alexander", des Helden, der von Ägypten aus auch Indien bezwingen werde. Kant, Fichte und Görres sahen in England den Friedensstörer, die zu bekämpfende und niederzuringende Macht. Die deutschen Publizisten des Südens und Nordens standen zunächst fast ausnahmslos auf seiner Seite. Cottas „Allgemeine Zeitung" zu Augsburg und des Historikers K. L. v. Woltmann Zeitschrift „Geschichte und Politik" zu Berlin hofften auf Napoleon als Retter Frankreichs und Europas. Zahlreiche deutsche Zeitungen, namentlich des

Südens und des Westens, aber auch die Blätter der preußischen Hauptstadt wurden Herolde seiner Taten, und eine 1799 auf den Straßen von Berlin verkaufte Flugschrift meinte, daß jetzt ein gewaltiges, das Land verwüstendes Ungeheuer durch Bonaparte, „einen von Gott hoch erleuchteten, geistvollen Mann, von dessen Seite alles Gute herkomme", getötet würde. Der Pfälzer Karl Geib und der Däne Jens Baggesen sehnten in ihren Gedichten den Helden von Afrikas Gefilden herbei. Der Naturphilosoph Heinrich Steffens, ein Freund Schleiermachers und gewiß unverdächtiger Zeuge, bestätigt in seinen Erinnerungen „Was ich erlebte" die weit verbreitete Sympathie, die man dem Helden entgegenbrachte: „es war nicht bloß eine subjektive, es war eine unwillkürliche allgemeine Verehrung, die alle jugendlichen Gemüter für Bonaparte einnahm". Der ägyptische Feldzug galt für eine „kosmopolitische Tat, welche die gesamte zivilisierte Menschheit in ihren Bann ziehen werde". Der Beginn des neuen Jahrhunderts sah nach den vernichtenden Niederlagen der Koalition bei Marengo und Hohenlinden die Friedensschlüsse zu Lüneville, Florenz, Amiens; und der Hallenser Professor C. D. Voß konnte im März 1805 in seiner neu begründeten Zeitschrift, den „Zeiten", seinen Lesern verkünden, daß der „Heiland" Frankreichs, von Kriegsruhm gesättigt, beschlossen habe, „sich dem schöneren, von ihm auch wohl für seine Zwecke wirksamer erkannten Ehrgeize zu weihen, Retter, Friedensstifter, Staatenschöpfer und Umbilder zu werden". Zieht man die Summe der Gesamtstimmung der öffentlichen Meinung Deutschlands, so änderten auch der Friede zu Lüneville 1801, der Reichsdeputationshauptschluß 1803, die Übertragung des lebenslänglichen Konsulates auf Napoleon und seine Erklärung zum Kaiser der Franzosen durch Tribunat, Senat und Volk an dem Bilde nichts, obwohl diese Dinge die tatsächliche Aufhebung des alten Deutschen Reiches bekundeten. Nur eine Geistesrichtung in Deutschland machte eine Ausnahme: die zuletzt geschilderte Romantik.

Man hätte glauben sollen, gerade jene scheinbar ganz aus sich heraus schaffende Naturkraft Napoleons würde die Anschauungswelt der Romantiker besonders auf sich gezogen haben. Gewiß verhielt es sich so auch bei einzelnen: In dem „Berlinischen Archiv der

Zeit und ihres Geschmacks", sowie seiner Fortsetzung, der „Eunomia", die mit besonderer Feindseligkeit gegen Schiller sich gebärdete, schimmerte eine Bewunderung Napoleons durch die Romantik wenigstens leise durch. Der romantisch-feudale Friedrich de la Motte-Fouqué, der spätere Sänger der Freiheitskriege, dachte daran, in ein französisches Chasseurregiment einzutreten. In Preußen war ja seit dem Baseler Frieden 1795, der den Staat Friedrichs des Großen in der öffentlichen Meinung Deutschlands so stark herabsetzte, der Glaube weit verbreitet, daß er der natürliche Verbündete Frankreichs sei. Aber auch der Rheinländer Joseph Görres, später der Herausgeber des „Rheinischen Merkur", der 1792 für die Vereinigung mit einem mächtigen Reiche, d. h. mit Frankreich, geschwärmt hatte, sah in Bonaparte zunächst einen Freiheitshelden, und E. M. Arndt erwartete anfangs von seinem Genius, daß er den Bau fortsetzen würde, den die Ideen von 1789 als der Anfang der dritten Epoche des Christentums und damit einer neuen Kulturzeit begonnen hätten. Doch von diesen einzelnen Erscheinungen abgesehen — und wie bald verwandelten sie sich in ihr Gegenteil! — blieb die Romantik als Gesamtheit der erste Gegner Napoleons in dem geistigen Leben Deutschlands. Auch in ihm verkörperte sich ein universalistischer Gedanke, aber nicht in der romantischen Anschauung, daß die nationalen Gemeinschaften als innige Verbindung des gesamten inneren und äußeren Lebens der einzelnen Völker in dem unendlichen Zusammenhange des Alls harmonisch sich aneinanderschließen sollten, sondern in der imperialistischen Forderung eines französischen Nationalstaates, der gleich dem alten römischen Weltreiche seine Fittiche über den ganzen Weltteil ausbreitete; die französische Nation sollte das Herrenvolk Europas bilden. Damit drohte Napoleon die europäische Kultur in ihrer Mannigfaltigkeit zu vernichten, in einer grandiosen Militärdespotie, die an die Stelle des absoluten Despotismus der vielen Einzelstaaten diesen einen allgewaltigen Staat setzte, die Ideen der verhaßten Aufklärung in der Durchführung noch zu verschärfen. So standen der kommende Universalismus Napoleons und der auf die Vergangenheit sich gründende Universalismus der historischen Romantik, demgegenüber das Recht der sich selbst bestimmenden Persönlichkeit immer mehr in

den Hintergrund trat, in vollkommenem Gegensatz zueinander. Schien dort der Staat ein abstrakt-künstliches Leben zu führen, das sich, ähnlich wie bei dem friederizianischen Preußen, auf der rücksichtslosen Willensenergie eines Einzelnen und der durch ihn geschaffenen und geleiteten Beamten- und Militärhierarchie aufbaute, auf Ständen und Familien, welche diesem einen ihr Dasein verdankten, so legten hier die großen irrationellen Mächte der Tradition und der Sitte, die unendlich verwickelten Zusammensetzungen der sozialen Verbände den festen Grund der nationalen Gemeinschaft; sie alle kann man wohl in ihrer geschichtlichen Entstehung und Entwickelung würdigen und verstehen, aber man darf sie nicht aus ihrer bisherigen Form auseinanderreißen, wenn man nicht den Staat selbst aus seinen Angeln heben und den letzten Widerstand gegen das Prinzip des Neuen beseitigen will. So richtete sich schon im ersten Jahrzehnt des neuen Säkulums die ganze Tätigkeit der politischen Romantiker, die namentlich durch Gentz' Übersetzung von Burkes „Betrachtungen über die französische Revolution" beeinflußt waren, dahin, das angeblich natürlich erwachsene organische Gebilde der Vergangenheit, wie es sich ihnen in der ständisch-klerikalen, auf der Vorherrschaft des Adels und der Kirche beruhenden Staatsform repräsentierte, als ein festes Bollwerk gegen die Ideen von 1789 und gegen den Universaldespotismus Napoleons wiederherzustellen. Der Widerstand, den der Adel der Steinschen Reform und dann besonders ihrer stark bureaukratischen Fortsetzung durch Hardenberg entgegensetzte, war nicht ein bloßer Willensausdruck seines ständischen Egoismus, sondern ein prinzipieller Gegensatz zu der Staatsauffassung, welche durch sie vertreten wurde. So forderte Adam Müller 1811 im Namen märkischer Edelleute die Erhaltung der bisherigen Grundeigentümer bei ihren Besitzungen, die Befestigung des alten Besitzes, die Erhaltung des hergebrachten Verbandes der Grundstücke untereinander; zur Befestigung dieser „innersten und heiligsten Bande" hätten auch die Dienst- und Untertänigkeitsverhältnisse, die Patrimonialgerichtsbarkeit und selbst die verrufenen Gemeinheiten beigetragen. Freilich: wie bereits den Frühromantikern der scharf ausgeprägte sittliche Charakter der Einzelpersönlichkeit fehlte, so ging dem Staatsgedanken der politischen Romantik der sittliche

Zweck vollständig verloren. E. M. Arndt, der noch 1807 dankbar bekannte: „Ich sollte das Romantische verdammen? ich mit meiner Lebensansicht? Dann müßte ich Narr ja alles verdammen, was wir Schönstes gewesen sind, und alles, was wir dadurch wurden und noch besitzen. Denn wo noch blühender Geist ist, wo wäre es nicht das Romantische, das uns das Schöne bringt?", warnte doch bereits 1806 in seinem ersten Teile des „Geistes der Zeit" vor jenem nur rückwärts schauenden Sinn und forderte Deutschlands Völker mahnend zu der einzig möglichen politischen und geistigen Rettung auf, „mitzugehen durch den Feuertod, um das lebendige Leben für sich und andere zu gewinnen". Nicht eine einseitige Wiederherstellung des Alten konnte Hilfe verheißen, wie sie die politische Romantik unter Friedrich Gentz und Adam Müller seit 1809 ins Werk zu setzen suchte, nachdem Preußen und Österreich, und damit das ganze deutsche Volk, mit dem die romantische Lebenskunst so eng verbunden war, unter den vernichtenden Schlägen des Imperialismus sich hatten beugen müssen, sondern nur eine innige Verschmelzung des Alten und Neuen, des alten absolutistischen Machtgedankens mit dem neuen, auf der Mitarbeit des ganzen Volkes beruhenden Kulturgedanken, wie sie die Reorganisation des preußischen Staates seit 1807 herzustellen suchte. Damit vollzog sich in diesem deutschen Einzelstaate eine Aufnahme des sittlich-pädagogischen Problems in das ganze Leben der politischen Gemeinschaft, wie es Schiller einst in seinen Briefen an den Herzog von Augustenburg geschaut hatte, eine Verwandlung der natürlich-individuellen Gedanken Rousseaus und der französischen Revolution in die sittlich-individuelle Form des deutschen klassischen Idealismus unter voller Wahrung des Persönlichkeitswertes, welchen die ursprüngliche Romantik in so bestimmter Weise betont hatte.

Als die beiden bisher gegnerischen Vormächte Deutschlands, Österreich und Preußen, 1792 es unternahmen, mit der ersten Koalition den revolutionären Gedanken zu brechen, da spottete man zuerst in den Kabinetten und Hauptquartieren der kriegführenden Staaten über die „französischen Patrioten", man spürte selbst nichts von der Macht einer vorwärtsdrängenden Idee, welche ein ganzes Volk ergriffen hatte; sie rief es nun unter die Waffen, um das Vater-

land und seine Neuschöpfung zu verteidigen. Zu dem bisherigen Endzweck des revolutionären Staates, der Kultur zur Freiheit und Gleichheit, gesellte sich ein zweiter: die machtvolle Durchsetzung eines einheitlichen, auf der freiwilligen Mitwirkung des ganzen Volkes ruhenden Nationalitätsgedankens gegenüber dem Angriffe feindlicher Mächte. Die Nation wußte sich von der Schablone der bisherigen Verteidigungs- und Angriffsform frei und fühlte nicht mehr allein kulturell-geistig, sondern auch politisch das Ideal jener Volksgemeinschaft in sich lebendig, welcher der Einzelne sich einfügte und an seinem Platze diente. In dieser neuen Lebendigkeit, die mit dem Einheitsgedanken des französischen Despotismus nur den Namen gemeinsam hatte, ruhte die siegende Kraft, die bald die verspotteten Revolutionsheere gegen die Armeen der alten Militärstaaten offenbarten, und diese Lebendigkeit aller Einzelwillen für das Staatsleben ist es, welche die Männer der preußischen Reform, die Stein und Scharnhorst, Gneisenau und Boyen, Grolman und Götzen dem so hart getroffenen Staate einprägten, ohne die Grundfesten der friederizianischen Macht, das stehende Heer und das seiner Pflicht bewußte Beamtentum, aufzugeben. Die französische Revolution hatte jene neuen Energien: die Sehnsucht der Gebildeten nach einer Hinaushebung des Menschen aus der einseitigen, eudämonistischen Verstandeskultur und der niederen Volksklassen nach individueller und sozialer Befreiung von den ständischen Mächten, die Forderung nach der Geltendmachung des Volkswillens gegenüber der einseitigen Betonung des Herrscherwillens und das Verlangen nach politischer Selbstbestimmung in einseitig-radikaler Weise ausgenutzt und versuchte nun ihren Radikalismus auch den übrigen europäischen Staaten als einen Gleichheitswillen aufzuzwingen. Die Männer der preußischen Reform schlugen den geschichtlichen Weg unter der starken Betonung des sittlichen Prinzipes ein, verbanden das durch die Geschichte Notwendig-Bestimmte mit der Freiheit des Handelns für die Zukunft und versuchten so die neuen Gedanken, deren Gewalt ihnen der Verlauf der Revolution bewies, dem ehrwürdigen Gebäude des alten Staates dienstbar zu machen, ihm einen weiteren, tieferen Inhalt zu geben. Die Städteordnung schuf unter der Autorität

des Staates jene Selbstverwaltungskörper, welche dem Bürgertum das Bewußtsein seiner Eigenart und seiner Kraft wiederschenkten. Das Edikt über die Aufhebung der Erbuntertänigkeit konnte verkündigen, daß es vom Martinitage 1810 an nur freie Leute in Preußen geben würde. Nicht Gnade und Willkür, sondern gleiche Pflichten und gleiche Rechte, Verdienst und Freiheit sollten die Grundlagen dieses Staates bilden. Die allgemeine Wehrpflicht war eine Frucht der Revolution. Frankreich selbst vermochte dieses Erbe nicht in seiner ursprünglichen Größe und Reinheit zu bewahren. Bereits Napoleon durchbrach das Prinzip: sein Konskriptionssystem erlaubte die Ablösung der persönlichen Wehrpflicht durch Stellung eines Stellvertreters. Die militärische Reorganisation Preußens vermied diesen Irrweg; sie handelte getreu dem ersten Grundsatze ihrer Begründer, daß alle freien Staatsbürger für ihren Teil, mit ihrem Leib und ihrem Leben, ihre Freiheit auch zu verteidigen, im gegebenen Falle wiederzuerringen hätten. Die sittliche Gesinnung des Herrschers für sein Volk, das war das Unvergängliche, das Ewige an Friedrich dem Großen, und das hat die Reform in den neuen Staat als ein köstliches Erbe mit übernommen, sie hat es unter dem starken Eindruck der französischen Revolution, unter der inneren Bedingtheit durch die deutschen Geistesströmungen vertieft, verallgemeinert für das ganze Volk. Alle Volksklassen sollten aus ihrer sittlichen Gesinnung heraus dem Staate in Krieg und Frieden dienen und so selbständig das Problem als Tat lösen, wie sich der Eigenwille zum Allgemeinwillen verhalten muß.

Und nun kehren wir noch einmal zu den Anfängen des deutschen Idealismus zurück, um auch von ihm aus diese Gedankengänge aufzunehmen. Das System Kants hatte durch die allgemeingültige Fassung des Pflichtgedankens das Recht und die Bildung des Menschen zur Persönlichkeit wenigstens prinzipiell nicht berücksichtigt; von Goethe und Schiller war demgegenüber die sittlich-ästhetische Harmonie der Persönlichkeit betont worden, aber die Forderung ihres „idealischen Menschen" trug doch stark allgemeine Züge. In Ergänzung zu diesen Formen des philosophischen und des künstlerischen Idealismus stellte sich Schleiermacher, von der Romantik herkommend, das Problem, jedem Einzelnen seine Eigentümlichkeit

zu wahren, ohne der Unbedingtheit der sittlichen Forderung etwas zu vergeben, den einzelnen Menschen neben der allgemeinen Einheit als einen Endzweck der sittlichen Idee zu erweisen. Die Möglichkeit fand er darin begründet, daß der Einzelne dazu berufen sei, in sich die Menschheit, das Absolute, zu einer eigentümlichen Darstellung zu bringen, es in sich zu entfalten, es durch die Allheit aller Einzelindividuen zu erweitern. Er mußte zu diesem Zwecke die geschichtlichen Lebensgestaltungen aus ihrer Zufälligkeit herausheben, ihre sittliche Notwendigkeit an sich, nicht allein in ihrer Beziehung zu dem sittlichen Endzwecke erweisen. Nur dann kam in dem großen geschichtlichen Zusammenhange auch die Eigentümlichkeit zu ihrem Rechte, nur dann wurde der Mensch von den Wogen des geschichtlichen Lebens nicht nur getragen, sondern er war selbst wieder ein Teil der Woge, welche das Schiff der Geschichte trägt und weiterführt. Die Einzelnen bilden ein Mittel zum Endzweck, aber sie sind zugleich selbst Endzweck. Erst in der Verwirklichung des Guten durch die absolute Einheit der Menschheit und durch die Allheit der Einzelnen liegt der Endzweck der sittlichen Idee, des Absoluten beschlossen. Auf diesem Wege gelangte Schleiermacher zu einer richtigen Einschätzung des Individuell-Eigentümlichen in der Geschichte, sei es als der Einzelpersönlichkeit, oder sei es als der Kollektivpersönlichkeit, wie er sie gegenüber Kant herstellt. Dieses Individuell-Eigentümliche, das lehrte ihn die romantische Lebenskunst und das lehrte ihn sein Preußentum, ist gebunden an das Volk, von dem sich der einzelne Mensch nicht lösen kann, wenn er nicht seine Individualität aufgeben will; aber er ist auch gebunden an den Staat, von dem er sich als sittliches Wesen nicht lösen darf. Die eigentümliche Erscheinung des besonderen, des konkreten Staates trägt ihren eigenen Wert in sich mit allen Wandlungen, die sie im Laufe der Geschichte erlebt; der reine Staat, die absolut normative Staatsidee sind Fiktionen einer unhistorischen, ja unsittlichen Einbildungskraft. So konnten seine Monologe 1799 verkündigen: „Sorge nicht um das, was kommen wird, weine nicht um das, was vergeht; aber sorge, dich selbst nicht zu verlieren, und weine, wenn du dahintreibst im Strome der Zeit, ohne den Himmel in dir zu tragen." Und dieselben Monologe reden in jenen herrlichen Worten von der Bedeutung des eigentümlichen, des geschichtlichen

Staates, des Vaterlandes: „Wo sind vom Staat die alten Märchen der Weisen? Wo ist die Kraft, die diese höchste Entwickelung des Daseins dem Menschen gegeben, das Bewußtsein, das jeder haben soll, ein Teil zu sein von des Vaterlandes Vernunft und Phantasie und Stärke? Wo ist die Liebe zu diesem selbstgeschaffenen Dasein, die lieber das enge persönliche Dasein opfern als jenes verlieren will, die lieber das Leben wagen, als daß das Vaterland gemordet werde? Wo ist der eigene Charakter jedes Staates, und wo die Werke, durch die er sich verkündet? So fern ist dies Geschlecht von jeder Ahnung, was diese Seite der Menschheit wohl bedeuten mag, daß sie von einem bessern Organismus der Gesellschaft träumen, gerade wie von einem Ideal des Menschen, daß, wer im Staate lebt, es sei der neuen oder der alten einer, in seine Form gerne alle gießen möchte, daß der Weise in seinen Werken ein Muster für die Zukunft niederlegt und hofft, es werde doch einmal zu ihrem Heil die ganze Menschheit es als ein Symptom verehren; daß alle glauben, der sei der beste Staat, den man am wenigsten empfindet, und der auch das Bedürfnis, daß er da sein müsse, am wenigsten empfinden läßt. Wer so das herrliche Kunstwerk des Menschen, wodurch er auf die höchste Stufe sein Wesen stellen soll, nur als ein notwendiges Übel betrachtet, als ein unentbehrliches Maschinenwerk, um seine Gebrechen zu verbergen und unschädlicher zu machen, der muß ja das nur als Beschränkung fühlen, was ihm den höchsten Grad des Lebens zu gewähren bestimmt ist." In den Monologen treten zum ersten Male eigentümliche Persönlichkeit und eigentümlich-geschichtlicher Staat in die sittliche Wechselwirkung miteinander, welche acht Jahre später die praktische Reform zu verwirklichen gesucht hat. Ihrem Verkündiger waren diese Ideale einer vielleicht noch fernen Zukunft vorbehalten, wenn er schreibt: „So bin ich der Denkart und dem Leben des jetzigen Geschlechts ein Fremdling, ein prophetischer Bürger einer späteren Welt, zu ihr durch lebendige Phantasie und starken Glauben hingezogen, ihr angehörig jede Tat und jeglicher Gedanke." So verstehen wir die beglückten Worte aus dem Jahre 1808, als sich ihm die Aussicht auf eine Tätigkeit im Staate eröffnete: „Wissenschaft und Kirche, Staat und Hauswesen — weiter gibt es nichts für den Menschen auf der Welt, und ich gehörte unter die wenigen

Glücklichen, die alles genossen hätten. Freilich ist es nur in dieser neuesten Zeit, wo die Menschen alles trennen und scheiden, daß eine solche Vereinigung selten ist; sonst war jeder tüchtige Mensch wacker in allem, und so muß es auch werden, und unsere ganze Bemühung geht darauf, daß es so werde." Damit hatte Schleiermacher jene großen Mächte gefunden, die zwischen dem Einzelnen und dem Universum stehen, ohne dieses aufzugeben. Von der Aufklärung wurden sie einst als geschichtliche Traditionen beiseitegeschoben, wenn sie das einzelne Wesen in seiner Glückseligkeit einengten, oder wurden höchstens als Mittel zur eigenen Glückseligkeit empfunden, die Romantik hatte sie als geschichtliche Notwendigkeiten, als natürlich-organische Bedingungen erkannt, ohne deren Bestand auch das Eigentümliche, das Original-Ursprüngliche des Menschen an Wert einbüße, Schleiermacher empfand diese geschichtlichen Mächte als sittliche Probleme, als Zeugnisse einer Vergangenheit, welche die Gegenwart weiterzubilden habe, als Ausdrucksformen des gemeinschaftlichen Lebens, die ihren sittlichen Zweck in sich tragen. So vollzog sich in ihm eine innere Einheit zwischen der Romantik und dem klassischen Idealismus zu schöner Harmonie. Ihm und ebenso E. M. Arndt ist es bewußt geworden, daß auch der Größte seines Volkes bedarf, von ihm bedingt wird, ja bedingt werden muß, um es weiterzuführen, daß er selbst ohne diese Gemeinschaft nicht zur vollen Entfaltung seines Daseins kommt. Und beide sahen diese Gemeinschaft, diesen sittlichen Kulturgedanken verankert in dem nationalen Machtstaat, der seine äußere Unabhängigkeit zu wahren oder wiederzuerringen hat; gelänge dieses nicht, sagt Schleiermacher, so haben alle inneren Reformen keinen Zweck. Der nationale Machtstaat trägt dadurch selbst einen sittlichen Charakter; er ist nicht etwas rein Überkommenes, rein Geschichtliches, sondern etwas aus dem persönlichen Leben des Einzelnen notwendig sich Ergebendes, eine Form des Gemeinschaftslebens, in welcher der sittliche Endzweck zu einem eigentümlich-nationalen Ausdruck kommt. Schleiermacher fand, früher als die Männer der praktischen Reform, die Anlehnung an den Staat Friedrichs des Großen in seiner Gesinnung und seiner Idee wieder, mochte auch die Art der Verwirklichung sich anders gestalten, und wir verstehen es, wenn er in schärfster Weise

1808 den Gegensatz gegen Fichtes „Reden an die deutsche Nation" herausfühlte; denn für sie bildet der deutsch-nationale Staat der Zukunft schließlich doch nur die Verwirklichung des einen rein abstrakt konstruierten Staates, die deutsche Nation das Mittel, um ein allgemeingültiges, ungeschichtliches Weltbürgertum herzustellen. Volk und Vaterland geben dem Einzelnen die Möglichkeit, das Unvergängliche, das Ewige in seinem eigenen Werke zu erziehen. Die verzehrende Flamme, welche die Nation als die Hülle des Ewigen faßt, nicht der Geist der ruhigen, bürgerlichen Liebe zu der Verfassung und den Gesetzen verbürgt die Verheißung eines neuen Lebens, welche das rein Menschliche zum Inhalte hat. Die deutsche Nation ist dazu berufen, das Allgemein-Menschliche, das Vollkommen-Menschliche heranzubilden, und auf diesem Grunde wird sich dann der vollkommene Staat aufbauen lassen. Diesen großen Aufgaben der sittlichen Erneuerung soll das deutsche Volk sich zuwenden, dann wird es die innere Befreiung von der Fremdherrschaft, von dem Prinzip des starken, aber auf das Verkehrte gerichteten Geistes sich erringen, dann wird von ihm aus eine wirkliche Regeneration des Menschengeschlechtes ihren Anfang nehmen. In der Energie der sittlichen Willenskraft Fichtes fand der Charakter des Deutschtums seinen einseitigen aber erhabenen Ausdruck. Die einzigartige Bedeutung der deutschen Nation, welche die Reden ihr zuweisen, die alleinige Betonung des sittlich-erziehlichen Momentes im Gegensatz zu dem politischen, die unbedingte Ableitung der Nation und des Staates allein aus der ethischen Willensform des Menschen ohne jeden irdischen Beigeschmack, ohne jeden natürlichen, an den Boden sich klammernden Patriotismus bewirkten es, daß die Hörer bis in die Tiefe der Seele gepackt, daß die Reden in zahlreichen Familien wie „eine Art Gebetbuch" angesehen wurden.

Bei dem Verfasser der „Monologe", bei Schleiermacher, vollzog sich die Wendung zum Universum auf einem anderen Wege, nicht durch die politische Idee, sondern durch die Religion. Drei Forderungen stellte er in den Reden über die Religion an ihr Wesen: ihre Geselligkeit und die darauf beruhende praktische und intellektuelle Wechselwirkung mit der Gesamtheit als natürliche und sittliche Grundlage, ihre Kontinuität im Wesen des Menschen, so daß jede

Unterbrechung Irreligion ist, und ihre absolute Vermittelung des Endlichen mit dem Unendlichen, jene große Idee, die in Christus zu herrlicher Klarheit gekommen war, und der auch der einzelne Mensch, sofern er Religion hat, oder vielmehr sofern ihn die Religion, das schlechthinnige Abhängigkeitsgefühl von Gott ergriffen hat, immer wieder dienen soll. Einst hatte die Aufklärung gegenüber der landeskirchlichen Entwickelung der Religion wieder universalen, schlechthin verbindenden Charakter zu geben versucht, aber der Versuch war auf Kosten der Religion mißlungen, weil die Aufklärung ihr Wesen selbst, nicht nur ihre geschichtlichen Erscheinungsformen verstandesmäßig zu meistern suchte, und weil sie den religiös empfindenden Menschen gewaltsam aus der Gemeinschaft herausriß. Indem Schleiermacher es wagte, einer an Religion so armen Zeit ihre Abhängigkeit von Gott zu offenbaren und ihr ganzes Dasein wieder mit Gott zu verbinden, gab er ihr die ewige Quelle des Lebens zurück, die der Menschheit einst Jesus verkündigt hatte; er wurde nicht nur der wissenschaftliche Begründer der neuen Theologie, sondern er wurde der Prophet eines Lebens in Gott, der den Führern seines Volkes in den kommenden Jahren ihren religiösen Charakter gab. Als die Reden im August 1806, also kurz vor Ausbruch des Kampfes zwischen Frankreich und Preußen, in zweiter Auflage erschienen, da konnten die Schlußworte bereits darauf hinweisen, daß das Wesen des Protestantismus als unsichtbare Kraft noch ungeschwächt in Deutschland fortlebe, daß, falls es jetzt mit seinem äußeren Dasein zu Ende gehen sollte, es mit Riesenkraft wieder aufstehen werde. Und Fichtes Vorlesungen, die er bereits im Winter 1804/05 in Berlin hielt, hatten doch, mochte ihre politische Wirkung verderblich sein, und mochten sie in der Betonung des Gegensatzes gegen England die leitenden preußischen Staatsmänner in ihrem unheilvollen Systeme der Anlehnung an Frankreich oder wenigstens der Neutralität noch bestärken, jene gewaltige Unruhe in den Herzen der Hörer entzündet, die sie auf eine Neugestaltung ihres eigenen Lebens, auf das Problem der sittlichen Autonomie der freien Persönlichkeit und ihrer Stellung zu den gemeinschaftlichen Formen der Gesellschaft hinwies. Das sittlich-religiöse Problem war bereits — nicht von seinen verantwortlichen Leitern, sondern von den geistigen

Führern des deutschen Lebens — gestellt, als den preußischen Staat die Katastrophe überraschte. Gewiß: es waren nur dünne Schichten der gebildeten Bevölkerung durch die Arbeit dieser Männer im Zentrum der Monarchie und durch den Kantschen sozial-ethischen Idealismus namentlich im äußersten Osten ergriffen worden, aber das gewaltige Erlebnis dieser Wenigen gewährte nach dem Tilsiter Friedensschlusse die Möglichkeit, nun die Reform von der Regierung aus ins Werk zu setzen, trotzdem sie eben in so jähem Sturze gefallen war.

Das sind die inneren Wandlungen des geistigen Lebens, ohne welche die Arbeit des kommenden Jahrzehnts unverständlich bleibt. Dazu kamen die politischen Stimmungen, die sich immer stärker gegen Frankreich und seinen Imperator richteten. Eine besonders auffällige Wendung vollzog sich im Winter 1805. Die militärischen Maßnahmen Napoleons wiesen auf das nächste Ziel hin: die Vernichtung Deutschlands und seiner beiden Großmächte. Im Dezember 1805 schrieb Prinz Louis Ferdinand an Rahel: „Ein Wort gaben wir uns alle, ein feierliches, männliches Wort — und gewiß soll es gehalten werden — bestimmt, das Leben daranzusetzen und diesen Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet, oder politische Freiheit und liberale Idee auf lange erstickt und vernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben! — Es soll gewiß so sein! Der Geist der Armee ist trefflich und würde es noch mehr sein, wenn mehr Bestimmtheit und erregende Kraft von oben wäre und ein fester Wille die schwachen und schwankenden Menschen bestimmte." Im Frühjahr 1806 schrieb Gentz jene gewaltige Kundgebung nieder, die wir im Auszug zum Abdruck bringen, und bereits im Winter 1805/06 hatte E. M. Arndt seinen ersten Teil des „Geistes der Zeit" aufgezeichnet, jenes Buch, das wie ein schmetterndes Trompetensignal die so Bildungsstolzen und doch so Matten erregte. Die Errichtung des Rheinbundes, die Auflösung des Reiches und die Niederlage Preußens wirkten in dem östlichen Teile Deutschlands nach derselben Richtung hin; in Preußen wurden sich weite Kreise der Zusammenhänge bewußt, die Friedrich der Große doch zwischen Staat und Volk geschmiedet hatte. Die Verfasser einer niedrigen Schmähliteratur freilich fanden die Schuld

an dem Unglück bei allen andern, nur nicht bei sich selbst. Für sie hatte das schöne Wort Arndts keine Berechtigung: „Wer Wahrheit sucht, muß Ehre von Schande sondern, auf daß Ehre wieder auferstehe." Allein auf sich bedachte Egoisten suchten ihr Heil in häßlicher Liebedienerei vor dem Gewaltigen. Eine französische Partei erhielt sich in Preußen bis zu den Freiheitskriegen in allen Gesellschaftskreisen, und an der Greifswalder Universität konnte der Dichter Kosegarten in durchaus ehrlicher Weise am Napoleonstage 1809 das Lob des Herrschers singen, „welcher berufen von Gott, berechtigt durch seine Kraft, fortgezogen vom Verhängnis, notgedrungen fast und unwillkürlich, aus der Dunkelheit und Ohnmacht sich aufgeschwungen hat auf den Standpunkt eines unumschränkten Weltgebieters"; sechs Jahrtausende habe die Natur gearbeitet, „ehe es ihr gelang, den Einen hervorzubringen, der alles dieses schuf. Man glaubte in ihm den Ahriman seiner Zeit zu sehen, aber es hat sich gezeigt, daß er ihr Ormuzd geworden ist. Über seine Werke haben Gott gerichtet und die Geschichte". Allein diese Zeugnisse charakterisieren nicht mehr den Geist der neuen, kommenden Zeit, ebensowenig wie die unterwürfigen Souveräne des Rheinbundes und ihre Minister; sie waren langsam verhallende Stimmen der Vergangenheit, welche durch sie in die Gegenwart und in die Zukunft hineinklangen; und sie waren Ausdrucksformen der Ergebung in das unerbittliche Schicksal, das sein letztes Wort gesprochen zu haben schien. Über die Stellung der Volksmassen unterrichtet das bereits angeführte Wort E. M. Arndts aus dem Jahre 1811: ähnliche Berichte gibt es aus Ostpreußen und Schlesien; und aus der Altmark heißt es in demselben Jahre: „Das Volkstum ist gegenwärtig in der Gardelegenschen Welt in den Händen eines Mannes, der mit Willen und Kraft deutschen Sinn und deutsches Tun befördert, ob er gleich behauptet, daß es weder Deutschland noch Deutsche gibt. Vielleicht wird er anderen Sinnes. Er erklärt das jetzt lebende Geschlecht für ein verworfenes, das nicht anders als durch blutige Geißelhiebe zur Vernunft gebracht werden könne. Er mag nicht ganz Unrecht haben, denn er kennt den Sinn und das Treiben der Menschen, und steht mit ihnen in mannigfaltigen Verhältnissen." Das Gefühl der Dumpfheit und Verzagtheit lagerte in diesen Jahren auf dem

größten Teil des deutschen Volkes. Das Jahr 1809 nahm selbst vielen von der „guten Partei" den letzten Hoffnungsschimmer. Die Verzweiflung an der Rettung des Vaterlandes fand ihren tragischen Charakter in Heinrich v. Kleist. Das gigantische Wollen des Allgewaltigen schien über Europa hinwegzufluten und die Formen des deutschen Idealismus und der Romantik in die grundlose Tiefe zu ziehen, wo alles Große und Eigentümliche, alles Starke und Selbstbewußte zu ewigem Schlummer begraben liegt. Da bleibt es das Herrlichste an jenen Männern, den Stein, Scharnhorst und Gneisenau, Blücher und Boyen, den Hardenberg und Wilhelm v. Humboldt, den Schleiermacher und Fichte, den Arndt und Jahn, daß sie trotz des Druckes, der von Frankreich und oft von dem eigenen Volke her schwer auf ihnen lastete, weitergearbeitet haben, daß sie immer wieder den Glauben faßten, daß das Schicksal des deutschen Landes, vielleicht der Welt, ihnen anvertraut sei. Dieser Glaube lag verankert in der Gesinnung, daß doch der sittliche Endzweck des Menschengeschlechtes sich nicht in jenem Universalismus darstellen könne, der wie der napoleonische die Eigentümlichkeit der Individuen und Staaten unter den Willen des Einen beugen, seinem Egoismus dienstbar machen wollte, sondern daß er als solcher einer Totalität der Menschheit, zunächst der europäischen Kulturwelt zustreben müsse; denn nur in ihr können eigentümliche Individuen und Staaten zur lebendigen Entwickelung und zu lebendiger Darstellung der absoluten Idee des Sittlichen gelangen. Jetzt hieß es nicht mehr: „Über dem Bürger und vor dem Bürger steht der Mensch", sondern: „Wir waren Menschen, ehe wir Bürger wurden, aber was für Menschen? — Wir wollen durch die Bürgerschaft zur höheren Menschlichkeit, darum müssen wir unser Volk und unser Vaterland lieben"; oder wie Jahn schreibt: „Noch leben die alten Gefühle, noch immer suchen wir das alte Ziel, nur nicht mehr in der Menschheit, sondern in der Deutschheit. Diese scheinbare Beschränkung ist eine wahre Steigerung. Das Volkstum gibt die echte und rechte irdische Einheit, und darauf bauen und trauen wir als die Eidgenossen des Rütli." Der deutsche Humanitätsgedanke der Aufklärung und auch des Idealismus hatte sich seinem Inhalte nach geändert: er ging nicht mehr an dem politischen Nationalstaat vorbei, sondern er nahm

seinen Weg durch ihn hindurch. Der nationale Staat, bei den einen der deutsche in unbestimmten Formen und Grundrissen, bei den andern der an die preußische oder an die habsburgsche Macht gebundene Staat, wurde eine sittlich-notwendige Erscheinungsform des Gesamtwillens, ohne welche die Vollendung zur Humanität undenkbar war. Der weltbürgerliche Zug hatte sich vertieft, aber er war nicht aufgegeben. Selbst Jahn, in dem so viele die Verkörperung eines rein nationalen Chauvinismus, das Urbild eines beschränkten Teutschtümlers erblicken, schreibt am Schlusse seines „Deutschen Volkstums" (1810) die Worte: „So ist nun ewig umschlungen das Menschengeschlecht vom ewigen Bande der Menschheit, bald es mit engerem Herzen selbstsüchtig knüpfend, und wieder mit höherer Ahnung die Einheit ergreifend." Aber die Einleitungsworte sprechen es unumwunden aus: „Auch ich sah niemals in dem preußischen Staat das höchste schon Gewordene menschlicher Regierungskunst; aber ich entdeckte in ihm eine Triebkraft zur Vervollkommnung und einstigen Vollendung. Er war mir der Kern vom zersplitterten Deutschland." So dachte der volkstümlich-demokratische Turnvater Jahn, und so dachte Schleiermacher, der auf den Höhen menschlichen Geisteslebens wandelnde aristokratische Gelehrte, beide trotz ihrer gegenseitigen Abneigung sinnesverwandt in ihrem Preußentum und in ihrem Weltbürgertum.

Wiederum stand Universalismus gegen Universalismus. Der eine verkörperte sich in Napoleon, der andere in den Männern der geistigen und politischen Reform. In den beiden Staaten Frankreich und Preußen fanden diese gegensätzlichen Weltanschauungen ihre politische Erscheinung. Napoleons Genialität lag in dem absoluten Willen zur Macht. Darin ist der Zauber begründet, den seine rücksichtslos vorwärtsdrängende Gestalt auf die Zeitgenossen ausübte, und den sie stets auf die Nachwelt ausüben wird; er war der auf einsamer Höhe stehende Willensmensch, dem seine Feldherren und Soldaten als ihrem eigenen Schicksal willenlos folgten. Mochte es ihnen oft scheinen, als läge sein letztes Ziel an den Enden der Erde, in seiner Persönlichkeit war es dem Heere doch als unbedingt siegend stets gegenwärtig. Napoleon war sich selbst Zweck und Ziel. Die siegende Kraft der Männer der Reform offenbarte sich in der Gleich-

artigkeit des individuellen Willens und des sittlichen Endzweckes, in der Annäherung des in ihnen wirklich Seienden an das Seinsollende, der Persönlichkeit an die Idee des Allgemeinen. So bewahrten sie trotz ihrer Hingabe an den Gesamtwillen doch die reiche Ursprünglichkeit des eigenen Lebens, ja die Idee des Allgemeinen erlangte in ihnen eine persönliche Eigentümlichkeit.

Schleiermacher umriß in diesen Jahren die Aufgabe dahin: „Den jungen Männern das Christentum klarmachen und den Staat, das heißt eigentlich ihnen alles geben, was sie brauchen, um die Zukunft besser zu machen als die Vergangenheit war." Er verkündigte ihnen das ursprüngliche Wesen aller Religion von neuem, indem er Jesus in die Mitte aller Geschichte als die absolute Verwirklichung des Christentums hineinstellte. Wo aber war der bewußte Zusammenhang zwischen Persönlichkeit und Staat in der Geschichte lauter und eindringlicher herausgearbeitet worden als in dem klassischen Hellenismus, in welchem der freie Mensch in der Tätigkeit für den Staat den höchsten Ruhm, die rechte Menschenwürde fand? Wir kennen die einzige Bedeutung des Altertums für die Geistesblüte des deutschen Idealismus, für die Neuschöpfung des Menschen durch Goethe und Schiller. Und derselbe Hellenismus sollte auch in der politischen Reform seine nie veraltende Kraft bezeugen. Ihm hatte ja seit Jahren Schleiermacher einen großen Teil seiner wissenschaftlichen Arbeit geliefert, ihn suchte er seiner Schwester Nanna in seinem tiefsten Wesen verständlich zu machen, weil das Altertum dem Deutschen jetzt näher getreten sei als irgendeinem anderen Volk; gestalte sich die bürgerliche Welt schöner, so sei die Vergleichung desto herrlicher; gestalte sie sich nicht, so sei die Betrachtung des Altertums der schönste, kräftigste Trost. So sammelten sich nach der österreichischen Niederlage des Jahres 1809 die Berliner Freunde wöchentlich in dem Reimerschen Hause zur „lesenden Gesellschaft". An dem Heldenmute der alten Griechen, an ihrer Hingabe an das Gemeinwohl, wie sie die großen Geschichtschreiber Herodot und Thukydides schildern, stärkten sie die eigene Seele. Da kamen Schleiermacher und Eichhorn, der Berliner Stadtrat Eckardt und der Professor Staffenhagen, die Offiziere v. Stosch, v. Hüser und v. Lützow, die beiden Flüchtlinge: der Hesse Martin,

der an der heimatlichen Insurrektion gegen die Fremdherrschaft teilgenommen hatte, und E. M. Arndt. Warnend zog dieser in seinen Schriften die Vergleiche zwischen Napoleon und dem römischen Zäsarentum, zwischen der Ähnlichkeit der Personen und der Mittel, die sie zur Erreichung ihres Zweckes verwandten; mahnend erinnerte er seine Leser an die Heldengestalten Athens, Spartas und Roms, die lieber in den Tod gehen als das Vaterland in Schande sehen wollten. Unter seinen ersten Kriegsliedern finden sich zahlreiche Übersetzungen von griechischen Schlachtgesängen, welche dann während der Freiheitskriege in großen Massen zur Verteilung kamen. Die neubegründeten preußischen Universitäten Berlin und Breslau belebten und befruchteten die klassische Bildung. Niebuhr hielt bereits im Wintersemester 1810 seine Vorlesung über die römische Geschichte. Von dem Hirschberger Gymnasium wissen wir es, daß die Primaner in ihren literarischen Zirkeln den „herrlichen" Trostbrief des Sulpicius an Cicero lasen, der seine Tochter Julia verloren hatte; herrlich, weil in ihm der Gram und Schmerz um den Untergang des Vaterlandes zum Ausdruck kommt: „Trauert nicht um eurer Kinder Tod, weint nicht um sie, wenn euch Vaterland, Männerwürde und Ehre geraubt sind. Schlimm ist es, sein Kind verlieren, schlimmer der öffentliche Ruin. Trauere um dein Vaterland! Glücklich die, die da sterben durften." Und als ein siebzehnjähriger Teilnehmer dieses Zirkels im Februar 1813 durch des Königs Aufruf an sein Volk unter die Waffen gerufen wurde, da schrieb er seiner Mutter: „Es ist unser erhabenstes Ziel und muß unser höchstes Ideal sein, fürs Vaterland zu kämpfen, zu siegen — oder — das Feld der Freiheit und Ehre bedecken zu helfen." Sollte es an anderen Gymnasien nicht ähnlich gewesen sein? Wie gewaltig war die Ausdehnung, die in solchen Kreisen der Universalismus gewann! In ihm vereinigte sich die ganze Bildung der bisherigen europäischen Kulturwelt und der bisherigen politischen Organisation. Die Übereinstimmung der Persönlichkeit mit der Idee des Gesamtwillens erweiterte sich zu einer Hingabe des Einzelnen an die bisherige Geschichte als an ein großes Erlebnis. Ihr stand jener Eine gegenüber als die persönliche Auflehnung gegen alle diese Güter, als das Prinzip der Vernichtung der Werte, die ihrem Leben unvergänglichen

Inhalt gaben, der Völker und ihrer eigentümlichen Staaten, des Hellenismus und des Christentums, als das Prinzip des Bösen, als das schlechthinnige Böse, zu dessen Niederzwingung der heilige Enthusiasmus der Männer der Reform sich entflammte.

Das ist die letzte, schroffste Form des Gegensatzes, welche sie gegen Napoleon gezogen haben. Es handelte sich für sie nicht nur um die Behauptung des politischen Eigenlebens, sondern um die Möglichkeit des sittlich-religiösen Endzweckes der Geschichte selbst, nicht nur um die Befreiung des eigenen Vaterlandes, sondern um die Befreiung Europas, seiner Völker und Staaten, für die Eigentümlichkeit ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft. Und als nun 1812 in Rußland über diesen Einen das furchtbare Verhängnis hereingebrochen war, da vereinten sich alle geistigen Kräfte, auch solche, die bisher sich zurückgehalten hatten, um die Fesseln des Gewaltigen zu brechen, um sich freizumachen für ihre eigentliche Bestimmung. Zu ihnen gesellten sich der Zorn und die Erbitterung über die Schmach der Niederlagen, die Härte des Druckes der letzten Jahre, der Haß gegen das Fremde, das Bürgerrecht im eigenen Lande erworben hatte, die Liebe zum Ruhm und das Gefühl für die nationale Ehre, einst neben dem mechanischen Unterordnungssystem der geistige Besitz des friederizianischen Soldaten, kurz alle jene schlummernden Energien der Volksseele, die erst des äußeren Reizes bedürfen, um zum selbsttätigen Leben zu erwachen. König und Volk standen bald einmütig beieinander.

Das Werk der Reform war ganz protestantischem Geiste entsprungen. Bei der Befreiung kämpften Protestantismus und Katholizismus zum ersten Male in der deutschen Geschichte für die gleichen Güter. Das Trennende war gegenüber dem Gemeinsamen so stark in den Hintergrund gerückt, daß edle Geister beider Konfessionen an die kommende Einheit einer großen christlich-deutschen Kirche in einem einheitlichen Volksstaate für die nahe Zukunft glauben konnten. Der Konvertit Graf Fritz Stolberg dankte dem norddeutschen Protestanten E. M. Arndt für seine Lieder und Flugschriften als „Worte, geredt zu seiner Zeit", als „güldne Äpfel in silbernen Schalen". Das alles war trotz der romantischen Färbung unmöglich ohne das vorhergegangene Zeitalter der sitt-

lich-religiösen Aufklärung. Noch in ihrem Niedergange erfocht sie hier einen ihrer schönsten Siege, durch den ihre großen Gedanken mitten in das neue Werden der Dinge hineingestellt wurden: den Sieg der wahrhaften, inneren Toleranz. Die Harmonie aller Kräfte der Vergangenheit und Gegenwart, des geistigen und politischen Lebens, der zunächst unbewußt schaffenden Volksmassen und der sittlich-religiösen Gesinnung war hergestellt, bereit zum Kampfe gegen den Einen, der in raschem Siegesfluge fast die ganze Welt des Bewußten und Unbewußten auf dem europäischen Kontinent sich dienstbar zu machen verstanden hatte.

Abseits stand Goethe. Hatte dieser Geistesgewaltige kein Verständnis für das Ringen seines Volkes um die Freiheit, des Volkes, dem in den Jahren der Not und der Erhebung die sittliche Größe und der heilige Enthusiasmus Schillers so stark zum Bewußtsein kamen, daß er jetzt der Lieblingsdichter der Nation wurde? Im November 1813 äußerte er in einem Gespräch zu dem Historiker Luden: „Man sprach von Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volkes und träumte, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut schwer erkauft habe, nämlich die Freiheit. War denn wirklich das Volk erwacht? Wußte es denn, was es wollte? Ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, den Millionen." — Diese nachdenklichen, fast unwillig klingenden Worte des Altmeisters weisen darauf hin, daß er an den sittlichen Charakter der Volksbewegung während der Freiheitskriege nicht geglaubt hat. Unsere Zeugnisse, die Gaben, die freiwillig aus allen Ständen dargebracht wurden, das Blut, das freiwillig geopfert wurde, die Urteile eines so streng ethisch empfindenden Mannes wie Niebuhrs und der preußischen Offiziere über ihre Soldaten sprechen gegen diese Meinung; sie bestätigen es, daß in allen Volksklassen die sittlich-religiöse Gesinnung, der Sieg des Allgemeinwillens über den egoistischen Einzelwillen, das wahre opferfreudige Menschentum im Gegensatze zu der Behaglichkeit und der Genußsucht des eigenen, beschränkten Ichs unter den nun einmal gewordenen oder auch selbstgeschaffenen Verhältnissen sich breite

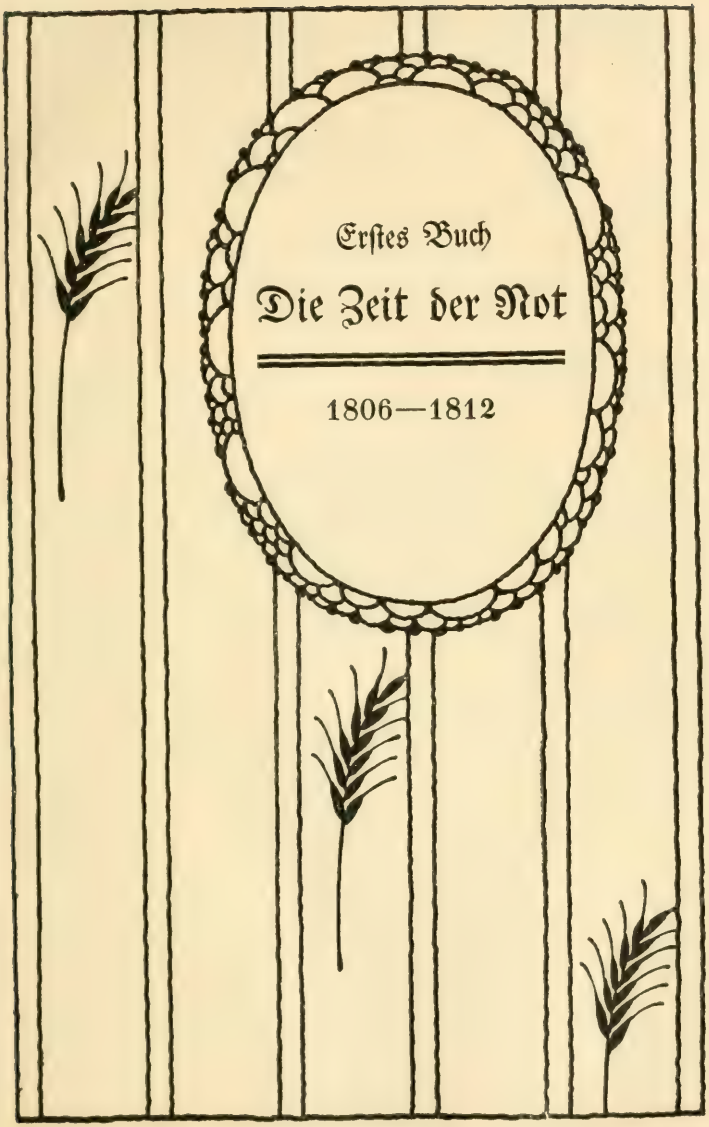
Bahn wenigstens im preußischen Volke gebrochen hatten. Dasselbe Geschlecht, das den tiefen Fall des Staates erlebt und zum Teil mit verschuldet hatte, übernahm es, ihn wiederaufzurichten, sich aus dem öffentlichen und persönlichen Unglück emporzuarbeiten. Sollte da nicht eine Wandlung der inneren Gesinnung vor sich gegangen sein? Arndt, der einst so hart über Preußen und seine Hauptstadt geurteilt hatte, bekennt es freimütig in seinen Flugschriften, namentlich in „Das preußische Volk und Heer im Jahre 1813". Hermann v. Boyen, seit 1814 Kriegsminister, leitete das Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienste vom 3. September mit den schönen Worten ein: „Die allgemeine Anstrengung unseres treuen Volkes ohne Ausnahme und Unterschied hat in dem soeben glücklich beendeten Kriege die Befreiung des Vaterlandes bewirkt; und nur auf solchem Wege ist die Behauptung dieser Freiheit und der ehrenvolle Standpunkt, den sich Preußen erwarb, fortwährend zu sichern." Und der bereits genannte Martin schreibt im August 1815: „Es ist natürlich, daß man nicht ohne Liebe und Bewunderung die Taten unseres herrlichen Heeres vernehmen kann. Dieses Heer, wahrlich es ist von einem wunderbaren Geiste beseelt, tapfer und fromm, ungestüm und mild; eine feste Hand, geleitet von einem sichern Verstande, vermöchte alles mit ihm." Gewiß: der bisherige Zwang, die Vernichtung der Großen Armee, kurz, äußere Bedingungen waren für viele die letzten Beweggründe. Aber sind sie auf dem Gebiete des persönlichen und politischen Lebens zu vermeiden, sind rein ethische Motive überhaupt möglich? Menschen und Völker sind und bleiben, soweit die Historie urteilen kann, abhängig von den rein irdischen Gewalten des Bodens und der Materie, von der eigenen ursächlichen Entwickelung und ihren Imponderabilien, von der Menschheitsgeschichte und ihren unendlichen Zusammenhängen, in die sie hineingestellt sind, von Gut und Böse. Auch die Zeit der deutschen Erhebung macht hiervon keine Ausnahme. Aber: die führenden Geister jener gewaltigen Jahre und die vielen Ungenannten, die von der sittlich-religiösen Gesinnung getragen wurden und in ihren Dienst sich hineinstellten, haben immer wieder danach gerungen, ihr inneres, eigentümliches Wesen mit dem Schicksal in Verbindung zu setzen, in das sie hineingeboren wurden, mit ihrer

Geschichte und mit ihrem Vaterlande, mit dem preußischen Staate und durch ihn mit der deutschen Nation, darüber hinaus mit der Menschheit; sie alle haben sich bemüht, ursprünglich nicht ethische Motive, den Zorn und den Haß, die Rache und den Krieg zu versittlichen, ihnen einen sittlichen Charakter zu geben. Das macht die Größe des geschichtlichen Lebens dieser Zeit aus, daß nicht nur seine Helden, sondern auch — man darf es wohl sagen — die Mehrheit des preußischen Volkes das Trägheitsgesetz der Masse überwunden, für jene sittlichen Ideen gekämpft haben, sich dieses Kampfes bewußt gewesen sind. Und als Goethe am 24. Mai 1814 sein Festspiel „Des Epimenides Erwachen" zur Siegesfeier in Berlin vollendete, da hat der greise Dichter, der seit Jahrzehnten sich von dem bewegten politischen Leben zurückgezogen hatte und als „Kind des Friedens" Frieden halten wollte mit der ganzen Welt, nachdem er ihn mit sich selbst geschlossen hatte, diese sittliche Größe anerkannt; er konnte bei aller Bewunderung, die er der dämonischen Größe Napoleons stets gezollt hat, es doch in die Verse ausklingen lassen:

„Nun töne laut: der Herr ist da!
Von Sternen glänzt die Nacht.
Er hat, damit uns Heil geschah,
Gestritten und gewacht.
Für alle, die ihm angestammt,
Für uns war es getan!
Und wie's von Berg zu Bergen flammt,
Entzücken, flamm' hinan!" —

Die gleichen Probleme harren in unserem deutschen Volke auch heute ihrer Lösung; denn sie sind die ewigen und unvergänglichen in der Geschichte, ja sie sind heute viel schwerer geworden als damals, weil die disharmonischen Verhältnisse sich verstärkt haben, angewachsen sind bis zu jener unheimlichen Größe, wo der Mensch an ihrer Lösung oft verzweifeln will. Die nationalen und sozialen, die persönlich ererbten und persönlich von uns neu erworbenen Hemmungen des Lebens sind verwickelter geworden oder werden in ihrer mannigfaltigen Zusammensetzung immer tiefer erkannt, so

daß wir oft wohl fürchten, ähnlich wie zur Zeit des Niederganges der Aufklärung, ein schematischer Abdruck unserer äußeren Arbeit zu werden, in unserem Dasein trotz aller Verbände und Organisationen zu vereinsamen, ohne zur Entfaltung unseres eigenen Wertes zu gelangen. Aus der Schwierigkeit, die eigene Einzelerscheinung als eine eigentümliche Darstellung der Gesamtheit zu empfinden, sie dem sittlichen Endzwecke der Geschichte einzuverleiben, wird in allen Volksklassen so viel innere Not geboren. Die Männer der preußischen Reform weisen uns den Weg, diese Not zu lösen. Wir müssen den Mut haben, uns trotz aller Bedingtheit als etwas Eigenwertiges zu erleben, trotz aller Unvollkommenheit in der bisherigen persönlichen, nationalen und weltgeschichtlichen Entwickelung an die Überwindung des Bösen, an den Sieg des Guten in uns, in allen Gemeinschaften, in der Menschheit zu glauben. „Dienst", so sagt Arndt, „ist ein großes Wort, kein Ding besteht ohne Dienst, ja das ganze All der Dinge ist in einem ewig wechselseitigen Dienst, also in einer ewigen Abhängigkeit voneinander. Einer für alle, und alle für einen, das ist ihr großes Gesetz; nie ist eine aristokratische Rangordnung gewesen in ihrem Reiche, und wenn es einen Schein davon gibt, so hat der eitle Mensch ihn hineingebracht." Darum: „Sei an deinem Platze hilfreich, menschlich, gerecht, und deine Liebe zum Einzelnen geht in die Unendlichkeit hinein, als Wechselwirkung auf das Allgemeine über, — du bist ein rechter Weltbürger." Mit dieser Gesinnung legen die Jahre der Not und der Erhebung ihr zeitgeschichtliches Gewand ab. In ihnen offenbart sich die Größe des Menschlichen und des Ewigen nicht als Ereignis, sondern als Erlebnis. Solche Erlebnisse aber führen uns selbst siegreich weiter und unser deutsches Volk.


Erstes Buch
Die Zeit der Not
1806—1812

Erſtes Kapitel.

Der Untergang des alten Reiches. Der Sturz Preußens. 1806—1807.

Kaiſer Franz II. legt die deutſche Kaiſerkrone nieder. Wien, den 6. Auguſt 1806.

Wir Franz II., von Gottes Gnaden erwählter Römiſcher Kaiſer, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, Erbkaiſer von Öſterreich uſw.

Nach dem Abſchluſſe des Preßburger Friedens war Unſere ganze Aufmerkſamkeit und Sorgfalt dahin gerichtet, allen Verpflichtungen, die Wir dadurch eingegangen waren, mit gewohnter Treue und Gewiſſenhaftigkeit das vollkommenſte Genüge zu leiſten und die Segnungen des Friedens Unſeren Völkern zu erhalten, die glücklich wiederhergeſtellten friedlichen Verhältniſſe allenthalben zu befeſtigen und zu erwarten, ob die durch dieſen Frieden herbeigeführten weſentlichen Veränderungen im Deutſchen Reiche es Uns ferner möglich machen würden, den nach der Kaiſerlichen Wahlkapitulation Uns als Reichsoberhaupt obliegenden ſchweren Pflichten genugzutun. Die Folgerungen, welche mehreren Artikeln des Preßburger Friedens gleich nach deſſen Bekanntwerdung und bis jetzt gegeben worden, und die allgemein bekannten Ereigniſſe, welche darauf im Deutſchen Reiche ſtatthatten, haben Uns aber die Überzeugung gewährt, daß es unter den eingetretenen Umſtänden unmöglich ſein werde, die durch den Wahlvertrag eingegangenen Verpflichtungen ferner zu erfüllen, und wenn noch der Fall übrigblieb, daß ſich nach förderſamer Beſeitigung eingetretener politiſcher Verwickelungen ein veränderter Stand ergeben dürfte, ſo hat gleichwohl die am 12. Juli zu Paris unterzeichnete und ſeitdem von den betreffenden Teilen genehmigte Übereinkunft mehrerer vorzüglichen Stände zu ihrer gänzlichen Trennung von dem Reiche und ihrer

Vereinigung zu einer besonderen Konföderation die gehegte Erwartung vollends vernichtet.

Bei der hierdurch vollendeten Überzeugung von der gänzlichen Unmöglichkeit, die Pflichten Unseres kaiserlichen Amtes länger zu erfüllen, sind Wir es Unseren Grundsätzen und Unserer Würde schuldig, auf eine Krone zu verzichten, welche nur so lange Wert in Unseren Augen haben konnte, als Wir dem von Kurfürsten, Fürsten und Ständen und übrigen Angehörigen des deutschen Reichs Uns bezeugten Zutrauen zu entsprechen und den übernommenen Obliegenheiten ein Genüge zu leisten imstande waren.

Wir erklären demnach durch Gegenwärtiges, daß Wir das Band, welches Uns bis jetzt an den Staatskörper des deutschen Reichs gebunden hat, als gelöst ansehen, daß Wir das reichsoberhauptliche Amt und Würde durch die Vereinigung der konföderierten Rheinischen Stände als erloschen und Uns dadurch von allen übernommenen Pflichten gegen das deutsche Reich losgelöst betrachten und die von wegen desselben bis jetzt getragene Kaiserkrone und geführte kaiserliche Regierung, wie hiermit geschieht, niederlegen.

Wir entbinden zugleich Kurfürsten, Fürsten und Stände und alle Reichsangehörigen, insonderheit auch die Mitglieder der höchsten Reichsgerichte und die übrige Reichsdienerschaft von ihren Pflichten, womit sie an Uns als das gesetzliche Oberhaupt des Reichs durch die Konstitution gebunden waren.

Unsere sämtlichen deutschen Provinzen und Reichsländer sagen Wir dagegen wechselseitig von allen Verpflichtungen, die sie bis jetzt unter was immer für einem Titel gegen das deutsche Reich getragen haben, los, und Wir werden selbige in ihrer Vereinigung mit dem ganzen österreichischen Staatskörper als Kaiser von Österreich unter den wiederhergestellten und bestehenden friedlichen Verhältnissen mit allen Mächten und benachbarten Staaten zu jener Stufe des Glücks und Wohlstandes zu bringen beflissen sein, welche das Ziel aller Unserer Wünsche, der Zweck Unserer angelegensten Sorgfalt stets sein wird.

Aus der Vorrede von Friedrich Gentz, Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa, geschrieben in den ersten Tagen des Aprils 1806.

Von welcher Seite sollen wir nun Hilfe erwarten? Die Regierungen und die öffentliche Meinung sind gemeinschaftliche, solidarisch verantwortliche Urheber unsrer heutigen, grausamen Lage. Jene hören oder verstehen uns nicht mehr, und, was noch weit niederschlagender ist, sie können uns jetzt nicht mehr hören, weil das Übermaß ihrer Drangsale und Gefahren ihnen Freiheit und Unbefangenheit geraubt hat; auf diese wirken zu wollen scheint fruchtlos, weil die Möglichkeit eines glücklichen Erfolges fast ohne Hoffnung verschwand: die Sehnsucht nach einem glücklicheren Zustande, der Sinn, der Fesseln verabscheut, und der Mut, der sie abzuwerfen trachtet. Noch eine helle Aussicht bleibt übrig; und diese, ein überschwenglicher Trost, kann keine Tücke des Schicksals verdunkeln. Die Starken, Reinen und Guten, wie gering auch ihre Zahl sein mag, müssen fest und unzertrennlich zusammenhalten, müssen wechselsweise einander belehren und zusprechen und tragen und heben und begeistern. Ihr Bund ist die einzige Macht, die einzige unüberwundene Koalition, die heute noch der Waffengewalt trotzen, die Völker befreien und die Welt beruhigen kann. Auch er, dieser heilige Bund, mag in einzelnen Gefechten erliegen; aber alles, was er zu verlieren hat, ist das Schlachtfeld; ein glorreicher Rückzug ist ihm offen. Wenn rundumher alles zerfällt, verschanzt er sich auf einer unbezwinglichen Höhe, schließt die herrlichsten Schätze der Menschheit, dem Sieger unerreichbar, mit sich ein und bewahrt sie für ein glücklicheres Geschlecht.

Ihr, die ihr im Schiffbruche der Zeit, von Tod und Trümmern umringt, aller Güter kostbarste und erste, einen freien, umfassenden Geist, ein treues, lebendiges Herz, den Sinn für die Heiligtümer der Menschheit, den Mut, ihnen alles zu opfern, und den Glauben an die Zukunft gerettet, ihr echte, feuerfeste, durch gemeine Trübsal unbesiegbare, in Geist und Wahrheit stets siegreiche Helden des Jahrhunderts, von der Menge verkannt, von aufgeblasenen Weltstürmern, die der Pöbel wie Götter verehrt, vielleicht zum Glück verachtet oder gehaßt, — vor allen aber ihr, an die zunächst diese Worte sich richten, des Vaterlandes einsame Zierden, hochherzige, durch kein

Unglück bezwungene, eures Namens würdige Teutsche, — ermüdet, verzweifelt nur nicht! Der, welcher euch auserkor, die Nachwelt mit der Gegenwart zu versöhnen, legte hartnäckige Kämpfe und furchtbare Prüfungen euch auf. Wohin ihr eure Blicke nur wendet, seid ihr von Bildern der Vernichtung und Einladungen zur Mutlosigkeit umringt. Das Vaterland ist gebeugt, zertreten, zerrissen und entweiht; ein Teil seiner Fürsten trägt, öffentlich und anerkannt, das Joch eines fremden Gebieters; mehr denn einer, durch nichtige Titel oder wesenlose Vergrößerungen gelockt, ward Mitarbeiter an dem gemeinschaftlichen Ruin, der ihn selbst, schon in der Stunde des Abfalls, im Augenblick des eingebildeten Genusses, und ehe noch die Frucht seiner Untreue gepflückt oder in Sicherheit gebracht war, ergriff. Von denen, die scheinbar noch stehen, die der zurückgebliebene Name der Macht, die der Schatten der Unabhängigkeit noch umschwebt, sind die meisten zum Untergange reif; durch selbstsüchtige oder feige Politik, durch freiwillige, schnöde Kapitulationen, durch Schritte, die ihnen die Achtung der Welt und das Zutrauen ihrer Völker geraubt, verdienten sie das Schicksal, das ihrer wartet. Die wenigen, welche rein, edel, rechtlich und teutsch gesinnt blieben — es giebt deren noch, Teutsche, und ihr kennt sie — sind entweder durch frisch blutende Wunden oder durch die verhältnismäßige Kleinheit ihrer Länder oder durch tausendfältige Rücksichten und Schranken so beengt, ohnmächtig und hilflos, daß fast nichts als ihr guter Wille uns aufrichtet. Die Kräfte unserer großen Nation sind zerstreut, zerspalten, auf allen Seiten in mattfließende Bäche oder in faule stehende Sümpfe oder in treulose Abzugskanäle geleitet, für jeden wahren Nationalzweck verloren. Alle Schutzwehren unseres Landes sind gefallen; unsere Grenzen, wenn es Grenzen noch gibt, da der Feind schon mitten unter uns ist, von jedem Verteidigungsmittel entblößt; unsere blühendsten Städte und Provinzen werden täglich wie herrenlose Ware zerstückelt, zerschnitten, verkauft, vertauscht und wieder vertauscht, an Einheimische und Ausländer verschenkt; die wohlerworbenen Reichtümer verschwinden; die Gewerbe verkümmern und erlahmen, die Häfen und Märkte werden geschlossen. — Aber nicht bloß der Körper des Reiches ist verstümmelt, gemißhandelt und geschändet; auch die Seele ist tödlich verwundet. Umsonst

sucht ihr in der Masse eures Volkes, umsonst an den Höfen, umsonst unter den Großen des Landes jenes wehmütig erhebende Gefühl, jene tiefe, doch männliche Trauer, jenen kräftigen, hoffnungsvollen Schmerz, der rettende Entschlüsse verkündigt. Eure Klagen verhallen in der Luft; eure Schilderungen des allgemeinen Verderbens werden höchstens als müßige Spiele, als literarische Merkwürdigkeiten behandelt; da, wo es euch noch allenfalls vergönnt ist, das Publikum in seinem Schlummer zu stören, glaubt man viel zu tun, wenn man euch wie lästige Freunde, wie wohlmeinende Grillenfänger duldet; mit Unbehaglichkeit hören die meisten, mit Bangigkeit sogar Bessere euch an; und der Augenblick rückt sichtbar herbei, wo ein langes melancholisches Verstummen das Gesetz eurer bürgerlichen Existenz und die harte, aber gebieterische Bedingung eurer persönlichen Freiheit sein wird. — — Aber eure bloße isolierte Existenz ist ein beständiges Schreckbild für die Unterdrücker, und für die Bedrückten ein unversiegbarer Trost.

Vergeßt nie, daß da, wo ihr euch befindet, der wahre Mittelpunkt aller Unternehmungen ist, wodurch früher oder später Europa von der Knechtschaft erlöst, das Gesetzbuch der Willkür zerrissen, der hochmütige Luftbau vergänglicher Übermacht gestürzt und ein neuer unsterblicher Bund zwischen Freiheit, Ordnung und Friede für eine glücklichere Nachwelt gegründet werden muß. Nicht England, nicht Rußland vermögen es; als Bundesgenossen beide erwünscht, als Gegengewichte oder Hilfsmächte unschätzbar: aber das eigentliche Werk der Befreiung muß auf teutschem Boden gedeihen. Von hier muß die Wiederherstellung ausgehen, so wie hier die Zerrüttung entschieden, das Verderben zur Vollendung gebracht ward. Europa ist durch Teutschland gefallen; durch Teutschland muß es wieder emporsteigen. Nicht Frankreichs Energie und Kunst, nicht die wilde, konvulsivische Kraft, die aus dem giftigen Schlunde der Revolution, eine vorüberziehende Wetterwolke, hervorbrach, nicht irgendeines Geschöpfes dieser Revolution persönliches Übergewicht oder Geschick hat die Welt aus ihren Angeln gehoben, die selbstverschuldete Wehrlosigkeit Teutschlands hat es getan. Unser innerer unseliger Zwiespalt, die Zersplitterung unserer herrlichen Kräfte, die wechselseitige Eifersucht unserer Fürsten, die wechselseitige

Entfremdung ihrer Völker, das Verlöschen jedes echten Gefühls für das gemeinschaftliche Interesse der Nation, die Erschlaffung des vaterländischen Geistes — das sind die Eroberer, das sind die Zerstörer unserer Freiheit, das sind unsere tödlichen Feinde und die Feinde Europas gewesen. Wenn wir uns vereinigen, wenn wir unsere Familienfehden vergessen, wenn wir in der Stunde der Gefahr, in der Stunde gemeinschaftlicher Not uns entschließen konnten, Teutsche zu sein, so trotzten wir jeglichem Sturme, so wurde nie eine Fußbreite teutschen Gebiets dem übermütigen Fremden zum Raube, so fiel nicht ein einziges Glied, nein, auch nicht das geschiedenste und schwächste, von dem wohlgebauten, lebensvollen Körper des europäischen Staatensystems ab; noch mehr, so ward uns der Ruhm, selbst das kranke, das tief zerrüttete Frankreich zur wahren, lebendigen Genesung, zu einer friedlichen harmonischen Existenz, zur glücklichsten Selbstversöhnung zu führen. — — So viel vermochten wir, Brüder, und so viel haben wir sträflich verscherzt. Aber wenn aus diesem Abgrunde der Ohnmacht, worin wir heute unsere Vergehungen büßen, noch irgend etwas uns zu reißen vermag, so ist es immer nur derselbe Entschluß, wodurch wir früher ihm entgangen sein würden. Getrennt wurden wir niedergeworfen; nur vereinigt können wir uns wieder erheben. Diesen einzigen Rettungsweg zu betreten, ist jetzt freilich viel schwerer noch als sonst; aber so viel ist unumstößlich gewiß: sollen die Staatskräfte Teutschlands je eins werden, so muß zuvor der Nationalwille eins sein.

Aus einem Briefe Heinrichs v. Kleist an Otto August Rühle v. Lilienstern. Königsberg im Dezember 1805.

So wie die Dinge stehen, kann man kaum auf viel mehr rechnen, als auf einen schönen Untergang. Was ist das für eine Maßregel den Krieg mit einem Winterquartier und der langmütigen Einschließung einer Festung anzufangen! Bist Du nicht mit mir überzeugt, daß die Franzosen uns angreifen werden, in diesem Winter noch angreifen werden, wenn wir noch vier Wochen fortfahren, mit den Waffen in der Hand drohend an der Pforte ihres Rückzuges aus Österreich zu stehen? Wie kann man außerordentlichen Kräften mit einer so gemeinen und alltäglichen Reaktion begegnen? Warum hat

der König nicht gleich, bei Gelegenheit des Durchbruchs der Franzosen durch das Fränkische, seine Stände zusammenberufen, warum ihnen nicht in einer rührenden Rede (der bloße Schmerz hätte ihn rührend gemacht) seine Lage eröffnet. Wenn er es bloß ihrem eigenen Ehrgefühl anheimgestellt hätte, ob sie von einem gemißhandelten Könige regiert sein wollen oder nicht, würde sich nicht etwas von Nationalgeist bei ihnen geregt haben? Und wenn sich diese Regung gezeigt hätte, wäre dies nicht die Gelegenheit gewesen, ihnen zu erklären, daß es hier gar nicht auf einen gemeinen Krieg ankomme. Es gelte Sein oder Nichtsein; und wenn er seine Armee nicht um 300 000 Mann vermehren könne, so bliebe ihm nichts übrig, als bloß ehrenvoll zu sterben. Meinst du nicht, daß eine solche Erschaffung hätte zustande kommen können? Wenn er alle seine goldenen und silbernen Geschirre hätte prägen lassen, seine Kammerherrn und seine Pferde abgeschafft hätte, seine ganze Familie ihm darin gefolgt wäre und er, nach diesem Beispiel, gefragt hätte, was die Nation zu tun willens sei. Ich weiß nicht, wie gut oder schlecht es ihm jetzt von seinen silbernen Tellern schmecken mag; aber dem Kaiser in Olmütz, bin ich gewiß, schmeckt es schlecht. — Ja, mein guter Rühle, was ist dabei zu tun. Die Zeit scheint eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen zu wollen, und wir werden davon nichts als bloß den Umsturz der alten erleben. Es wird sich aus dem ganzen kultivierten Teil von Europa ein einziges, großes System von Reichen bilden und die Throne mit neuen, von Frankreich abhängigen Fürstendynastien besetzt werden. — — — Warum sich nur nicht einer findet, der diesem bösen Geiste der Welt die Kugel durch den Kopf jagt? Ich möchte wissen, was so ein Emigrant zu tun hat.

Prinz Louis Ferdinand an den Obersten v. Massenbach. Anfang September 1806.

Ihr Brief, lieber Massenbach, hat mich auf eine sehr angenehme Art überrascht. Aber weniger auch erwartete ich nicht von Ihrem Kopfe und Herzen. Mit einem lebendigen Gefühle für alles Gute und Schöne ist man nur zu sehr geneigt, allen großen Begebenheiten große Motive, allen großen Handlungen große und edle Charaktere unterzulegen. Nichts aber war leichter, als sich über alles dasjenige,

was in der Revolution vorgegangen, über deren Folgen und diejenigen zu irren, die durch sie gehoben, und die der Drang der Umstände an die Spitze derselben gesetzt. Das Vergessen aller Grundsätze, die bisher das föderative System von Europa erhalten; die unselige Schwachheit aller Fürsten, die dieses wirklich an großen Männern karge Zeitalter unter denen erzeugte, die das Schicksal zum Thron bestimmt; der Mangel an Regierungsformen, an großen Charakteren, eine traurige Folge der Erziehung und der auf Selbstsucht und Indifferenz hinwirkenden Philosophie, alles dieses bereitete die Ketten, die unser warten. Unsere Schwäche, unsere Kleinheit machten es Bonaparte leicht, Europa zu unterjochen, nachdem es einmal sich von den Grundsätzen entfernt hatte, die sonst seine Ruhe sicherten. Hierzu kamen alle kleinlichen Ansichten, die partielles Interesse und die stets wechselnden Formen der Revolution erzeugten, und daß wirklich wenige noch bemerken, daß Bonaparte der Mann der Revolution ist, und daß auch sie ihn mit sich fortreißt und treibt, und daß er noch stets alle revolutionären Mittel braucht, und daß, wenn er es auch wollte, er nicht zurückkehren könnte.

Wie ich über die Gefahren dachte, die uns drohten, als die Armeen noch versammelt waren und leider auf eine ebenso unpolitische als unbegreifliche Weise getrennt wurden, mag Ihnen beiliegender Brief sagen, den ich kurz nach der Bataille von Austerlitz meiner Schwester schrieb, zu einer Zeit, wo Berlin ein so seltsames Schauspiel von Unentschlossenheit, militärischen Anstalten und Frivolität darbot. Wenn ich Sie in Dresden sehe, erbitte ich mir diesen Brief zurück.

Sind unsere politischen Meinungen zwar verschieden gewesen, so weiß ich dennoch, daß wir über einen anderen Gegenstand homogen gedacht haben. Der ganze Staat liegt an einem Übel krank, welches ihm, werde es Krieg oder Frieden, gleich verderblich werden kann. Wir haben keine Regierungsform, kein Gouvernement. Friedrich II., der mit der Kraft eines allumfassenden Geistes durch sich selbst regierte, dem kein Zweig der Verfassung unbekannt war, der über jeden derselben sich mit seinen Ministern unterhielt, und bei dem seine Kabinettsräte nur Werkzeuge seines Willens waren, hinterläßt nicht seinen Nachfolgern seinen großen Geist, der alle Teile der Administration in einem gemeinsamen Brennpunkt vereinte, nur durch sich

selbst wirkte und dem Staat das innere Leben gab, welches er sobald nach seinem Tode verlor. Dieses stürzte uns unter dem vorigen König in die Favoritenregierung und die seiner Umgebungen männlichen und weiblichen Geschlechts. Unter dem jetzigen König drang sich das Kabinett zwischen den König und die ersten Staatsbeamten und ließ letzteren nur den Schein einer Macht, die das Kabinett ohne Responsabilität ausübt, oder vielmehr mißbraucht. Die subjektive Zusammensetzung dieses Kabinetts hilft auf keine Weise dem Fehler dieser Verfassung ab, und Preußens Schicksal ist in diesem Augenblick in den Händen eines Advokaten, der übermütig absprechend und ohne Kenntnis der inneren und äußeren Angelegenheiten des Staates ist, dem alle militärischen Ansichten gänzlich fehlen; in denen eines seichten, herzlosen, moralisch und physisch abgespannten französischen Dichterlings und eines Ministers, welcher verworfen genug ist, das Werkzeug dieser Menschen zu sein, dessen ganzes Leben eine stete Folge von Schwachheit und Niedrigkeit ist, und in dessen verpestetem Herzen Wahrheitsliebe so erloschen, daß seine Worte eine stete Folge von Lügen sind.

Die Art Idealismus, die Friedrichs Regierung erzeugte, hatte der höchsten Würde einen so großen Charakter gegeben, daß man ihr lange noch denselben glaubte, als er schon längst erloschen, hat es wirklich diesem Kabinett erleichtert, seine Macht immer fester zu gründen, ohne daß man es gewagt hätte, gegen dasselbe aufzutreten, und so sind wir denn wirklich an den Rand des Abgrunds gekommen, und voller Schrecken erwachen wir jetzt erst. Mit vieler Mühe vermochte man einige wenige, über diesen Gegenstand dem Könige mit Freimütigkeit und Ehrfurcht zu schreiben — bis jetzt ohne Erfolg! Auch Sie haben, höre ich, von der Notwendigkeit einer Veränderung geschrieben, die Adjutanten- und Sekretärregierung durch ein der Responsabilität unterworfenes Konseil zu ersetzen. Enger und fester muß man sich verbinden, diese Idee zu realisieren. Ihre militärische Ansicht enthält vieles, dem ich gern beipflichte, indessen bei der Einseitigkeit aller Maßregeln, bei dem wenigen Verein des Politischen mit dem Militärischen, bei dem Mangel an Entschluß hoffe ich wenig Gutes, solange die Ursachen existieren, die von innen alles lähmen und uns von außen alles Zutrauen entziehen.

Sehr glücklich bin ich, die Hoffnung zu haben, entweder die schlesische Armee zu kommandieren oder unter dem Prinzen von Hohenlohe zu stehen. In beiden Fällen werde ich gewiß weder Ihre Erwartungen noch die der Armee täuschen. Ich erwarte stets von Ihnen ein offenes, einfaches Darstellen der Wahrheit. Mein Herz und mein Verstand sind gemacht, selbige zu hören und zu schätzen und alle Pflichten zu fühlen, die die jetzigen Umstände einem Neffen Friedrichs auferlegen.

Bald sehen wir uns, so lange also leben Sie wohl und erhalten mir Ihre freundschaftliche Achtung.

Friedrich Gentz an Adam Müller. Ende Oktober 1806.

Vor einigen Tagen erhielt ich Details über den Tod und das Begräbnis des vortrefflichen und unersetzlichen Prinzen Louis von einer Seite her, wo ich sie nicht erwartete. Der Graf Mensdorff-Pouilly, ein französischer Emigrierter, jetzt Rittmeister im Klenauschen Regiment, der vor zwei Jahren die Prinzessin Sophie von Koburg geheiratet hat, war mit dem Koburgschen Hofe in Saalfeld, als der Krieg anfing und die unglückliche Affäre vom 10. vorfiel. Er hatte den Prinzen noch am Tage der Schlacht gesprochen und begleitete ihn, wie er aus der Stadt ritt, um den Franzosen entgegenzugehen. Wie der fatale Ausgang immer entschiedener wurde, ritt er zurück, um der Koburgschen Familie beizustehen, und hielt durch seine Standhaftigkeit die Franzosen ab, das Schloß in Saalfeld zu plündern. Bei diesem Geschäft kommt der General Lannes und zeigt ihm den Stern und das Kreuz des Prinzen und fragt ihn, wem es gehört haben kann. Mensdorff sagt ihm, welchen Feind er besiegt hat. Lannes, selbst erstaunt: „Diable, voilà qui est bon; cela fera une grande sensation à l'armée." Hierauf reitet Mensdorff gleich nach dem Schlachtfelde, begleitet von den Husaren, die den Prinzen ausgezogen und geplündert hatten; er verspricht ihnen Geld, wenn sie ihm nur den Leichnam schaffen wollen. Er stellt Lannes die Unwürdigkeit der Behandlung vor, und nun gibt ihm dieser eine Kompagnie Grenadiers, um den Leichnam, bloß in ein Tuch gehüllt, nach Saalfeld bringen zu lassen. Die Grenadiers spielen Walzer, indem sie ihn begleiten. Man bringt ihn ins Schloß und examiniert ihn. Mensdorff läßt ihn in die Kirche tragen,

dort 24 Stunden stehen und dann in der fürstlichen Gruft beisetzen. Was das für Fügungen sind! Ein österreichischer Offizier, ehemals selbst Franzose, Gemahl einer deutschen Prinzessin, begräbt den Prinz Louis von Preußen!

Aus einem Briefe der Königin Luise an König Friedrich Wilhelm III. Weimar, den 13. Oktober, 8 Uhr abends.

Gott segne Dich auf allen Deinen Wegen, teurer, lieber Freund. Es muß Dir gut gehen, denn Du bist der bravste Mann Deiner Zeit. Ich hoffe bald was Gutes von Deiner Armee zu hören. Alle, denen ich begegnete, waren ganz toll vor Freude, als sie hörten (die Truppen nämlich), daß die Franzosen nahe und gewiß morgen eine starke Affäre sein würde. Gott stärke Dich! und gebe Dir eine tüchtig gewonnene Schlacht.

König Friedrich Wilhelm III. an die Königin Luise über die Schlacht bei Auerstedt. Hauptquartier Sömmerda, den 15. Oktober 1806.

Der gestrige Tag ist einer der unglücklichsten und traurigsten meines Lebens gewesen, wir haben Bataille gehabt, und zwar an drei Orten zugleich. Unsere Armee stieß gleich hinter Auerstedt zwischen Rehausen und Poppel auf den Feind. Ein starker Nebel, der die ganze Gegend verhüllte, begünstigte alle bereits vorbereiteten Bewegungen des Feindes, den man für weit schwächer allen Nachrichten zufolge hielt, als er leider war. Man glaubte anfänglich, nur mit drei Regimentern Chasseurs zu tun zu haben. Dies verleitete Blücher, mit seiner Kavallerie zu rasch vorzugehen, wobei gleich viel Menschen durch Kartätschfeuer verloren gingen, die Kavallerie durch das viel zu lange Halten kopfscheu gemacht wurde, und zwei reitende Batterien fast gänzlich in wenigen Augenblicken vernichtet wurden. Die Infanterie kam endlich. Ich selbst ordnete den Aufmarsch der Schmettauschen Division, der Herzog den der Wartenslebenschen. Man konnte nicht rasch genug zum Avancieren kommen, da es immer hieß, daß es nur ein schwaches Korps sein könnte. Beide Divisionen traten ziemlich zu gleicher Zeit an. Die Kanonenkugeln pfiffen schon höllisch um und über uns. Ich ritt zur Wartenslebenschen Division, die schon im kleinen Ge-

wehrfeuer war. Das zweite Bataillon Heinrich riß aus. Ich hieb mit dem Degen in die Flüchtlinge, aber umsonst. Die magdeburgischen Regimenter waren noch nicht ganz formiert, als schon die kleinen Kugeln um uns einschlugen, wobei mein polnischer Schimmel durch die Brust geschossen wurde, daß ich beinahe herunterfiel und die ganze übrige Zeit der Bataille ein Pferd vom General Zastrow geritten habe. Zu gleicher Zeit ungefähr hatte der Herzog das entsetzliche Unglück, durch beide Augen geschossen zu werden. Ich kam sogleich dazu, wie ihn eben zwei Grenadiere vom Bataillon Hanstein unterstützten. Der Anblick war schauderhaft. Ich weiß nichts weiter von ihm. Die Division des Prinzen von Oranien kam wohl über $1^1/_2$ Stunde später zum Aufmarsch, wegen des Defilees von Auerstedt und der Bagage. Sie ward zum Soutien des rechten und linken Flügels geteilt. Die große Reserve kam aus ähnlichen Ursachen außerordentlich spät heran. Die Füsillade und Kanonade dauerte ununterbrochen auf das hartnäckigste fort, ohne daß ein Teil weichen wollte. Einige Bataillone leider wichen und zerstreuten sich jedoch auf die schändlichste Art. Die Kavallerie wollte nicht auf die Infanterie einhauen. Quitzow und Irwing haben sich vorzüglich gut ausgezeichnet. Lange blieb das Gefecht unentschieden. Schon ward unsere linke Flanke umgangen. Zuletzt mußten die Truppen der Übermacht und den beständig frisch heranrückenden Truppen weichen. Sie erhielten die Order zum Rückzuge. Die Reserve deckte ihnen diesen, ist zusammen und hat seit gestern früh in einem Zuge bis hierher 9—10 Meilen zurückgelegt. Die drei übrigen Divisionen Infanterie, so eigentlich im Feuer gewesen, sind leider gänzlich aufgelöst. Ich weiß nicht, was aus ihnen geworden ist. Alles, was noch lebt, läuft einzeln herum. Kalkreuth zog sich mit der großen Reserve mit vieler Ordnung bei und durch Auerstedt zurück, ohne vom Feinde anders als mit Kanonenkugeln verfolgt zu werden. Die Retraite sollte auf Weimar gehen. Schon war die halbe Kolonne der noch existierenden siebzehn Bataillone und einige Kavallerie bis in die Gegend gekommen, wo ich Dir zum letzten Male die Hand drückte, als man die Franzosen in großen Haufen hinter Apolda bemerkte. Hohenlohe und Rüchel nämlich, wovon ich nicht das geringste ahnte, waren gleichfalls angegriffen und zerstreut worden. Diese Kolonne mußte daher auf der

Chaussee umkehren und sich längs dem Grunde auf Nebenwegen fortstehlen. Es war finster geworden, wir waren ganz mit Franzosen umringt, ich an der Spitze mit den Überbleibseln von Heising und Irwing, gefaßt, uns durchzuhauen, die Infanterie preiszugeben. In dem nächsten Dorfe vor Weimar griffen wir 5 Chasseurs, die fast in der Dunkelheit unbemerkt geblieben waren. So schlichen wir uns, glücklicherweise mit guten Boten aus den Dörfern versehen, bei den Wachtfeuern der Franzosen durch, ohne etwas zu verlieren und bemerkt zu werden. Welches Glück! Die Zahl der Toten und Verwundeten ist sehr, sehr ansehnlich. Der Herzog so gut wie tot, Möllendorff Kontusionen an beiden Beinen und jetzt vermißt. Hohenlohe vermißt. Rüchel sehr schwer nahe am Herzen blessiert. Schmettau unterm linken Auge durchgeschossen. Heinrich ein Streifschuß, wie man sagt, bis jetzt vermißt. Wilhelm das Pferd erschossen, hierbei einen schweren Fall auf den Kopf getan. General Schimonsky tot. Major Schenk tot. General Quitzow den Fuß abgeschossen, — noch andere sagen, tot. Major Eben und Krafft (?) tot. Major Herwarth tot usw. — Also brav ist man denn doch im ganzen, gottlob, gewesen. Allein nicht glücklich.

Aus Briefen Wilhelms v. Eberhardt an seine Mutter.

Capellendorf, den 13. Oktober 1806.

Wir sind jetzt schon seit fünf Tagen entweder im Lager oder biwakieren unter freiem Himmel, da wir den Feind stündlich anzugreifen erwarten. Wir haben schon eine Affäre gehabt, die jedoch für beide Teile von keinem Nutzen gewesen ist. Der Prinz Louis starb in dem Gefecht den Heldentod, was für uns ein großer Verlust ist; es ist aber ein jeder in der Armee über seinen Tod so aufgebracht, daß wir ihn gewiß an den Franzosen rächen werden.

Über die Schlacht bei Jena.

Magdeburg, den 24. Oktober 1806.

Teuerste Mutter! Daß ich noch lebe und ganz gesund bin, kann ich Dir versichern. Zurzeit bin ich in Magdeburg, wo ich auch bleiben werde, da unser Regiment nebst 27 Bataillonen Infanterie und

366 Mann Kavallerie zur Defendation dieser Festung bestimmt ist. Der 14. Oktober war für die preußische Armee ein sehr heißer Tag. Vor Tagesanbruch wurden wir in unserm Lager von den Franzosen angegriffen, und es kam zu einer furchtbaren Schlacht, in welcher mancher brave und tapfere Krieger sein Leben einbüßen mußte. O, der tote, auf dem Schlachtfeld gebliebene Preuße ist glücklich, denn er darf den Schimpf nicht erleben, von Franzosen geschlagen zu sein. Ungeachtet die Preußen ihre Schuldigkeit taten, mußten wir doch endlich, weil es uns an Munition gebrach und die feindliche Macht der unsrigen zu sehr überlegen war, unsere Zuflucht zum Retirieren nehmen. Freilich hätte dies mit Ordnung und Ruhe geschehen sollen, es war aber das Gegenteil der Fall: die den ganzen Tag im Kugelregen gestandene preußische Armee fing an zu laufen. Die Offiziere waren die letzten auf dem Schlachtfelde und suchten die Ordnung wiederherzustellen, es war vergeblich.

Magdeburg wird nun wahrscheinlich belagert werden, die Franzosen stehen schon ganz in der Nähe. Ängstige Dich nur nicht um mich, liebe Mutter, es werden so viele falsche Gerüchte ausgesprengt. Traue nur auf Gott, der alles gewiß zu unserem Besten kehren wird, und der in allen Fällen, was auch kommen möge, unser Beschützer und Ratgeber ist.

Magdeburg, den 25. Oktober 1806.

— — O, gute Mutter und Geschwister, betet für eure zu Felde gezogenen Mitmenschen, betet zu Gott, daß er ihnen Glück, Klugheit und Tapferkeit zum Siege verleihe. Solange noch gesundes Blut in dieses Armes Adern fließt, solange fließt es für Preußens Wohl, und wenn eine blutende Wunde mir bald den Todeshauch einbläst, so soll der gegen Franzosen gezückte Degen noch einmal seine Wirkung versuchen. Ach Mutter, ich weiß jetzt, was es heißt, mit Franzosen zu kämpfen, denn ich habe es am 14. Oktober versucht. Stände es in meinen Kräften, was wollte ich für Preußen gegen Frankreich tun? Aber so bin ich zu schwach, große Taten zu verüben; meine Schuldigkeit werde ich aber jederzeit erfüllen und mit Gottes Hilfe auch weiter durch die Welt kommen, das sei Dein Trost.

Den 10. Oktober 1806.

Um 6 Uhr früh von Erfurt abgereist. Auf entsetzlichen Wegen bis Blankenhain. Es scheint, die Franzosen sind schon überall. Wir blieben bis spät in der Nacht alle zusammen; von allen Seiten hörte man Geschützfeuer. Niemand von uns ging zu Bett, denn wir mußten bereit sein, im Notfall augenblicklich abreisen zu können. Endlich früh 5 Uhr wurde aufgebrochen, die Wege waren grundlos; in Weimar stiegen wir aus, aber unsere Sachen blieben gepackt auf den Wagen. Hier erhielten wir die Schreckensnachricht, daß Prinz Louis Ferdinand gestern bei Saalfeld gefallen sei; er hatte sich zu sehr exponiert und sich allein vorgewagt! — Das Gefecht hat große Verluste gekostet, sehr viele Offiziere sind tot und verwundet. Es soll ganz in der Nähe von Rudolstadt gewesen sein; die Unsern waren in der Minderzahl und hatten die Übermacht gegen sich. Die ganze Armee steht im Lager und in Biwaks, die Prinzen von den verschiedenen Korps kamen heute auf eine Stunde hierher; wir aßen mit Prinz Karl, dem Prinzen von Koburg und dem von Kassel. Das Hauptquartier ist jetzt hier in Weimar; unsere Majestäten wohnen im Kavalierhause und wir anderen im Forsthause.

Den 13. Oktober.

Ein furchtbarer Tag. Wir erhielten die Nachricht, daß die Armee aufbreche, um dem Feind entgegenzugehen. Die Königin, die Viereck, die Tauenzien und ich reisten ab auf der Straße nach Auerstedt zu. Plötzlich ließ der Herzog von Braunschweig uns sagen, wir müßten wieder umkehren, da in jener Richtung am folgenden Tage eine Schlacht erwartet werde. Das war ein furchtbarer Augenblick. Wir kehrten nach Weimar zurück; General Rüchel kam selbst, um zu sagen, nach welcher Richtung wir fahren sollten.

Den 14. Oktober.

Um 5 Uhr früh reisten wir zum zweitenmal von Weimar ab in der tödlichsten Angst und Unruhe um das Geschick des Heeres und der Unseren! — Bailloz, der Leutnant Jagow und 60 Mann eskortierten uns bis Langensalza. In Erfurt sahen wir noch einen Moment

Haugwitz und Lucchesini. Abends kamen wir nach Heiligenstadt; der geschlossene Wagen der Königin war unterwegs zerbrochen; sie fuhr in dem offenen Wagen von Buch, und wir fuhren mit den Kammerfrauen. Spät in der Nacht kamen wir an und übernachteten bei einem Kammersekretär.

Den 15. Oktober.

Weiter gereist noch immer in demselben Wagen wie gestern, da der der Königin hier zurückbleiben mußte. Nicht die geringste Nachricht von den Truppen. Plötzlich kam ein Postsekretär geritten und schrie überlaut, die Schlacht sei gewonnen. Spät abends trafen wir in Braunschweig ein.

Den 16. Oktober.

Um 5 Uhr früh weitergefahren bis Tangermünde. Die Königin ist gottlob wohl.

Den 17. Oktober.

Von Tangermünde nach Berlin. Ein Feldjäger kam und brachte die furchtbare Nachricht, daß die Schlacht verloren sei. Er sagte, die tödliche Verwundung des Herzogs von Braunschweig habe das Unglück herbeigeführt. Graf Schulenburg erwartete die Königin schon im Palais, um ihr zu sagen, daß sie bereits am nächsten Morgen nach Stettin weitergehen müsse.

Proklamation des Staatsministers Grafen v. d. Schulenburg. Berlin, den 17. Oktober 1806.

Der König hat eine Bataille verloren. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Ich fordere die Einwohner Berlins dazu auf. Der König und seine Brüder leben.

Aus den Aufzeichnungen der Oberhofmeisterin Gräfin v. Voß.

Den 18. Oktober.

Die Königin reiste mit den beiden Hofdamen ab. Ich blieb hier, um einzupacken und zu ordnen, was noch möglich ist. Aber wie wenig kann man fortschicken; das meiste muß doch hierbleiben. Man sagte, der König werde ankommen, aber er kam nicht.

Den 19. Oktober.

Früh 6 Uhr reiste auch ich ab. Man sagte mir, die wenigen noch hier stehenden Truppen müßten eilends fort, weil man die Franzosen bereits erwarte. Ich fuhr durch Bernau, Neustadt und Angermünde; in Schwedt mußte ich mich im Schloß einquartieren, da ich sonst nirgends unterkommen konnte. Hier fand ich die Prinzessin Wilhelm und die d'Orville.

Den 20. Oktober.

Ein Kurier, der zur Königin nach Stettin sollte, sagte mir, er bringe ihr die Weisung, daß sie nach Küstrin weiter müsse, wo der arme König bereits eingetroffen sei; sonst hatte er keine Nachrichten. Ich fuhr durch Garz nach Stettin; die Königin war schon fort mit der Viereck und Herrn v. Buch in einem offenen kleinen Wagen. Ich fand keine Nachricht von ihr, als die, daß ich direkt nach Danzig zu den Kindern gehen solle.

Den 21. Oktober.

Mit der jüngern Viereck weiter nach Danzig. Furchtbare Wege, große Schwierigkeiten, um vorwärts zu kommen und Pferde zu erlangen.

Aus einem Briefe Heinrichs von Kleist an seine Schwester Ulrike. Königsberg, den 24. Oktober 1806.

Es wäre schrecklich, wenn dieser Wüterich sein Reich gründete. Nur ein sehr kleiner Teil der Menschen begreift, was für ein Verderben es ist, unter seine Herrschaft zu kommen. Wir sind die unterjochten Völker der Römer. Es ist auf eine Ausplünderung von Europa abgesehen, um Frankreich reich zu machen. Doch, wer weiß, wie es die Vorsicht lenkt.

Aus den Aufzeichnungen der Oberhofmeisterin Gräfin v. Voß.

Den 30. Oktober 1806.

Die Majestäten sind in Stargard und ihre Packwagen in Graudenz; man weiß nicht warum. Man sagt, der Prinz Hohenlohe habe ein siegreiches Gefecht gehabt, aber man weiß im Grunde nichts anderes als völlig haltlose Gerüchte. Die Unentschlossenheit des

Herrn, seine Laune, seine Verblendung für seine Umgebung, das ist unser Unglück.

Die Reiche dieser Welt mit ihrer Größe und Macht steigen eine Zeitlang empor und sinken dann wieder und verschwinden in dem Strom der Weltereignisse. Scheint es nicht, als wäre die Monarchie auf dem Punkt, in Trümmer zu zerschellen in diesem Sturm des Unglücks, wenn nicht ein Wunder kommt, uns zu retten? — Nur Gottes starke Hand kann uns von diesem Übermächtigen befreien, will Er helfen, dann ist alles möglich, aber mit unserer Macht können wir nicht mehr siegen. Unsere Truppen sind gut, aber sie sind nicht wie die seinigen an den Krieg gewöhnt und im Kriege geschult, und er? — der Krieg ist sein Handwerk, er versteht ihn, und wir nicht. Auch er wird eines Tages untergehen, aber vielleicht zu spät für uns, zu spät für unser geliebtes Deutschland.

Den 4. November.

Stettin hat sich ergeben, und man sagt, Küstrin ebenfalls; — das ist wahre Niederträchtigkeit. Man hört noch nichts von Frieden. Die Königin glaubt, daß der Kaiser Alexander kommt. Die Majestäten bleiben in Graudenz.

Den 21. November.

Bronikowsky kam und sagte mir, Magdeburg habe sich am 11. ergeben. — Gerechter Gott, welche Nachricht! ich kann es nicht glauben!

Aus Niebuhrs Briefen an seine Angehörigen.

Danzig, den 3. November 1806.

Wir verließen Stettin am Montag und haben sechs Tage ununterbrochener Reise von dort hierher gebraucht. Der erste Tag war wenig ermüdend, der zweite nicht sehr; der Mittwoch höchst beschwerlich; eine Reise von mehr als zehn langen Meilen, welche bei diesen kurzen Tagen und bei der Verzögerung in der Beförderung, die, da alle Straßen mit Flüchtlingen und Geldwagen bedeckt waren, nicht vermieden werden konnte, sehr früh vor Tage angetreten werden mußte und uns erst spät ins Quartier brachte. Am Donnerstag brachen wir wieder sehr früh auf, um Stolpe nicht zu spät zu erreichen,

wo wir eine sehr hospitale Aufnahme fanden und uns erholten. Indessen war es sehr gut, daß wir uns nicht verführen ließen, unsern Aufenthalt zu verlängern. Der Sonnabend war der allerschlimmste Tag. Die Vorlegepferde waren auf der nächsten Station nicht richtig bestellt, und wir mußten unsere Bauern erkaufen, uns bis Neustadt zu bringen. Dort ist schon alles polnisch und echt polnisch-barbarisch. Der Postmeister wollte uns keinen Vorspann geben, ließ uns mehrere Stunden warten, bis wir ihm einen ungeheuren Preis zugestanden, damit er uns bis zum nächsten Amt fahren ließe. Dort half man uns. Wir mußten uns da glücklich schätzen, um jeden Preis Postpferde zu erhalten. Sie, liebster Vater, kennen die polnischen Dörfer und können unserer liebsten Mutter und den Unserigen erzählen, wie es da in den Wirtshäusern aussieht, und ob eine Frau da übernachten kann. Wir fuhren dann bis hierher. Wir fanden zum Glück unser Quartier angewiesen und eingerichtet, in dem Haus des jüngsten Gibsone, Bruders unseres Freundes, der freilich auch abwesend ist, wo wir aber durch die Sorgfalt und Freundschaftlichkeit seines Associé mit einer Hospitalität und Annehmlichkeit aufgenommen sind, die uns sehr wohltätig ist. Wir langten hier an um drei Uhr in der Nacht, nachdem wir vierundzwanzig Stunden unterwegs gewesen waren. Die Schicksale dieses Tags und überhaupt unsere ganze Flucht wollen wir Ihnen in ruhigen Zeiten erzählen. Selbst halb erstarrt vor Frost, unsere armen Leute fast erfroren, danken wir dem Himmel, wenigstens die Stadt erreicht zu haben; obgleich es augenscheinlich ist, daß wir hier nicht lange werden bleiben können.

Wie lange wir hier noch bleiben, und wohin wir gehen, davon werde ich Ihnen erst mit einer andern Schiffsgelegenheit Nachricht geben können; aber auf diesem Wege wird es wohl durch die Sorgsamkeit unserer Freunde gelingen. Ich bitte Sie, Ihre Briefe an Herrn Alexander Watt in Kopenhagen zu senden; er wird sie mir entweder hierher oder über Riga oder Memel senden.

Königsberg, den 12. November 1806.

Die traurigen Geschäfte des Flüchtens unsrer Gelder und Effekten, welche mir jetzt für die Seehandlung allein obliegen, da mein Kollege, der Geheime Finanzrat Cabaye, eine andere Bestimmung erhalten

hat, nehmen so viele Zeit weg, und so viele muß sonst auf andere Weise zersplittert werden, daß mir die Ruhe fehlt, Dir mit Geistessammlung zu schreiben.

In Danzig ward ich krank, wir hatten eine äußerst angreifende Reise gehabt; wir waren in den letzten Tagen ohne Aufenthalt gereist und hatten in den Gasthöfen Hinterpommerns Mangel an genießbaren Speisen gelitten. Ich ward am Abend vor unserer Abreise von Danzig so krank, daß ich fürchtete, Königsberg nicht erreichen zu können. In Elbing hielten wir uns einen Tag ruhig; da erholte ich mich etwas, und das schöne Wetter ließ mich auf der Reise allmählich genesen. Wir sind durch eine schöne Marschgegend gekommen; die Luft war die schöner Märztage, und wir erfuhren keine Nachrichten, jede ist eine niederdrückende Last. Hier leben wir hoffnungslos, durch Jahreszeit, unwegsame Landstraßen, Verwirrung fast eingeschlossen.

Königsberg, den 16. November 1806.

Es ist nach den jetzigen Umständen nur zu wahrscheinlich, daß wir diese Stadt, in der wir uns fünf Wochen aufgehalten haben, sehr bald, vermutlich übermorgen, verlassen werden. Wir wollen nicht unbesonnen zögern und haben schon länger bleiben müssen, als ich es gewünscht habe. Der Freiherr vom Stein ist krank, und da ihm das Reisen sehr schwer wird und wohl gefährlich ist, so sucht er diejenigen, welche er um sich zu haben wünscht, ebensolange zu halten, als er selbst bleibt. Nur bedenkt er dabei nicht, daß ihm das Fortkommen als Minister allenthalben viel leichter wird als unsereinem, der keine Vorzüge genießt.

Es ist eine traurige Reise nach Memel über die kurische Nehrung, die doch den besten Weg gewährt. Viel trauriger aber ist es, daß dies der erste Schritt zu unserer Emigration ist; denn auf einen langen Aufenthalt in Memel können wir nicht rechnen, wenn nicht unsere Verbündeten einen Sieg gewinnen, wozu die Talente ihrer Generale keine große Hoffnung gewähren.

Unser Los ist nun das eines wandernden Lebens geworden, und Gott weiß, wo unser Ziel sein wird. Geht unser Staat hoffnungslos unter, so werden wir doch schwerlich länger in Rußland, als die Jahreszeit uns zwingt, bleiben; sobald dann die Ostsee offen ist, segeln wir nach Westen.

Aus einem Briefe Heinrichs v. Kleist an seine Schwester Ulrike. Königsberg, den 6. Dezember 1806.

Es scheint mir, als ob das allgemeine Unglück die Menschen erzöge, ich finde sie weiser und wärmer, und ihre Ansicht von der Welt großherziger. Ich machte noch heute diese Bemerkung an Altenstein, diesem vortrefflichen Mann, vor dem sich meine Seele erst jetzt mit völliger Freiheit entwickeln kann. Ich habe ihn schon, da ich mich unpäßlich fühlte, bei mir gesehen; wir können wie zwei Freunde miteinander reden. An unsere Königin kann ich gar nicht ohne Rührung denken. In diesem Kriege, den sie einen unglücklichen nennt, macht sie einen größeren Gewinn, als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; sie, deren Seele noch vor kurzem mit nichts beschäftigt schien, als wie sie beim Tanzen oder beim Reiten gefalle. Sie versammelt alle unsere großen Männer, die der König vernachlässigt, und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um sich; ja sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält. Von dem, was man sonst hier hoffen mag oder nicht, und was man für Anstalten trifft, kann ich Dir, weil es verboten sein mag, nichts schreiben.

Aus Niebuhrs Briefen an seine Angehörigen.

Königsberg, den 29. Dezember 1806.

Wenn Du erwartest, daß das allgemeine Unglück und die nahe Gefahr hier eine feierliche Stimmung, in die wir ganz hineingehen würden, hervorbringen werde, so täuschst Du Dich. Alle Belustigungen bleiben im alten Gleise. Man betrachtet den Krieg als einen Unterredungsgegenstand, schimpft auf die Engländer, die an allem Unfrieden schuld sein sollen, schimpft auf die, welche den Entschluß zum Kriege gefördert haben, schimpft auf die Russen, die freilich ein wenig asiatisch in unserm Lande verfahren, vertröstet sich, daß die Franzosen so schlimm nicht seien usw. Und unsereins darf nicht dreinhauen, daß man sich sein Blut kühle. Man radotiert, häufig ohne alle Einsicht, über Mißbräuche, über Aristokratie, über die Russen, die verkannten Franzosen und den großen Kaiser und die

verderblichen Ratschläge usw. Daß viele, sehr viele auch anders denken, versteht sich, aber der Ärger macht das Blut kochen, wenn man dergleichen anhören muß.

Memel, den 18. Januar 1807.

Ich sehne mich nach Ruhe, nach Stetigkeit. Daß ich Stein verloren habe, weißt Du. — Was nun werden soll, weiß ich nicht. Ob ich bleibe, ob ich gehe: dies hängt davon ab, wie sich die Sachen gestalten, und wem die Geschäfte zuteil werden. Wenn nicht, wohin denn, läßt sich noch nicht bestimmen.

Aus den Aufzeichnungen der Oberhofmeisterin Gräfin v. Voß.

Den 10. Februar 1807.

Am 7. und 8. ist dann wirklich eine sehr blutige Schlacht gewesen, in der Nähe von Eylau, aber die Russen haben sich dann wieder zurückziehen müssen; es heißt allerdings geordnet und ohne Niederlage. Ein Offizier brachte die Nachricht und sagte, die Franzosen hätten 12 000 Mann verloren und die Russen nur 8000. Die alliierte Armee hat Wunder der Tapferkeit getan und 12 Adler genommen. Abends kam ein zweiter Offizier, der diese Adler nach Petersburg bringt, und einer derselben wurde der Königin gebracht. Das ist sehr schön und ehrenvoll, aber es ist doch kein Sieg! — Auch dieser zweite Offizier sagte, die Fanzosen zögen sich zurück, und ihre Garde sei fast ganz aufgerieben worden. Der böse Feind habe sie verblendet, sich mitten zwischen die Russen hineinzudrängen. Ich erhielt einen Brief von Wilson, und dieser nennt die Schlacht einen vollständigen Sieg. Ich war außer mir vor Freude und wir alle, nur der König blieb trübe und ungläubig. Die Königin war zum erstenmal zu Fuß ausgegangen, aber nur bis zur Prinzeß Wilhelm.

Radziwills kamen aus Königsberg an in großer Sorge, Königsberg werde in allernächster Zeit schon in die Hände des Feindes geraten.

Den 11. Februar.

Ein Bericht von Lestocq kam an den König, der die Schlacht als gewonnen schildert, aber immerhin ziehen sich doch die Russen zurück. — Der Adjutant des Generals B., ein Baron Benckendorf, der nach Petersburg geschickt wird, kam hier durch und sagte ebenfalls, sie

hätten sehr viele Leute verloren. Er war befangen und verschlossen, und was er sagte, gefiel mir nicht.

Aus einem Briefe der Königin Luise an ihren Bruder Georg. Königsberg, den 28. Mai 1807.

Ich hoffe, alles endet glücklich; allein, bester Georg, es gibt einzelne Momente, Ereignisse, Fälle, wo der Mut sinkt und Trauer die Seele bemeistert, und so ist der jetzige. Danzig! Danzig! ist dahin, seit gestern in französischen Händen! in diesen verhaßten, über alles gräßlichen Händen. Meine schöne Hoffnung, vor 14 Tagen dem besten Vater so fröhlich mitgeteilt, dahin, auf das schrecklichste dahin! Nein, es ist entsetzlich! Der Platz war zu retten, wenn Bennigsen eine kleine Diversion machte, um die Aufmerksamkeit der Belagerer zu teilen. Ein Sieg wäre ihm gewiß gewesen, da die Hauptarmee des Napoleon außerordentlich geschwächt war und also der Feind leichter als je zu schlagen gewesen wäre. Bennigsen hat 67 000 Mann wirklich zusammengezogen den 14. Mai, hat zwei Tage biwakiert, Kaiser und König dabei, in der Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, und wie sie nun glaubten, es ginge los, so wurde Marsch, zwar Marsch kommandiert, aber nicht etwa attackieren, sondern zu retirieren, d. h. von Heilsberg, wo diese Armee hingeeilt war, nach Bartenstein zurück, wo das russische Hauptquartier ist. Alle Menschen, wie Du denken kannst, waren über solche équipée außer sich, von den Gekrönten bis zum Fuhrknecht herab. Die Apathie, wie ich es noch nennen will, des Bennigsen läßt sich nicht beschreiben, und alle meine Hoffnungen auf ein glorreiches Ende müssen schwinden, wenn nicht hier große Veränderungen vorgenommen werden, oder wenn nicht das Glück unbegreifliche Dinge hervorbringt, Resultate herzaubert, welche stärker, mächtiger wirken, als die Dummen begreifen und vollbringen können. Bennigsen spricht wieder von einer entscheidenden Affäre, die er zwischen heute und übermorgen liefern will; ich glaube aber nicht mehr daran, glaube aber stark, daß übler Wille die Oberhand bei ihm hat. Er hat zwei Schlachten gewonnen, die bewirkten ihm alle Orden des russischen Reichs und außer seiner unerhörten Gouverneurpension noch eine neue von 12 000 Rubel. Das ist genug für den Menschen,

der so heißt, weil er auf zwei Beinen geht, deshalb aber noch kein Mensch ist; denn derjenige, der nicht von dem großen Gedanken durchdrungen ist: „Ich fürchte für die Menschheit überhaupt, für die Freiheit der Welt (wo Preußen nur ein Teil davon ist), für das Glück, die Unabhängigkeit der künftigen Generationen", wer nicht von dieser Wahrheit zu dem edelsten Enthusiasmus hingerissen wird, richtet nichts aus. — O, edler Enthusiasmus, wo bist du geblieben, wo sind die Feldherrn hin, die sich im Siebenjährigen Krieg unsterblich machten? — Ich bin außer mir, ich gesteh' es, und vielleicht seh' ich zu schwarz.

Gott wolle es. Aber denke, fühle, begreife, Danzig hat entsetzlich Menschen gekostet! Danzigs Bürger haben sich als brave Patrioten, alle als Menschen bewiesen, die Truppen Wunder von Tapferkeit und Ausdauer aller Art bewiesen. 51 Tage und Nächte unterm Gewehr, ehrenvolle Ausfälle außerdem getan, und alle diese Anstrengung um nichts, belohnt durch Kapitulation! Doch gerecht muß ich sein, auch mitten in meinem Schmerz, die Kapitulation ist die ehrenvollste, die man sich denken kann, mit Sing und Sang, mit armes und bagages freier Abzug! Kalckreuth hat alle Ehre davon. Er hatte kein Pulver mehr, und da hört alles auf. Und nur so konnt' sich dies fürchterliche Trauerspiel enden.

Aus einem Briefe der Königin Luise an ihren Vater. Memel, den 17. Juni 1807.

Es ist wieder aufs neue ein ungeheures Unglück und Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen — vielleicht auf immer —; bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmut mein Haupt beugt. Zwei Trostgründe hab' ich, die mich über alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des Schicksals, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns; der zweite, wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu

und an seinem Volke Verräter zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. Doch nun zur Sache. Seit dem 7. Juni ging Bennigsen vor und hatte nur Vorteile. Den 10. kam es zu einer wirklichen Bataille, die ganz zu unserem Vorteil ausfiel, und dabei die Preußen sich ungemein auszeichneten. Bennigsen statt Gebrauch davon zu machen, den Feind zu verfolgen, ging zurück; den 14. kam es zu einer Bataille, die höchst unglücklich für uns ausfiel; seine linke Flanke ward genommen und die Stadt Friedland, wodurch er seine Retraite nehmen sollte, von den Franzosen in Brand gesteckt. Durch diese unglückliche Schlacht kam Königsberg in französische Hände. — Bennigsen, schon in Tilsit immer vom Feinde verfolgt, nur noch 14 Meilen von hier, und ich und meine Kinder in der Notwendigkeit, Memel bald zu verlassen, sobald als Gefahr ist. Der Kaiser von Rußland war den zwei sibirischen Inspektionen entgegengegangen, ehe der Spektakel ganz ausbrach, so daß er noch nicht zurück von Wilna ist. Der König war die Zeit zum Vergnügen hierher gekommen, hat aber nur Leid getroffen wegen des Ungeheuern, was sich begab. Er wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen (er sitzt neben mir und sagt mir eben tausend Schönes an Deinen Vater), um das weitere zu beschließen; ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga. Gott wird mir helfen, den trüben Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenze meines Reiches muß. Da wird es Kraft erfordern, aber ich hefte meinen Blick gen Himmel, von da alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr, als wir tragen können. Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet und geschätzt von Nationen, und werden ewig und immer Freunde haben, weil wir es verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deshalb seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie, nie ganz unglücklich sein können, und daß mancher, mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh, so glücklich ist, als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursache zur Freude haben.

Den 16. Juni 1807.

Heute war ein schrecklicher Tag. Wir erfuhren, daß die Franzosen auf Königsberg marschieren, und daß Lestocq gezwungen worden ist, zurückzuweichen, und nach Tische traf Major von Rauch ein und brachte die furchtbare Nachricht, daß die Feinde bereits in Königsberg eingerückt seien. —

Bennigsen hat die Schlacht bei Friedland am 14. verloren, Lestocq hat sich auf Labiau zurückgezogen. Die Königin war in Verzweiflung, der König ganz gebrochen, Hardenberg allein ruhig, aber auch sehr gebeugt. Die Majestäten blieben den Mittag und Abend allein mit den königlichen Kindern; der Hofstaat blieb für sich.

Den 23. Juni.

Gräßliches Wetter, immerfort Regen und Sturm. Trotz dessen kam die Königin, wie immer, zu mir, und ich ging mit ihr dann wieder zu ihr hinüber. Bennigsen hat einen Waffenstillstand auf vier Wochen abgeschlossen; der Kaiser hat ihn bestätigt, die Königin und wir alle sind in Verzweiflung darüber! Welch ein Schmerz, — nun noch dieser letzte Schlag! — Gott, barmherziger Gott, wirst du unserem Elend durch diesen Unmenschen kein Ziel setzen?

Den 26. Juni.

Heute war ein sehr trauriger Tag für die arme Königin, aber auch für mich und für alle, die ihr Vaterland lieben. Es hat eine Zusammenkunft der drei Monarchen stattgefunden. Der Ort, wo sie sich trafen, ist ein kleines Haus auf der Brücke von Tilsit. Die arme Königin weinte lange. Die Engländer waren ganz außer sich; — ach, wie unglücklich bin ich über dies Ende aller Hoffnungen!

Den 27. Juni.

Die Königin hatte Briefe vom gestrigen Tage, an dem die Zusammenkunft stattfinden sollte. Am 25. hatte bereits eine von Napoleon mit dem Kaiser Alexander allein stattgehabt. Der König schreibt ganz außer sich! — Napoleon hat von ihm verlangt, daß Hardenberg und Rüchel fortgeschickt würden, und daraus allein kann man sehen, was zu erwarten steht. Rüchel, der Kanzler, Goltz und

Schuler von Senden kamen zu mir. Ein Küchenmeister und Köche wurden nach Tilsit geschickt.

Den 28. Juni.

Heute kam ein Brief des Königs an die Königin über die Zusammenkunft am 26. Dieser elende Napoleon hat den König mit gesuchter Gleichgültigkeit und Kälte behandelt, und er schreibt sehr aufgeregt und entrüstet. Es waren zwei kleine Häuschen auf der Brücke über die Memel errichtet, in dem einen waren die beiden Kaiser, in dem andern der König. Welche Insolenz gegen ihn! Auch aßen die beiden Kaiser dann zusammen in Tilsit, unser König mußte allein in einem Dorfe, eine Meile von der Stadt, bleiben. Welch entsetzliche Friedensbedingungen werden wir bekommen nach einem Vorspiel von so ausgesuchter Feindseligkeit und solchem Übermut.

Den 1. Juli.

Die Königin hatte zwei Briefe hintereinander vom König. Er ißt jeden Mittag mit dem Kaiser bei Napoleon, der jetzt etwas höflicher ist, aber im übrigen ist er wenig zufrieden mit ihm. Man hat daran gedacht, ob die Königin nicht gut täte, hinzugehen; aber ich hoffe, das wird nicht geschehen!

Den 6. Juli 1807.

Um 12 Uhr wurde zu Mittag gegessen. Uwaroff, Bennigsen und Manteuffel kamen dann zur Königin, und sie behielt sie lange bei sich. Um 4 Uhr fuhren wir fort, mit einer Eskorte der Gardedukorps über die fliegenden Brücken, waren um 5 Uhr in Tilsit und stiegen in dem Quartier des Königs ab. Eine Viertelstunde später kam Napoleon; ich empfing ihn mit der Gräfin Tauenzien am Fuße der Treppe. Er ist auffallend häßlich, ein dickes, aufgedunsenes, braunes Gesicht, dabei ist er korpulent, klein und ganz ohne Figur, seine großen runden Augen rollen unheimlich umher, der Ausdruck seiner Züge ist Härte, er sieht aus wie die Inkarnation des Erfolges. Nur der Mund ist schön geschnitten, und auch die Zähne sind schön. Er war äußerst höflich, sprach sehr lange Zeit allein mit der Königin, und dann fuhr er fort. Gegen 8 Uhr begaben wir uns zu ihm, da er aus Rücksicht für die Königin sein Diner früher bestellt hatte. Während der Tafel war er sehr guter Laune und sprach sehr viel

mit mir. Nach Tiſche hatte er eine lange Konverſation mit der Königin, die auch ziemlich zufrieden mit dem Ergebnis derſelben war. Gott wolle geben, daß es zu etwas hilft. Wir kamen um Mitternacht nach Picktupönen zurück, dann kam noch der Großfürſt Konſtantin mit ſeinen Adjutanten zur Königin. Es war eine ſchreckliche Unruhe und Durcheinander; Hardenberg reiſte ab, und wir kamen erſt gegen Morgen in unſer Zimmer.

Den 7. Juli.

Als wir beim König abgeſtiegen waren, erfuhren wir von dieſem, daß Napoleon alles, was er am geſtrigen Tage der Königin verſprochen, bereits widerrufen habe und ſelbſt in der Härte ſeiner Forderungen noch weiter gegangen ſei, als er es vor der Zuſammenkunft mit ihr getan hatte. Man ſagte, Herr von Talleyrand ſei ſchuld daran. Napoleon kam nicht zur Königin, obgleich er zweimal an ihrem Hauſe vorüberfuhr und wir jedesmal umſonſt hinuntergehen mußten, in der Erwartung, er werde ausſteigen. Später kam der General Barbier, der die Königin zum Diner einlud. Wir fuhren ſogleich hin, und Barbier begleitete die Königin. Napoleon ſah verlegen und zugleich tückiſch und boshaft aus; ich verſuchte, mich von ihm entfernt zu halten, und es gelang mir. Der Großherzog von Berg ſprach meiſt mit mir und machte mir einen guten Eindruck. Man ſetzte ſich bald zu Tiſche; ich ſprach während des ganzen Eſſens kein Wort, und die Konverſation war allgemein ſehr gezwungen und einſilbig. Nach Tiſche ſprach die Königin noch einmal allein mit Napoleon, beim Fortgehen ſagte ſie ihm, ſie werde abreiſen und empfinde es tief, daß er ſie getäuſcht habe. Meine arme Königin, ſie iſt ganz in Verzweiflung! —

Duroc war ſehr traurig; ſie wiederholte ihm dasſelbe, was ſie Napoleon beim Abſchied geſagt hatte.

Königin Luiſe an ihre Schweſter Friederike. Sommer 1807.

Was für Schritte ich getan habe, um Preußens Schickſal zu mildern, und wie wenig ſie mir gelungen ſind, das weiß die Welt; aber ich war ſie als liebende Gattin dem König, als zärtliche Mutter meinen Kindern, als Königin meinem Volke ſchuldig. Das Gefühl, meine Pflicht erfüllt zu haben, iſt mein einziger Lohn.

Königin Luise an Frau v. Berg über den Frieden zu Tilsit (9. Juli 1807). Sommer 1807.

Der Friede ist geschlossen, aber um einen schmerzlichen Preis. Unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen. Dennoch ist der König größer als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vorteilhaften Frieden schließen können, aber dann mit dem bösen Prinzip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Not, und wird sich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen einst Segen bringen! Auch hätte er noch England, einen treuen Alliierten, verlassen müssen; das wollte er nicht. Noch einmal: Diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen. Das ist mein fester Glaube!

Königin Luise an ihren Bruder Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz. Memel, den 5. August 1807.

Reich an Erfahrung, arm an Glauben, lege ich mein müdes Haupt an Deine Brust. Ach! George, welches Schicksal, welche Zukunft, welche Vergangenheit! Ist es möglich, daß solche Menschen von Gott erschaffen werden, als ich habe kennen lernen? Die Guten tun das Böse, die Teufel brüten es aus und lernen es ihnen; das ist, was ich gesehen habe von Angesicht zu Angesicht. Ganz erfüllt von dem großen Gedanken meiner heiligen Pflicht, flog ich nach Tilsit und sprach das, was mir Gott eingab; allein ich sprach nicht zu einem Menschen, sondern zu einem — zu einem Wesen ohne menschlich Herz, und das Resultat ist dann auch so rein unmenschlich, daß Preußen vor der Welt gerechtfertigt dasteht.

Wenn ich Dich einmal sehe, so werde ich Dir alles erzählen, und Du wirst es nicht begreifen anfangs, Du wirst es hören und nicht verstehen. Ja, ich habe Ungeheures erlebt, lieber George, aber lieber Freund, ich bin nicht schlechter geworden, das sei Dir Trost. Adieu; wenn Du der Berg schreibst, tausend Schönes, sowie auch der Kleist. Laß ihr wissen, ich sei nicht müßig. — Ich lege mich Großmama zu Füßen. Ihren und Deinen Brief bekam ich, als N. schon im sausenden Galopp nach Dresden flog, da hier sein Teufelswerk vollbracht war. 27 Marschällen und Generälen hat er die Domänen des Königs in Polen verschenkt und dem Sachsenkönig das aus-

gesogene, unzufriedene, höchst unglückliche Land, was so betrogen ist wie noch keines. Und unsere Magdeburger, Altmärker, Halberstädter usw. an Jérôme, König von Westfalen. Ist es zum Überleben, George?

Königin Luise an ihren Bruder Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz. Memel, den 9. August 1807.

Dein letzter Brief durch den Dr. J. (?) ist mir den 6. zugekommen. Der Inhalt hat mich sehr erfreut, da ich imstande war, Dir Erheiterung zu verschaffen in dem Augenblick, wo sich die Welt verfinsterte. Wenn Du die letzteren, die an Euch abgingen, nicht so gefaßt, nicht so ruhig findest, als Ihr es nach den ersteren mit Recht erwarten konntet, so will ich Dir darauf antworten, daß mich nichts in der Welt so erschüttert, als gute Menschen untergehen sehen, Hoffnungen aufgeben zu müssen, die auf Tugend gebaut waren.

Auf der anderen Seite aber das Böse, von dem man wußte, es lebt, es wirkt, es ist da, in der Nähe zu sehen, es aber zugleich tausendmal fürchterlicher zu finden, als je der schwache Geist es ahnen konnte, das erschüttert auch. Genug, bester George, in der Nähe Zeuge des zu sein, was ich erlebte, da gehört Riesenkraft zu, es auszuhalten, und dennoch reicht sie nicht. Eine Zusammenkunft dreier gekrönter Häupter! Kann man sich denken, daß diese ohne Folgen sein kann, die nicht von Größe und Milde zeugen, die nicht auf eine ausgezeichnete Art enden müsse? Statt dessen finde ich, als ich nach Tilsit kam, einen Götzen, der angebetet wird (und dieser Götze ist von einem noch unbekannten, ungenannten Metall), und der die anderen beiden Gekrönten geradezu mit Füßen tritt. Es sind da Partikularitäten geschehen, wovon man keinen Begriff hat, bis man sie von einem Augenzeugen selbst gehört hat, die zugleich die höchste Verderbtheit, Kälte, Infamie der einen Partei verraten, und die Schwäche der anderen, die dann freilich die Oberhand stark hatte. — Denn, sei noch zu meiner Entschuldigung gesagt, ist es wohl ein ganz Teil leichter, für sich allein zu repondieren, als wenn man vor zwei dastehen muß. Denn war ich mit mir so ziemlich fertig, d. h. schleppte ich mich so halbwege fort an Geist und Leib, so kam der Zustand des Königs dazu. — Nein, was dieser Mann

gelitten, beſchreibt ſich nicht. Vierzehn Tage in der Folter geſpannt, um ſich die ärgſten Sachen ſagen zu laſſen, wenn er alles aufbot aus reiner Vaterlandsliebe, um ſeine älteſten Provinzen wenigſtens aus Teufelsklauen zu reißen. Darauf, auf ſolche gewagte Stürme auf das Herz desjenigen, der keines hat (Du begreifſt, was ſolcher Schritt allemal für Aufwand der Willenskraft koſtete gegen einen ſolchen Gegenſtand), erfolgten dann den anderen Tag jedesmal ärgere Infamien, da nahm man uns das mehr ab, und jenes mit Ausdrücken, die jedesmal erniedrigender und humilianter wurden. Abſpannung erfolgte natürlich, ach! die wird bleiben, und das iſt, was mich jetzt betrübt, über alles betrübt; hiervon auch mündlich.

Aus einem Briefe der Königin Luiſe an ihren Bruder Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz. Memel, den 15. Auguſt 1807.

Über den Verluſt von Hardenberg heule ich Tag und Nacht. Der König hatte ihm endlich das ſo lange verdiente Vertrauen ganz geſchenkt; Hardenberg war ihm ſo attachiert wie niemand hienieden, denn die Ehre, das Wohl des Staates war ihm alles, ſeine Perſon, ſein Ich nichts. Wie hat ſich der Mann betragen, George, wie ein Gott! Wenn nur ein Gedanke an ihn ſelbſt ihn beſchäftigt hätte, — nein, nur mit dem Staat, mit den Mitteln, wie der noch zu retten ſei, wie dieſes getan, jenes vermieden werden müßte, ſo bewies er ſich, bis daß er uns ein ewiges Lebewohl in Picktupönen ſagte. Mit dieſem Bilde der wahren männlichen Tugend erfüllt, mußte ich denn zu dem Napoleon eilen, der uns auch dieſes Kleinod entriß, um das Böſe deſto leichter an uns auszuüben, weil er uns zugleich auch aller Mittel beraubte, das wieder gutzumachen, was er mit teufliſcher Kunſt und Freude ſo horrible böſe und verwickelt gemacht hatte. Kannſt Du Dir unſere Lage recht denken, die Gefühle, die mich durchwühlten, wenn ich ſo das Böſeſte auf der Welt mir gegenüber ſah und den Abgrund des unendlichen Unglücks überſah, welchen dieſer Böſewicht mit einer Kälte über uns ergehen ließ, die gottlob auch nur ihm gehört? Wenn ich Dich ſehe, ſo muß ich Dir dieſe zwei Tage in Tilſit recht auseinanderſetzen. Kieſewetter kann Dir übrigens Bruchſtücke liefern, die Dir ſchon

Licht genug geben können; denn er war zugegen und hat mich vor und nach der ersten Entrevue gesehen und gesprochen.

Gneisenau an Professor Siegling in Erfurt. Memel, den 25. Oktober 1807.

Mein alter teurer Freund! Es ist Zeit, daß ich Dir endlich einmal Nachricht von mir gebe und mich zugleich erkundige, welchen Einfluß der Sturm auf Dich gehabt habe. Wohl wird er auch das gotische Altertum des Bauhofs nicht verschont haben. Wenn man indessen nur einige Trümmer und dabei sein Herz und seinen Kopf rettet, so läßt sich immer wieder an Erbauung eines neuen kleinen Glückes, sofern man nur genügsam ist, arbeiten.

Ich hatte Dir es wohl von Stadt-Ilm aus geschrieben, daß die letzte Stunde des preußischen Staates geschlagen habe. Damals wolltest Du es nicht glauben. Wenn man aber den unsoldatischen Geist — ich meine hier gerade nicht persönlichen Mut — der Offiziere und Gemeinen unserer Armee, ihre Kriegsungewohntheit und ihr Vertrauen auf fein ausgezirkelte Evolutionen, ihr Sträuben gegen neue wesentliche Einrichtungen, ihre Abgeneigtheit, dem Zeitgeist nachzugeben und eine veraltete Taktik zu verlassen, und die Zusammensetzung der Anführer so kannte als ich, so konnte man den Ausgang der Sache wohl ahnen. Ich habe den Tagen von Saalfeld, Jena und Nordhausen beigewohnt. Durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen entging ich der Gefangenschaft und allen Kapitulationen, kam in Preußen an, errichtete eine Brigade von vier Bataillonen, führte drei davon nach Danzig, machte die Belagerung dieser Stadt 20 Tage lang mit, erhielt das Kommando von Kolberg, kam in einem elenden Boote, von unzähligen Schüssen begleitet, glücklich die Weichsel hinab, langte ebenso glücklich in Kolberg an, stellte dorten ein anderes Verteidigungssystem auf, hielt durch eine Menge von Verschanzungen den Feind immer in anständiger Entfernung und zwang ihn, statt einer Belagerung deren zwei zu unternehmen. Nachdem er endlich mühsam aus seiner ersten zur zweiten Parallele gekommen war und ich für den Teil der Belagerung zwischen der zweiten und dritten Parallele die wichtigsten Schwierigkeiten vorbereitet hatte, trat der Waffenstillstand ein und endigte

diese sehr blutige Belagerung, die mir allein gegen 1600 Mann Tote und Verwundete gekostet hat. Du kannst hiernach den feindlichen Verlust ermessen, wenn ich Dir sage, daß meine Offiziere mit wenigen Ausnahmen mit Auszeichnung gefochten haben.

Nach dieser Zeit berief mich der König hierher, um an der Organisation der neuen Armee zu arbeiten. Man will mich zu Ehren und Würden erheben, ich schlage es aber aus. Mein Wunsch ist, wenn der Staat sich wieder erhebt, mit einem kleinen Jahrgehalt zurückzutreten und bloß im Kriege wieder zu dienen. Solange der König noch unglücklich ist, verlasse ich ihn nicht, aber im Sonnenschein des Glückes will ich andere sich sonnen lassen. Die Lage der europäischen Angelegenheiten ist indessen so, daß für mich wohl wenig Erfreuliches zu erwarten ist. Mit sechs Kindern gesegnet, weiß ich nicht, ob ich in der nächsten Stunde Brot für sie haben werde. Doch muß man die Hoffnung nicht sinken lassen. Am Ende ist der Tod immer eine schöne Zuflucht.

Aus den Aufzeichnungen der Oberhofmeisterin Gräfin v. Voß.

Den 4. November 1807.

Ich fand die Königin heute früh so erschüttert und verzweifelt über die letzten Nachrichten, daß ich den Entschluß faßte, für sie an Napoleon zu schreiben. Ich frug Stein um Rat, der mir sagte, ich solle es versuchen. Ich zeigte ihm meinen Brief, er war zufrieden mit demselben. Die Franzosen wollen nun wirklich alle Festungen behalten und wollen aus Berlin nicht wieder fort. In diesem Falle müßte die unglückliche Königin den ganzen Winter hier oder in Königsberg bleiben, und das wäre zu hart für sie.

Den 11. November.

Ich erhielt das Verzeichnis von allem, was die Franzosen teils offiziell aus Berlin nach Paris fortgeschafft, teils einfach geraubt haben, ebenso aus den königlichen Schlössern wie aus Potsdam; meistens Statuen, Bilder, Porzellan, Vasen, Kostbarkeiten und Kunstwerke aller Art; es ist eine unglaubliche Liste.

Den 25. November.

Ein Kurier kam heute aus Paris und brachte die Antwort Na-

poleons. Er verspricht, daß die Truppen diese Provinzen verlassen sollten, die Königin könne alsdann ihre Wochen in Königsberg halten; nach Berlin brauche sie deshalb gar nicht zu gehen, das sei nicht nötig.

Er ist ein gewissenloser Bösewicht. Ach, und diese Geißel; dieser niederträchtige Mensch darf uns für und für unterdrücken und quälen!

Den 16. Dezember.

Immer dieselben trostlosen und qualvollen Zustände. Man schreibt mir, daß Napoleon sich scheiden läßt, daß Josephine Kaiserin von Italien wird und er die Großfürstin Katherine heiraten will; ich glaube es nicht.

Den 1. Januar 1808.

Die Vorsehung hat es also gewollt, daß ich auch noch dies Jahr erleben und alles Unglück überstehen und überdauern sollte, das mich getroffen hat, auch noch dies Letzte und Schwerste, das über uns gekommen ist und unter dem kein anderer so leidet als meine armen unglücklichen Majestäten! — Die Hälfte ihres Reiches haben sie verloren, und wo bleibt eine Hoffnung, die besetzten Provinzen und vor allem die Hauptstadt von diesem Feinde je wieder geräumt zu sehen? — Aus Ostpreußen wenigstens sind die unseligen Franzosen nun fort, nur noch ein kleines Korps haben sie in Marienburg stehen lassen. Sobald es irgend möglich ist, gehen wir nach Königsberg, und Gott wolle meiner armen Königin dort eine leichte Stunde schenken und ihr beistehen!

Zweites Kapitel.

Die Wiedergeburt Preußens. Stein, Scharnhorst, Gneisenau. 1807—1809.

Aus einem Briefe Schleiermachers an Georg Reimer. Halle, den 14.—30. November 1806.

Alles Politische, was bis jetzt bestand, war, im großen und im ganzen angesehen, ein unhaltbares Ding, ein leerer Schein, die Trennung des Einzelnen vom Staat und der Gebildeten von der Masse viel zu groß, als daß Staat und Masse hätten etwas sein können. Dieser Schein muß verschwinden, und nur auf seinen Trümmern kann die Wahrheit sich erheben. Eine allgemeine Regeneration ist notwendig und wird sich aus diesen Begebenheiten entwickeln. Wie? das kann man jetzt noch nicht sehen; aber wir wollen dabei sein und mit angreifen, sobald der Gang der Dinge uns aufruft oder mit sich fortreißt. Keiner aber, und am wenigsten diejenigen, welche in das Leben der Wissenschaft auf irgendeine Weise verflochten sind, soll daran denken, Deutschland zu verlassen.

Aus einem Briefe Schleiermachers an Georg Reimer. Halle, den 6.—8. Dezember 1806.

Das gemeinschaftliche Unglück des nördlichen Deutschlands, denn es ist ja mit der preußischen Monarchie in ein Schicksal verwickelt, ist doch eigentlich darin gegründet, daß die Nation als solche nur in die wissenschaftliche und religiöse Organisation eingegangen ist, in die politische aber gar nicht, sondern der Einzelne oder vielmehr die Familie sich möglichst vom Staate getrennt gehalten hat und auch der Staat nichts weiter sein wollte als eine Maschine. Aller Mangel an Talenten und alle Fehler der Administration hätten sonst eine so gänzliche Zerrüttung und Überlieferung in die Hände des Feindes nicht zur Folge haben können. Meine Ansicht ist nun die,

daß, wenn die dermalige Krisis sich mit einem schlechten Palliativmittel endigt, Deutschland noch mehrere Generationen hindurch mit demselben Übel wird zu kämpfen haben. Siegt der Feind so gänzlich, daß er auch Rußland und England zu einem Frieden nötigt, der seine Übermacht befestigt, so wird er auch in Deutschland den wissenschaftlichen und religiösen Druck beginnen, und dann wird die Nation aufstehn und sich also auch einen Staat bilden. Soll er aber in seine Grenzen zurückgewiesen werden, so kann es ebenfalls nur geschehn, wenn die Fürsten die Nation in Bewegung setzen, was nach einer glücklichen Aktion sehr tunlich ist, und dann wird auf diesem Wege die alte Ordnung der Dinge von selbst verschwinden. Darum fürchte ich nichts so sehr als das Palliativ.

Aus J. G. Fichtes „Reden an die deutsche Nation", gehalten zu Berlin im Winter 1807/08.

Aus der zwölften Rede: Lassen wir nur nicht mit unserm Körper zugleich auch unsern Geist niedergebeugt und unterworfen und in die Gefangenschaft gebracht werden!

Fragt man mich, wie dies zu erreichen sei, so ist darauf die einzige, alles in sich fassende Antwort diese: wir müssen eben zur Stelle werden, was wir ohnedies sein sollten, Deutsche. Wir sollen unsern Geist nicht unterwerfen: so müssen wir eben vor allen Dingen einen Geist uns anschaffen, und einen festen und gewissen Geist; wir müssen ernst werden in allen Dingen und nicht fortfahren bloß leichtsinnigerweise und nur zum Scherze da zu sein; wir müssen uns haltbare und unerschütterliche Grundsätze bilden, die allem unserm übrigen Denken und unserm Handeln zur festen Richtschnur dienen, Leben und Denken muß bei uns aus einem Stücke sein und ein sich durchdringendes und gediegenes Ganzes; wir müssen in beiden der Natur und der Wahrheit gemäß werden und die fremden Kunststücke von uns werfen, wir müssen, um es mit einem Worte zu sagen, uns Charakter anschaffen; denn Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend, und die Sache hat in unserer Sprache keinen besonderen Namen, weil sie eben ohne alles unser Wissen und Besinnung aus unserem Sein unmittelbar hervorgehen soll.

Aus der dreizehnten Rede: Tief verächtlich machen wir uns

dem Auslande, wenn wir vor den Ohren desselben uns, einer dem andern, deutsche Stämme, Stände, Personen, über unser gemeinschaftliches Schicksal anklagen und einander gegenseitige bittere und leidenschaftliche Vorwürfe machen. Zuvörderst sind alle Anklagen dieser Art größtenteils unbillig, ungerecht, ungegründet. Die letzten Ereignisse sind nicht die Folgen irgendeines besonderen Fehltrittes eines einzelnen Stammes oder seiner Regierung, sie haben sich lange genug vorbereitet und hätten, wenn es bloß auf die in uns selbst liegenden Gründe angekommen wäre, schon vor langem uns ebensowohl treffen können. Hierin ist die Schuld oder Unschuld aller wohl gleich groß, und die Berechnung ist nicht wohl mehr möglich. Bei der Herbeieilung des endlichen Erfolges hat sich gefunden, daß die einzelnen deutschen Staaten nicht einmal sich selbst, ihre Kräfte und ihre wahre Lage kannten: wie könnte denn irgendeiner sich anmaßen, aus sich selbst herauszutreten und über fremde Schuld ein auf gründliche Kenntnis sich stützendes Endurteil zu fällen? — — Nicht sowohl die einzelnen Personen, die von ohngefähr auf den höchsten Plätzen sich befunden haben, sondern die Verbindung und Verwickelung des Ganzen: der ganze Geist der Zeit, die Irrtümer, die Unwissenheit, Seichtigkeit, Verzagtheit, und der von diesen unabtrennliche unsichere Schritt, die gesamten Sitten der Zeit sind es, die unsere Übel herbeigeführt haben.

Aus der vierzehnten Rede: Saget nicht, laß uns noch ein wenig ruhen, noch ein wenig schlafen und träumen, bis etwa die Besserung von selber komme. Sie wird niemals von selbst kommen. Wer, nachdem er einmal das Gestern versäumt hat, das noch bequemer gewesen wäre zur Besinnung, selbst heute noch nicht wollen kann, der wird es morgen noch weniger können. Jeder Verzug macht uns nur noch träger und wiegt uns nur noch tiefer ein in die freundliche Gewöhnung an unsern elenden Zustand. Auch können die äußern Antriebe zur Besinnung niemals stärker und dringender werden. Wen diese Gegenwart nicht aufregt, der hat sicher alles Gefühl verloren. — Ihr seid zusammenberufen, einen letzten und festen Entschluß und Beschluß zu fassen; keineswegs etwa zu einem Befehle, einem Auftrage, einer Anmutung an andere, sondern zu einer Anmutung an euch selber. Eine Entschließung sollt ihr fassen, die jed-

weder nur durch sich selbst und in seiner eigenen Person ausführen kann. Es reicht hierbei nicht hin jenes müßige Vorsatznehmen, jenes Wollen, irgend einmal zu wollen, jenes träge Sichbescheiden, daß man sich darein ergeben wolle, wenn man etwa einmal von selber besser würde; sondern es wird von euch gefordert ein solcher Entschluß, der zugleich unmittelbar Leben sei und inwendige Tat, und der da ohne Wanken oder Erkältung fortdaure und fortwalte, bis er am Ziele sei.

Aus der Nassauschen Denkschrift des Freiherrn v. Stein „Über die zweckmäßige Bildung der obersten und der Provinzial-, Finanz- und Polizeibehörden in der preußischen Monarchie", Nassau, im Juni 1807.

Über Provinzialverfassungen: In die aus besoldeten Beamten bestehenden Landeskollegia drängt sich leicht und gewöhnlich ein Mietlingsgeist ein, ein Leben in Formen und Dienstmechanismen, eine Unkunde des Bezirks, den man verwaltet, eine Gleichgültigkeit, oft eine lächerliche Abneigung gegen denselben, eine Furcht vor Veränderungen und Neuerungen, die die Arbeit vermehren, womit die besseren Mitglieder überladen sind, und der die geringhaltigeren sich entziehen.

Ist der Eigentümer von aller Teilnahme an der Provinzialverwaltung ausgeschlossen, so bleibt das Band, das ihn an sein Vaterland bindet, unbenützt; die Kenntnisse, welche ihm seine Verhältnisse zu seinen Gütern und Mitbürgern verschaffen, unfruchtbar; seine Wünsche und Verbesserungen, die er einsieht, um Abstellung von Mißbräuchen, die ihn drücken, verhallen oder werden unterdrückt, und seine Muße und Kräfte, die er dem Staat unter gewissen Bestimmungen gern widmen würde, werden auf Genüsse aller Art verwandt oder in Müßiggang aufgerieben. Es ist wirklich ungereimt, zu sehen, daß der Besitzer eines Grundeigentums oder anderen Eigentums von mehreren Tonnen Goldes eines Einflusses auf die Angelegenheiten seiner Provinz beraubt ist, die ein fremder, des Landes unkundiger, durch nichts mit ihm in Verbindung stehender Beamter unbenützt besitzt.

Man tötet also, indem man den Eigentümer von aller Teilnahme an der Verwaltung entfernt, den Gemeingeist und den Geist der Monarchie, man nährt den Unwillen gegen die Regierung, man

vervielfältigt die Beamtenstellen und verteuert die Kosten der Verwaltung, weil man nun die Gehälter den Bedürfnissen und dem Stand der Beamten, die allein von der Besoldung leben wollen, angemessen bestimmen muß. — —

Meine Diensterfahrung überzeugt mich innig und lebhaft von der Vortrefflichkeit zweckmäßig gebildeter Stände, und ich sehe sie als ein kräftiges Mittel an, die Regierung durch die Kenntnisse und das Ansehen aller gebildeten Klassen zu verstärken, sie alle durch Überzeugung, Teilnahme und Mitwirkung bei den Nationalangelegenheiten an den Staat zu knüpfen, den Kräften der Nation eine freie Tätigkeit und eine Richtung auf das Gemeinnützige zu geben, sie vom müßigen sinnlichen Genuß oder von leeren Hirngespinsten der Metaphysik oder von Verfolgung bloß eigennütziger Zwecke abzulenken und ein gut gebildetes Organ der öffentlichen Meinung zu erhalten, die man jetzt aus Äußerungen einzelner Männer oder einzelner Gesellschaften vorgeblich zu erraten bemüht ist.

Aus einem Aufsatze Gneisenaus. Anfang Juli 1807.

Ein Grund hat Frankreich besonders auf diese Stufe von Größe gehoben: Die Revolution hat alle Kräfte geweckt und jeder Kraft einen ihr angemessenen Wirkungskreis gegeben. Dadurch kamen an die Spitze der Armeen Helden, an die ersten Stellen der Verwaltung Staatsmänner und an die Spitze eines großen Volks der größte Mensch aus seiner Mitte.

Welche unendlichen Kräfte schlafen im Schoße einer Nation unentwickelt und unbenützt! In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen. Währenddem ein Reich in seiner Schwäche und Schmach vergeht, folgt vielleicht in seinem elendesten Dorfe ein Cäsar dem Pfluge, und ein Epaminondas nährt sich karg von dem Ertrage der Arbeit seiner Hände. Warum griffen die Höfe nicht zu dem einfachen und sicheren Mittel, dem Genie, wo es sich auch immer findet, eine Laufbahn zu öffnen, die Talente und die Tugenden aufzumuntern, von welchem Stande und Range sie auch sein mögen? Warum wählten sie nicht dieses Mittel, ihre Kräfte zu vertausendfachen, und schlossen dem gemeinen Bürgerlichen die

Triumphpforte auf, durch welche der Adlige jetzt nur ziehen soll? Die neue Zeit braucht mehr als alte Namen, Titel und Pergamente, sie braucht frische Tat und Kraft. Aber: „es ist doch besser, es bleibt der Ruhm, auf Ahnenparadebett, durch keine Mesalliance mit dem Genie von gemeiner Herkunft befleckt, zu verscheiden, als sich, in Verbindung mit ihm, zu erhalten."

Die Revolution hat die ganze Nationalkraft des französischen Volkes in Tätigkeit gesetzt, dadurch die Gleichstellung der verschiedenen Stände und die gleiche Besteuerung des Vermögens, die lebendige Kraft im Menschen und die tote der Güter zu einem wuchernden Kapital umgeschaffen und dadurch die ehemaligen Verhältnisse der Staaten zueinander und das darauf beruhende Gleichgewicht aufgehoben. Wollten die übrigen Staaten dieses Gleichgewicht wiederherstellen, dann mußten sie sich dieselben Hilfsquellen eröffnen und sie benützen. Sie mußten sich die Resultate der Revolution zueignen und gewannen so den doppelten Vorteil, daß sie ihre ganze Nationalkraft einer fremden entgegensetzen konnten und den Gefahren einer Revolution entgingen, die gerade darum noch nicht für sie vorüber sind, weil sie durch eine freiwillige Veränderung einer gewaltsamen nicht vorbeugen wollen.

Aus Hardenbergs Denkschrift über die Reorganisation des preußischen Staates für König Friedrich Wilhelm III. Riga, den 12. September 1807.

Die Begebenheiten, welche seit mehreren Jahren unser Staunen erregen und unserm kurzsichtigen Auge als fürchterliche Übel erscheinen, hängen mit dem großen Weltplan einer weisen Vorsehung zusammen. Nur darin können wir Beruhigung finden. Wenngleich unserem Blick nicht vergönnt ist, tief in diesen Plan einzudringen, so läßt sich doch der Zweck dabei vermuten: das schwache, kraftlose Veraltete überall zu zerstören und nach dem Gange, den die Natur auch im Physischen nimmt, neue Kräfte zu weiteren Fortschritten zur Vollkommenheit zu beleben.

Der Staat, dem es glückt, den wahren Geist der Zeit zu fassen und sich in jenen Weltplan durch die Weisheit seiner Regierung ruhig hineinzuarbeiten, ohne daß es gewaltsamer Zuckungen be-

dürfe, hat unstreitig große Vorzüge, und seine Glieder müssen die Sorgfalt segnen, die für sie so wohltätig wirkt.

Die französische Revolution, wovon die gegenwärtigen Kriege die Fortsetzung sind, gab den Franzosen unter Blutvergießen und Stürmen einen ganz neuen Schwung. Alle schlafenden Kräfte wurden geweckt, das Elende und Schwache, veraltete Vorurteile und Gebrechen wurden — freilich zugleich mit manchem Guten — zerstört. Die Benachbarten und Überwundenen wurden mit dem Strom fortgerissen.

Unkräftig waren alle die Dämme, welche man diesem entgegensetzte, weil Schwäche, egoistischer Eigennutz und falsche Ansicht sie bald ohne Zusammenhang aufführte, bald diese, im gefährlichen Irrtum, unterbrach und dem verheerenden Strome Eingang und Wirkung verschaffte.

Der Wahn, daß man der Revolution am sichersten durch Festhalten am Alten und durch strenge Verfolgung der durch solche geltend gemachten Grundsätze entgegenstreben könne, hat besonders dazu beigetragen, die Revolution zu befördern und derselben eine stets wachsende Ausdehnung zu geben. Die Gewalt dieser Grundsätze ist so groß, sie sind so allgemein anerkannt und verbreitet, daß der Staat, der sie nicht annimmt, entweder seinem Untergange oder der erzwungenen Annahme derselben entgegensehen muß. Ja selbst die Raub- und Ehr- und Herrschsucht Napoleons und seiner begünstigten Gehilfen ist dieser Gewalt untergeordnet und wird es gegen ihren Willen bleiben. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß ohnerachtet des eisernen Despotismus, womit er regiert, er dennoch in vielen wesentlichen Dingen jene Grundsätze befolgt, wenigstens ihnen dem Schein nach zu huldigen genötigt ist.

Also eine Revolution im guten Sinne, geradehin führend zu dem großen Zweck der Veredelung der Menschheit, durch Weisheit der Regierung und nicht durch gewaltsame Impulsion von innen oder außen — das ist unser Ziel, unser leitendes Prinzip. Demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung: dieses scheint mir die angemessene Form für den gegenwärtigen Zeitgeist. Die reine Demokratie müssen wir noch dem Jahre 2440 überlassen, wenn sie anders je für den Menschen gemacht ist.

Mit eben der Kraft und Konsequenz, womit Napoleon das französische revolutionäre System verfolgt, müssen wir das unsrige für alles Gute, Schöne, Moralische verfolgen, für dieses alles, was gut und edel ist, zu verbinden trachten. Ein solcher Bund, ähnlich dem der Jakobiner, nur nicht im Zweck und in der Anwendung verbrecherischer Mittel, und Preußen an der Spitze, könnte die größte Wirkung hervorbringen und wäre für dieses die mächtigste Allianz. Dieser Gedanke müßte mehr als ein politischer Traum sein, wenn man zumal das Interesse der Bundesglieder auf mehrfache Art dabei ins Spiel zöge, welches sehr möglich ist. Die Mittel würden sich finden.

Unter andern, aber ähnlichen Umständen, jedoch bei einem ganz verschiedenen Zeitgeist revolutionierte Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große nach der unglücklichen Epoche unter Georg Wilhelm gleichfalls seinen Staat und legte den Grund zu seiner nachherigen Größe.

War aber je ein Zeitpunkt günstig für solche Maßregeln, so ist es unstreitig der gegenwärtige, wo der Staat eine so große Veränderung erlitten hat und nach ganz neuen Grundsätzen handeln, einer gänzlichen Wiedergeburt unterliegen muß. — —

Über Grundverfassung des Innern: Man schrecke ja nicht zurück vor dem, was Altenstein als Hauptgrundsatz fordert: möglichste Freiheit und Gleichheit. — Nicht die regellose, mit Recht verschrieene, die die blutigen Ungeheuer der französischen Revolution zum Deckmantel ihrer Verbrechen brauchten oder mit fanatischer Wut, statt der wahren im gebildeten gesellschaftlichen Zustande, ergriffen, sondern nur diese nach weisen Gesetzen eines monarchischen Staates, die die natürliche Freiheit und Gleichheit der Staatsbürger nicht mehr beschränken, als es die Stufe ihrer Kultur und ihr eigenes Wohl erfordern.

Kabinettsorder König Friedrich Wilhelms III. an den Freiherrn vom Stein. Memel, den 4. Oktober 1807.

Mein lieber Staatsminister Freiherr vom Stein! Die jetzige Lage des Staates und seine künftige Wiedereinrichtung macht eine gänzliche Einheit in der Verwaltung wünschenswert. Nach der Euch schon mündlich geäußerten Absicht vertraue Ich Euch hierdurch die

Leitung aller Zivilangelegenheiten Meines Staats. Ihr findet nach seiner gegenwärtigen Lage an verwaltenden Hauptbehörden das preußische Provinzial-Ministerium, das interimistische Justiz-Ministerium, die kombinierte Immediat-Kommission und die Friedens-Vollziehungs-Kommission in Berlin. Mein Wille ist, daß Ihr die Berichte dieser Behörden Mir vortraget, in den Konferenzen des Auswärtigen Departements Vorsitz und Stimme nehmt; die Geschäfte der kombinierten Immediat-Kommission, die Verwaltung der Generalkassen und der Generalkontrolle oder Staatsbuchhalterei, auch der Bank und Seehandlung leitet; und von allen diesen, sowie von sämtlichen Behörden Meines Staats eine jede für Euren Wirkungskreis Euch nötig oder nützlich scheinende Auskunft zu fordern berechtigt seid. Und da die künftige Einrichtung des Militärwesens sowie die einstweilige Bestimmung des Militärs in den Finanzzustand, in die Politik und in die künftige Staatsverfassung so wesentlich eingreift, so will ich, daß Ihr auch an den Beratschlagungen der Militär-Kommission teilnehmt.

Die nötigen Befehle an die verschiedenen Behörden habt Ihr selbst entwerfen zu lassen und Mir zur Vollziehung vorzulegen.

Nach Wiedererlangung der jetzt noch von Frankreich besetzten Provinzen wird die Wiederkehr einer freien selbständigen Verwaltung andere Behörden fordern; und Ich erwarte hierüber und über Euer Verhältnis zu denselben von Euch selbst den Plan als Euer wohlaffektionierter König.

Königin Luise an Frau v. Berg. Memel, den 10. Oktober 1807.

Die letzten Anträge oder vielmehr Gesetze, die uns in einer förmlichen Konvention zukamen, waren von der Art, daß Stein zum erstenmal wie zu Stein wurde. Die Kontribution beträgt an 154 Millionen, davon soll ein Drittel sogleich bar bezahlt werden, die Hälfte der übrigen 100, also 50 Millionen in Promessen, die andere Hälfte durch Domänenverkauf. Um gewiß zu sein, daß die Zahlungstermine innegehalten werden, verlangen die Franzosen als Unterpfand fünf Festungen: Graudenz, Kolberg (die beide so tapfer gegen den Feind verteidigt und behauptet wurden), Stettin, Küstrin und Glogau. Diese sollen mit 40 000 Mann französischer

Truppen besetzt werden, worunter 10 000 Mann Kavallerie, die der König einkleiden, bewaffnen und ernähren soll und dazu die Summe von 12 Millionen Taler anweisen. Die Domänen des Königs im Magdeburgischen und Märkischen zwischen der Elbe und der Oder und in Pommern sollen an Napoleon überlassen werden, die er verwaltet und auch verschenkt, wenn er will, um die übrigen 50 Millionen herauszubringen. Begreiflich ist, daß 40 000 Mann nicht Platz in den Festungen haben; es werden ihnen also Landesgebiete angewiesen werden müssen, oder vielmehr sie nehmen sie sich — was bleibt dem König übrig? Und was bleibt er mitten in seinen Staaten? Dieses, da es nicht annehmbar ist, zu verhindern, wird versucht durch die Sendung des Prinzen Wilhelm, der Aufträge hat, die von Stein redigiert sind. Gottlob, daß Stein hier ist! Das ist ein Beweis, daß uns Gott noch nicht ganz verlassen hat. — —

So ist unsere fürchterliche Lage, an welcher alles hier danieder-liegt. Auch mich verläßt nun bald alle Kraft. Es ist furchtbar, ent-setzlich hart — besonders da es unverdient ist! Meine Zukunft ist die allertrübste! Wenn wir nur Berlin behalten; aber manchmal preßt mein ahnungsvolles Herz der Gedanke, daß er es uns auch noch entreißt und zu der Hauptstadt eines anderen Königreichs macht. Dann habe ich nur *einen* Wunsch — auszuwandern, weit weg, als Privat-leute zu leben und zu vergessen — womöglich! Ach Gott, wohin ist es mit Preußen gekommen! Verlassen aus Schwachheit — ver-folgt aus Übermut — geschwächt durch Unglück — so müssen wir untergehen! Savary hat versichert, daß Rußlands Verwendung auch nichts helfen würde, hat uns aber den guten Rat geben lassen, unsere Juwelen und Kostbarkeiten zu veräußern. — Uns dies sagen zu dürfen!

Aus einem Briefe Scharnhorsts an Clausewitz. Memel, den 27. November 1807.

Ihre Urteile sind die meinigen oder werden es durch Ihre Briefe; Ihre Ansichten geben mir Mut, die meinigen nicht zu verleugnen; nichts könnte mich jetzt glücklicher machen, als mit Ihnen an einem Orte zu sein. Aber recht traurig würden wir dennoch sein; denn un-glücklich, ganz unbeschreiblich unglücklich sind wir, niedergedrückt,

erschlafft, selbst nicht einmal mehr stark genug, sich der Verzweiflung ergeben zu können. — Wäre es möglich, nach einer Reihe von Drangsalen, nach Leiden ohne Grenzen, aus den Ruinen sich wieder zu erheben, wer würde nicht gern alles daransetzen, um den Samen einer neuen Frucht zu pflanzen, und wer würde nicht gerne sterben, wenn er hoffen könnte, daß sie mit neuer Kraft und Leben hervorginge! — Aber nur auf einem Wege, mein lieber Clausewitz, ist dies möglich. — Man muß der Nation Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich selbst ihrer annimmt, nur erst dann wird sie sich selbst achten und von den andern Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, dies ist alles, was wir können. Die alten Formen zerstören, die Bande des Vorurteils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und sie in ihrem freien Wachstum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht.

So sehe ich die Sache, so sehe ich unsere Lage an. — Ich ziehe mich sehr wenig bei dieser Lage des Ganzen in Betracht. Ich habe den besten Willen, zu wirken, wo ich kann, ich bin aber nicht dazu gemacht, mir Anhang und Zutrauen durch persönliche Bearbeitung zu verschaffen. — Ohne daß ich es vorher wußte, avancierte mich der König und übertrug mir die Reorganisation mit einer sehr heterogenen Kommission, bei der nur Gneisenau und Grolman höherer Ansichten fähig sind. Der v. K.... war halb rasend, viele andere waren untröstbar, daß ein so dem Innern der Armee Unkundiger da gebraucht werden sollte, wo es auf langjährige Erfahrung ankam. — Freunde habe ich mir nicht zu machen gesucht, und wenn es möglich ist, so wird man mich, bei so heterogenen Ansichten, so wenigen persönlichen Rücksichten, dem Könige zu entfernen suchen, obgleich dieser mir sehr gnädig ist und mich bisher mit unverdientem Zutrauen behandelte. Eine ruhige, ehrenvolle Existenz steht noch diesen Augenblick mir anderwärts offen. — Aber Gefühle der Liebe und Dankbarkeit gegen den König, eine unbeschreibliche Anhänglichkeit an das Schicksal des Staats und der Nation und die Abneigung der ewigen Umformung von Verhältnissen hält mich bis jetzt davon ab und wird es tun, solange ich glaube, hier nur entfernt nützlich sein zu können.

Obgleich es mit unserer Zukunft mißlich steht, so haben wir doch auf eine innere Regeneration des Militärs, sowohl in Hinsicht auf die Formation, das Avancement, die Übung, als auch insbesondere den Geist, hingearbeitet; der König hat ohne alle Vorurteile hier nicht allein sich willig gezeigt, sondern uns sehr viele dem Geist und den neuen Verhältnissen angemessene Ideen selbst gegeben. — Folgt der König dem neuen Entwurfe, den er zum Teil schon sanktioniert hat, erschwert das Vorurteil nicht die Ausführung, wird nicht der Hauptzweck durch Abänderungen, durch schlechte Exekutors verfehlt: so wird das neue Militär, so klein und unbedeutend es auch sein mag, in einem andern Geiste sich seiner Bestimmung nähern und mit den Bürgern des Staats in ein näheres und innigeres Bündnis treten.

Aus einem Briefe der Königin Luise an ihren Vater. Frühjahr 1808.

Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig. Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. Das sieht niemand klarer ein als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: das muß auch bei uns anders werden. Auch das Beste und Überlegteste mißlingt, und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer wie die Löwen gefochten hatten, mußten wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen, und der Feind blieb im Vorteil. Von ihm können wir vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er getan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte,

welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben.

Gewiß wird es besser werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem jetzt freilich glänzenden Thron sitzt. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich in der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle bessern Menschen, und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irremachen lassen. Ganz unverkennbar ist alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem bessern Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will; alles, wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft und Mut und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch alles in der Welt nur Übergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.

Hier, lieber Vater! haben Sie mein politisches Glaubensbekenntnis, so gut ich als eine Frau es formen und zusammensetzen kann.

Königin Luise an Frau v. Berg. 1808.

Was sagen Sie zu den Nachrichten aus Spanien? Sind sie nicht ein neuer Fingerzeig der eisernen Hand, die schwer auf der gebeugten

Stirn Europas ruht? ein warnender Fingerzeig nicht auch für uns? — Mitten im Frieden seinen ersten Bundesgenossen zu entthronen! Die Saat der Zwietracht zu säen zwischen Vater und Sohn! Den Infanten vom Vaterherzen zu reißen, ihn aus dem Vaterhause, aus dem Vaterlande zu verjagen! — Was haben wir, wir in unserer Lage zu erwarten? — Ach, mein Gott, wann kommt die Zeit, wo die Hand des Verhängnisses endlich das Mene — Mene, Tekel an diese Mauer schreibt! Ich beklage mich dennoch nicht, daß meine Lebenstage in diese Unglücksepoche fielen. Vielleicht gab mein Dasein Kindern das Leben, die einst zum Wohl der Menschheit beitragen werden.

Königin Luise an Frau v. Berg. 1808.

Ich leide unsäglich. Nur zu oft fallen Vorwürfe gegen mich — gegen mich, die ich, wie Atlas die Welt, eine Bürde von Leiden trage. Was kann ich darauf antworten? Ich seufze und verschlucke meine Tränen. Vorgestern vor einem Jahre hatte ich meine erste Unterredung mit Napoleon, gestern vor einem Jahre meine letzte mit ihm. Ach, welche Erinnerung! Was ich da gelitten habe — gelitten mehr um anderer als um meinetwillen! Ich weinte, ich bat im Namen der Liebe und Humanität, im Namen unseres Unglücks und der Gesetze, welche die Welt regieren. Und ich war nur eine Frau, ein schwaches Wesen, und doch erhaben über diesen Widersacher, so arm und matt an Herz.

Gneisenau über die „Freiheit des Rückens" im „Volksfreund". Königsberg, den 9. Juli 1808.

Vor zwanzig Jahren begann das Wort Freiheit durch Europa zu tönen. Wir fühlen seine Erschütterungen noch, obgleich dem Worte nun ein ganz anderer Sinn untergelegt ist. Laßt uns unsern Blick abwenden von dieser Freiheit, so mancherlei Gestalt und Art, und uns mit der Freiheit der Rücken beschäftigen, die wahrlich einer aufgeklärten Nation nicht unwürdig ist.

Man hält es hier und da immer noch für unmöglich, bei dem deutschen Kriegswesen die Stock- und Spießrutenstrafen abzuschaffen Während die Milde unserer Gesetzgebung den Händen des Fron-

vogts den Stock entwindet, während unser Strafkodex nur noch den Diebstahl mit Schlägen bei gemeinen Verbrechern belegt; während ein Stockschlag in allen Ständen für eine empörende Beschimpfung gilt, will man im ehrenvollsten aller Vereine eine Bestrafungsart noch beibehalten wissen, welche so sehr den Begriffen des Zeitalters widerstrebt.

Wenn ein gerechtes Gesetz Pflichten und Ansprüche mit Unparteilichkeit über alle Stände verteilt und den Sohn des königlichen Rates ebensowohl den Reihen der Vaterlandsverteidiger beigesellt als den Pflüger und Tagelöhner, so wird es nötig, die für rohere Naturen und für ein roheres Zeitalter erfundenen Strafarten der fortgeschrittenen Bildung mehr analog abzuändern und wohlerzogene junge Männer vor der Möglichkeit zu schützen, von übelwollenden Vorgesetzten mißhandelt zu werden.

Jede Nation muß sich selbst ehren und keine Einrichtungen bei sich dulden, die sie in den Augen anderer Völker herabsetzen. Ebenso mit den Ständen. Aber was soll der Fremde, was soll der Bürger denken, wenn er den Soldaten auf öffentlichen Plätzen mit dem Stocke mißhandeln, ihn oft für geringfügige Exerzierfehler von eigner Hand seines hohen Vorgesetzten willkürlich mit Schlägen übersäen sieht und gewahr wird, daß dem oft erst der Kindheit entwachsenen Befehlshaber niederen Grades dasselbe Recht zusteht und sogar der Unteroffizier dieselbe Willkür übt? Muß der Zuschauer nicht seinen Blick unwillkürlich wegwenden?

Die Proklamation der Freiheit der Rücken scheint also der Verallgemeinerung der Waffenpflichtigkeit vorangehen zu müssen. Dünkt dies nicht möglich, nun, so laßt uns Verzicht tun auf unsere Ansprüche an Kultur und die Beweggründe zum Wohlverhalten noch fernerhin im Holze aufsuchen, da wir sie im Ehrgefühl nicht zu finden vermögen.

Blücher an Gneisenau. Treptow, den 3. August 1807.

Gehen Sie hin, von meinen besten Wünschen begleitet. Ich ahnde, wozu Sie bestimmt sind, und freue mich darüber, grüßen Sie meinen Freund Scharnhorst und sagen ihm, daß ich es ihm an's Herz legte, vor eine National-Armee zu sorgen. Dieses ist nicht so

schwierig wie man denkt; vom Zollmaaß muß man abgehen, Niemand in der Welt muß exzimirt sein, und es muß zur Schande gereichen, wer nicht gedient hat, es sey denn, daß ihn körperliche Gebrechen daran hindern. Die einmahl woll dressirten Soldaten müssen zwei Jahr zu Hause bleiben und nur das dritte eintreten, dann ist das Land soulagirt und es fehlt uns nicht an Leuten. Es ist auch eine Einbildung, daß ein fertiger Soldat in 2 Jahren so Alles vergessen soll, daß er nicht in 8 Tagen wieder brauchbar wäre. Die Franzosen haben uns dieses anderst bewiesen, unsere unnützen Pedanterien mag der Soldat gantz vergessen. Die Armee muß in Divisions getheilt werden, die Division von allen Sorten Truppen componirt seyn, und im Herbst mit einander manövriren. Die alljährigen Revues müssen wegfallen. Da haben Sie mein Glaubensbekenntniß, geben Sie es an Scharnhorst und schreiben Sie mich beide ihre Meinung.

Aus den Kriegsartikeln für die Unteroffiziere und gemeinen Soldaten. Königsberg, den 3. August 1808.

Seine Königliche Majestät von Preußen haben die bei Höchstdero Armee zur Richtschnur der Unteroffiziere und gemeinen Soldaten bisher angeordnet gewesenen Kriegsartikel umarbeiten und den jetzigen Zeitumständen, sowie der beschlossenen neuen Einrichtung der Armee gemäß abändern und näher bestimmen zu lassen nötig befunden und hierauf nachstehende Kriegsartikel allergnädigst zu bestätigen geruhet.

Art. 1. Da künftig jeder Untertan des Staates ohne Unterschied der Geburt unter den noch näher zu bestimmenden Zeit- und sonstigen Verhältnissen zum Kriegsdienste verpflichtet werden soll und hiernach die Armee fast gänzlich aus Einländern bestehen wird, so erwarten Seine Königliche Majestät, überzeugt von dem Pflichtgefühl und der treuen Anhänglichkeit Höchstdero Untertanen, daß sie als Söhne des Vaterlandes ihren hohen Beruf und ihre Pflicht, dasselbe zu beschützen und zu verteidigen, sowohl bei ihrem Eintritte in den Soldatenstand als bei Leistung der ihnen in demselben obliegenden Dienste zum steten Augenmerke haben und sich zugleich beeifern werden, ihren Mitbürgern überall ein Muster ordentlichen, rechtschaffenen und tugendhaften Lebenswandels zu geben.

Art. 2. Seine Königliche Majestät versprechen dahingegen den Unteroffizieren und Soldaten, die sich keiner Verbrechen schuldig machen, vielmehr sich eines rechtschaffenen Wandels befleißigen, die ihnen obliegenden Pflichten in und außer dem Dienste in ihrem ganzen Umfange nach ihren Kräften erfüllen und dadurch den Beifall und das Lob ihrer Vorgesetzten erlangen, selbige nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und Kenntnisse, ohne Rücksicht auf ihre Geburt, zu Offizieren bis zum höchsten Grade zu befördern und auch sonst auf alle andere Art, wie es in einzelnen Fällen nur immer geschehen kann, für sie vorzüglich zu sorgen.

Art. 3. Es soll kein Soldat künftig durch Stockschläge bestraft werden, der nicht wegen eines schweren und entehrenden Verbrechens oder wegen wiederholter Vergehungen, und weil er durch die angewandten Mittel nicht hat gebessert werden können, nach den unten folgenden Bestimmungen zu derjenigen Klasse verurteilt und herabgesetzt worden ist, bei welcher allein noch körperliche Züchtigung stattfindet.

Ebenso fällt die Strafe des Gassenlaufens gänzlich weg.

Aus dem Reglement über die Besetzung der Stellen der Portepeefähnriche und über die Wahl zum Offizier bei der Infanterie, Kavallerie und Artillerie. Königsberg, den 6. August 1808.

Einen Anspruch auf Offizierstellen sollen von nun an in Friedenszeiten nur Kenntnisse und Bildung gewähren, in Kriegszeiten ausgezeichnete Tapferkeit und Überblick. Aus der ganzen Nation können daher alle Individuen, die diese Eigenschaften besitzen, auf die höchsten Ehrenstellen im Militär Anspruch machen. Aller bisher stattgehabte Vorzug des Standes hört beim Militär ganz auf, und jeder ohne Rücksicht auf seine Herkunft hat gleiche Pflichten und gleiche Rechte.

Aus dem Edikt, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend. Memel, den 9. Oktober 1807.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen usw., tun kund und fügen hiermit zu wissen:

Nach eingetretenem Frieden hat uns die Vorsorge für den gesunkenen Wohlstand unserer getreuen Untertanen, dessen baldigste Wiederherstellung und möglichste Erhöhung vor allem beschäftigt. Wir haben hierbei erwogen, daß es bei der allgemeinen Not die uns zu Gebot stehenden Mittel übersteige, jedem Einzelnen Hilfe zu verschaffen, ohne den Zweck erfüllen zu können, und daß es ebensowohl den unerläßlichen Forderungen der Gerechtigkeit als den Grundsätzen einer wohlgeordneten Staatswirtschaft gemäß sei, alles zu entfernen, was den Einzelnen bisher hinderte, den Wohlstand zu erlangen, den er nach dem Maß seiner Kräfte zu erreichen fähig war. Wir haben ferner erwogen, daß die vorhandenen Beschränkungen teils im Besitz und Genuß des Grundeigentums, teils in den persönlichen Verhältnissen des Landarbeiters unserer wohlwollenden Absicht vorzüglich entgegenwirken und der Wiederherstellung der Kultur eine große Kraft seiner Tätigkeit entziehen, jene, indem sie auf den Wert des Grundeigentums und den Kredit des Grundbesitzers einen höchst schädlichen Einfluß haben, diese, indem sie den Wert der Arbeit verringern. Wir wollen daher beides auf diejenigen Schranken zurückführen, welche das gemeinsame Wohl nötig macht, und verordnen daher folgendes:

§ 1. Jeder Einwohner unserer Staaten ist, ohne alle Einschränkung in Beziehung auf den Staat, zum eigentümlichen und Pfandbesitz unbeweglicher Grundstücke aller Art berechtigt; der Edelmann also zum Besitz nicht bloß adeliger, sondern auch unadeliger, bürgerlicher Güter aller Art, und der Bürger und Bauer zum Besitz nicht bloß bürgerlicher, bäuerlicher und anderer unadeliger, sondern auch adeliger Grundstücke, ohne daß der eine oder der andere zu irgendeinem Gütererwerb einer besonderen Erlaubnis bedarf, wenngleich nach wie vor jede Besitzveränderung den Behörden angezeigt werden muß. Alle Vorzüge, welche bei Gütererbschaften der adelige vor dem bürgerlichen Erben hatte, und die bisher durch den persönlichen Stand des Besitzers begründete Einschränkung und Suspension gewisser gutsherrlichen Rechte fallen gänzlich weg.

In Absicht der Erwerbsfähigkeit solcher Einwohner, welche den ganzen Umfang ihrer Bürgerpflichten zu erfüllen durch Religionsbegriffe verhindert werden, hat es bei den besonderen Gesetzen sein Verbleiben.

§ 2. Jeder Edelmann ist ohne allen Nachteil seines Standes befugt, bürgerliche Gewerbe zu treiben; und jeder Bürger oder Bauer ist berechtigt, aus dem Bauer- in den Bürger- und aus dem Bürger- in den Bauerstand zu treten.

§ 11. Mit der Publikation der gegenwärtigen Verordnung hört das bisherige Untertänigkeitsverhältnis derjenigen Untertanen und ihrer Weiber und Kinder, welche ihre Bauergüter erblich oder eigentümlich oder erbzinsweise oder erbpächtlich besitzen, wechselseitig gänzlich auf.

§ 12. Mit dem Martinitage 1810 hört alle Gutsuntertänigkeit in unseren sämtlichen Staaten auf. Nach dem Martinitage 1810 gibt es nur freie Leute, so wie solches auf den Domänen in allen unsern Provinzen schon der Fall ist, bei denen aber, wie sich von selbst versteht, alle Verbindlichkeiten, die ihnen als freien Leuten vermöge des Besitzes eines Grundstücks oder vermöge eines besondern Vertrages obliegen, in Kraft bleiben.

Aus einem Briefe Fr. Aug. Stägemanns an seine Frau. Erfurt, den 9./10. Oktober 1808.

Die Woche, die ich hier in einer Welt voll Glanz unter Kaisern und Königen gelebt habe, ist mir sehr langweilig und verdrießlich geworden. Hinter meiner Wohnung liegt das Kloster, in dem D. Luther als Augustinermönch lebte; ich wollte, er lebte noch darin, dann wäre Napoleon schwerlich in Erfurt und obenein in seinem Erfurt. Durch Weimar bin ich frühmorgens gefahren und habe wenig davon gesehen. Goethe ist seit gestern hier; ich werde ihn wohl noch heut besuchen. Napoleon hat viel mit ihm und Wieland gesprochen. Worüber? habe ich noch nicht gehört. Das französische Theater, das ich abends besuche, nähert sich meinem Ideal einer tragischen Darstellung weit mehr als das deutsche, obwohl ich Talma noch nicht gesehen habe, Mademoiselle Rancour viel Zurückstehendes hat und Mademoiselle Duchesnoy grundhäßlich ist. Dir würden diese Darstellungen unendlichen Genuß gewähren. Napoleon hat Talma über die Rolle des Nero im „Britannicus", der vor meiner Ankunft gegeben wurde, zurechtgewiesen. Ein glanzhelleres Parterre ist schwerlich jemals gesehen. In der ersten Reihe im Orchester sitzen die beiden Kaiser in der Mitte; an Napoleon der König von

Württemberg, der Großfürst Konstantin, der Prinz Wilhelm; an Alexander der König von Bayern, der König von Sachsen, der Primas. So ist die Rangordnung gewöhnlich. Hinter diesen Stühlen, aber durch eine Barriere getrennt, sind Bänke, auf denen das übrige sitzt. Der König und die Königin von Westfalen nehmen eine Loge ein.

Was ich Dir von hiesigen Negoziationen schreiben könnte, wird Dir doch nur böhmisch sein. Die Welt ist voll großer und banger Erwartung. Hier wird eine Maus geboren.

Hier wird allgemein erzählt, der Kaiser Napoleon habe auf dem Schlachtfelde von Jena eine Hasenjagd arrangiert. Die Jagd ist freilich gewesen, aber auf einem ganz andern Terrain.

Aus der Ordnung für sämtliche Städte der preußischen Monarchie. Königsberg, den 19. November 1808.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen usw., tun kund und fügen hiermit zu wissen:

Der besonders in neuern Zeiten sichtbar gewordene Mangel an angemessenen Bestimmungen in Absicht des städtischen Gemeinwesens und der Vertretung der Stadtgemeinde, das jetzt nach Klassen und Zünften sich teilende Interesse der Bürger und das dringend sich äußernde Bedürfnis einer wirksamern Teilnahme der Bürgerschaft an der Verwaltung des Gemeinwesens überzeugen uns von der Notwendigkeit, den Städten eine selbständigere und bessere Verfassung zu geben, in der Bürgergemeinde einen festen Vereinigungspunkt gesetzlich zu bilden, ihnen eine tätige Einwirkung auf die Verwaltung des Gemeindewesens beizulegen und durch diese Teilnahme Gemeinsinn zu erregen und zu erhalten.

Zur Erreichung dieser landesväterlichen Absicht verleihen Wir kraft dieses aus königlicher Macht und Vollkommenheit sämtlichen Städten unserer Monarchie nachstehende Ordnung, indem wir mit Aufhebung der derselben zuwiderlaufenden, jetzt über die Gegenstände ihres Inhalts bestehenden Gesetze und Vorschriften, namentlich der auf solche Bezug habenden Stellen des Allgemeinen Landrechts, folgendes verordnen:

§ 1. Dem Staat und den von solchem angeordneten Behörden bleibt das oberste Aufsichtsrecht über die Städte, ihre Verfassung und

ihr Vermögen, insoweit nicht in der gegenwärtigen Ordnung auf eine Teilnahme an der Verwaltung ausdrücklich Verzicht geleistet ist, vorbehalten.

§ 4. Zum städtischen Polizei- und Gemeindebezirk gehören alle Einwohner und sämtliche Grundstücke der Stadt und der Vorstädte.

§ 7. Der Unterschied, welcher bisher zwischen mittelbaren und unmittelbaren Städten stattfand, soll in allen Beziehungen auf städtische Angelegenheiten künftig aufhören.

§ 8. Den Gutsherrn wird nicht gestattet, über mittelbare Städte dieser Ordnung zuwiderlaufende Rechte und Befugnisse auszuüben.

§ 9. Sämtliche Städte sollen nach der Zahl ihrer Einwohner in der Zukunft in große, mittlere und kleine eingeteilt werden.

§ 14. Ein Bürger oder Mitglied einer Stadtgemeinde ist der, welcher in einer Stadt das Bürgerrecht besitzt.

§ 15. Das Bürgerrecht besteht in der Befugnis, städtische Gewerbe zu treiben und Grundstücke im städtischen Polizeibezirk der Stadt zu besitzen. Wenn der Bürger stimmfähig ist, erhält er zugleich das Recht, an der Wahl der Stadtverordneten teilzunehmen, zu öffentlichen Stadtämtern wahlfähig zu sein und in deren Besitze die damit verbundene Teilnahme an der öffentlichen Verwaltung nebst Ehrenrechten zu genießen.

§ 16. In jeder Stadt gibt es künftig nur ein Bürgerrecht. Der Unterschied zwischen Groß- und Kleinbürgern und jede ähnliche Abteilung der Bürger in mehrere Ordnungen wird daher hierdurch völlig aufgehoben.

§ 46. Der Inbegriff sämtlicher Bürger der Stadt macht die Stadtgemeinde oder die Bürgerschaft aus. Alle diejenigen, welche in der Bürgerrolle eingetragen stehen, sind also als Mitglieder der Stadtgemeinde zu betrachten.

§ 47. Der Magistrat des Orts ist der Vorsteher der Stadt, dessen Befehlen die Stadtgemeinde unterworfen ist. Seine Mitglieder und die Subjekte zu den öffentlichen Stadtämtern wählt und präsentiert die Bürgerschaft.

§ 48. Die Bürgerschaft selbst wird in allen Angelegenheiten des Gemeinwesens durch Stadtverordnete vertreten. Sie ist befugt, dieselben aus ihrer Mitte zu wählen.

§ 108. Die Stadtverordneten erhalten durch ihre Wahl die unbeschränkte Vollmacht, in allen Angelegenheiten des Gemeinwesens der Stadt die Bürgergemeinde zu vertreten, sämtliche Gemeindeangelegenheiten für sie zu besorgen und in betreff des gemeinschaftlichen Vermögens, der Rechte und der Verbindlichkeiten der Stadt und der Bürgerschaft namens derselben verbindende Erklärungen abzugeben.

§ 141. Das Magistratskollegium soll überall aber nur aus Mitgliedern der Bürgerschaft bestehen, die das Vertrauen derselben genießen.

Jeder mit Gemeinsinn erfüllte Bürger wird, auch ohne Vorteile für seine Person dabei zu beabsichtigen, dieses ehrenvolle Amt gern übernehmen.

Zur Verminderung der Administrationskosten können daher nur diejenigen Magistratsmitglieder für ihre Amtsführung entschädigt werden, welche ihre Zeit derselben ganz zu widmen haben.

Aus einem Briefe Gneisenaus an Götzen. Königsberg, den 24. November 1808.

Unsere Gegner fangen an zu siegen. Man hat sich hier mit den Feinden des M. v. Stein in Berlin affiliert und die Franzosen dafür zu interessieren gewußt, daß sie auf die Entfernung dieses Ministers dringen. Wenigstens hat Graf Goltz, der einen saubern Traktat in Berlin abgeschlossen hat, hierher die Nachricht überbracht, Davoust, Daru und Bignon hätten erklärt, solange als Minister v. Stein nicht seinen Posten niedergelegt habe, würden die französischen Truppen nicht abmarschieren. Alles nur mündliche Äußerungen; durchaus nichts Schriftliches; noch weniger etwa vom französischen Kaiser selbst. Auch hat Kaiser Alexander hier bei seiner Anwesenheit erklärt, es sei nicht nötig, daß Minister v. Stein sich entferne, und Kaiser Napoleon habe es nicht verlangt. Aber die Feinde dieses Ministers haben sich der jetzigen Umstände sehr gut bedient, um selbigen los zu werden.

Wer dessen Nachfolger werden wird, läßt sich noch nicht bestimmen. In den Militärangelegenheiten wird diese Ministerialveränderung höchst wahrscheinlich keinen Wechsel herbeiführen. Scharnhorst genießt das Vertrauen des Königs in einem immer höhern Grade und verdient es. Nur in unsern andern Anordnun-

gen werden wir gehindert, und ich muß Sie bitten, Geduld zu haben, am wenigsten aber den Gedanken zu fassen, von Ihrer dortigen Wirksamkeit sich zu entfernen. Bleiben Sie ja, wo Sie sind. Sie haben das Vertrauen aller Rechtlichdenkenden, und durch Ihr Abtreten würden Sie deren Hoffnungen vollends niederschlagen.

Wir dürfen durchaus unsere Hoffnungen nicht aufgeben. Umstände und Ereignisse verbessern oft, was die Menschen verdorben haben, und ich rechne recht sehr auf einen günstigen Inzidenzfall.

Aus Publikandum, betreffend die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden der preußischen Monarchie, in Beziehung auf die innere Landes- und Finanzverwaltung. Königsberg, den 16. Dezember 1808.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen usw., haben beschlossen, den obersten Verwaltungsbehörden für das Innere und die Finanzen eine verbesserte, den Fortschritten des Zeitgeistes, der durch äußere Verhältnisse veränderten Lage des Staates und den jetzigen Bedürfnissen desselben angemessene Geschäftseinrichtung zu geben, und heben daher die in dieser Hinsicht bestandenen Einrichtungen hiermit auf.

Die neue Verfassung bezweckt, der Geschäftsverwaltung die größtmöglichste Einheit, Kraft und Regsamkeit zu geben, sie in einen obersten Punkt zusammenzufassen und die Geisteskräfte der Nation und des Einzelnen auf die zweckmäßigste und einfachste Art für solche in Anspruch zu nehmen. Die Regierungsverwaltung geht zu dem Ende künftig von einem dem Oberhaupt des Staates unmittelbar untergeordneten obersten Standpunkt aus. Es wird von demselben nicht allein das Ganze übersehen, sondern auch zugleich unmittelbar auf die Administration gewirkt. Eine möglichst kleine Zahl oberster Staatsdiener steht an der Spitze einfach organisierter, nach Hauptverwaltungszweigen abgegrenzter Behörden; im genauesten Zusammenhang mit dem Regenten leiten sie die öffentlichen Geschäfte nach dessen unmittelbar ihnen erteilten Befehlen selbständig und selbsttätig mit voller Verantwortlichkeit und wirken so auf die Administration der untergeordneten, in gleicher Art gebildeten Behörden kräftig ein.

Die Nation erhält eine ihrem wahren Besten und dem Zweck

angemessene Teilnahme an der öffentlichen Verwaltung, und dem ausgezeichneten Talent in jedem Stand und Verhältnis wird Gelegenheit eröffnet, davon zum allgemeinen Besten Gebrauch zu machen.

Wir verordnen demnach:

1. Die oberste allgemeine Leitung der ganzen Staatsverwaltung vereinigt sich in dem Staatsrat unter Unserer unmittelbaren Aufsicht. Die nähern Bestimmungen über dessen Organisation und Verfassung behalten Wir Uns indessen noch vor.

2. Das Ministerium besteht aus:
dem Minister des Innern,
dem Minister der Finanzen,
dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten,
dem Kriegsministerium,
dem Justizminister.

Jeder Minister ist Chef desjenigen Departements, an dessen Spitze er steht, und der solchem untergeordneten Abteilungen. Eines jeden Departements Wirksamkeit erstreckt sich in Rücksicht der Gegenstände desselben über sämtliche Provinzen.

Die äußeren Verhältnisse der drei letzterwähnten Ministerien, welche eine verbesserte Verfassung nach den nämlichen Grundsätzen erhalten, werden durch eine besondere Verordnung bekanntgemacht werden, und die jetzige bezieht sich daher nur auf die des Ministeriums des Innern und der Finanzen.

Aus der Verordnung wegen verbesserter Einrichtung der Provinzial-, Polizei- und Finanzbehörden. Königsberg, den 26. Dezember 1808.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen usw., tun kund und fügen hiermit zu wissen:

Die bisherige Verfassung der Polizei- und Finanzverwaltung in den Provinzen hat den Zweck nicht erreicht, welcher ihr zugrunde lag. Die einzelnen Zweige derselben waren unter mehrere nebeneinander gesetzte Behörden verteilt, wodurch Einheit und Übereinstimmung behindert und der Geschäftsgang schleppend wurde. Die Kriegs- und Domänenkammer waren mit Geschäften überladen, die zum Teil vor Justiz-, zum Teil vor Unterbehörden gehörten; es fehlte ihnen an der nötigen Selbständigkeit, und beides erschwerte

ihnen häufig, mit Schnelligkeit und Energie zu wirken. Sämtliche Verwaltungsbehörden befanden sich in einer zu entfernten Verbindung mit der Nation selbst. Indem Wir Uns damit beschäftigen, die Wunden zu heilen, welche der Krieg dem Staate und Wohlstande Unserer getreuen Untertanen geschlagen hat, haben Wir beschlossen, in den Kriegs- und Domänenkammern rücksichts der ihrem Wirkungskreise anvertrauten Distrikte den Vereinigungspunkt der gesamten innern Staatsverwaltung in Beziehung auf die Polizei-, Finanz- und Landeshoheitsangelegenheiten zu bilden, weshalb sie auch nach § 53 von jetzt ab den Namen „Regierungen" führen und unter diesem Ausdruck in der gegenwärtigen Verordnung verstanden werden sollen, denselben zugleich eine Verfassung zu geben, nach welcher sie die verschiedenen Zweige der innern Administration mit voller Teilnahme umfassen, sie zwar im einzelnen sämtlich mit Sorgfalt beachten und pflegen, aber auch in steter Übereinstimmung zum Wohl des Ganzen leiten, alles einseitige seither öfters stattgefundene Verwaltungsinteresse daraus entfernen, möglichst frei und selbständig unter eigener Verantwortlichkeit in ihrem Wirkungskreise fortschreiten, nicht durch den toten Buchstaben des formalen Geschäftsganges allein, sondern auch durch Männer, welche sie aus dem praktischen Leben und der Nation selbst in ihrer Mitte haben, lebendiger auf und für dieselbe wirken können und auf diese Weise mehr Einheit und Übersicht in der Anordnung, mehr Schnelligkeit und Energie in der Ausführung erhalten, zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt des Staates, Unsers Königlichen Hauses und Unserer getreuen Untertanen, als dem höchsten Ziele ihrer Tätigkeit.

Achtdekret Napoleons gegen den Freiherrn v. Stein, in Unserm kaiserlichen Lager von Madrid, den 16. Dezember 1808.

1. Der pp. Stein, welcher Unruhen in Deutschland zu erregen sucht, ist zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes erklärt.

2. Die Güter, welche der besagte Stein, sei es in Frankreich, sei es in den Ländern des Rheinbundes besitzen möchte, werden mit Beschlag belegt. Der besagte Stein wird überall, wo er durch Unsere oder Unserer Verbündeten Truppen erreicht werden kann, persönlich zur Haft gebracht.

Drittes Kapitel.

Deutschlands letztes Ringen. Österreich-Tirol. Norddeutsche Volkserhebungen. 1809.

Aus E. M. Arndt, „Geist der Zeit", zweiter Teil, 1809: IV. Letztes Wort an die Teutschen, gesprochen im Herbst 1808, S. 299 ff.

Nichtig ist alles und bleibt alles, was der Mensch anfaßt, und worin er wirkt, wenn er es nicht mit Geist und Kraft ergreift. Tut er aber dies, dann ist seine Tat ebenso herrlich als sein Wort, sein einzeln verschwindender Schritt durch die Welt ebenso göttlich als sein ewig leuchtender Standpunkt auf einem der vielen Parnasse des Ruhms. Denn ideal ist alles, wo der Mensch sich in dem Allgemeinen vergisset und zu einem innig mitfühlenden Teil der Welt und der Gottheit wird; real ist alles, wo der Mensch das Ganze auf seine einzelne Nichtigkeit bezieht und Gott und die Welt zu seinen kleinen Zwecken erniedrigt. Deswegen ist das Ideale hier alles, das Reale nichts. Wir meinen hier unter dem Idealen kein von dem Leben und dem Menschentum abgeschiedenes Gespenst; so mag das Wort als bloßes Wort hier und da durch die Schulen der Philosophen laufen. Das Dasein, das Gefühl, die Tat des Menschen sind nichtig und zerarbeiten sich und verschwinden an dem Nichtigen; das sehen wir täglich an so vielen Tausenden derer, die uns ähnlich geschaffen sind. Aber was dabei aus dem Menschen heraustritt und ihn entweder mit schlechter Vergänglichkeit oder ewiger Herrlichkeit stempelt, das ist das Wirkliche und Wirklichmachende, was das Reale, das an sich nichts ist, zu einem höheren Leben erhebt. Ein solcher Heiligenschein liegt auf allem, was ein edler und großer Mensch tut, selbst schon auf allem, wo nur ein guter Mensch sich und seine Selbstsucht über etwas Fremdem vergisset. Freundschaft, Liebe, Güte, Freiheit, Vaterland sind etwas Ideales, sie beruhen auf dem Gefühl und dem Glauben an eine Geisterwelt, die nicht allen sichtbar ist. — Das Leben selbst

ist das größte Nichts ohne das Gefühl eines höheren Daseins. — Winkelried starb wie viele andere um ihn; aber warum ist er den Nachkommen ein heiliger Name geworden? Er starb für eine Idee, für den Glauben, daß für viele Sterben Lust ist, wenn man allein nicht frei leben darf. — Wer nicht sterben kann, wann Pflicht und Ehre ihn rufen, der ist der größte Realist, weil er an die ewige Herrlichkeit des Menschengeschlechts keinen Glauben hat.

S. 365ff. Erscheint da (in Napoleon) der Stifter einer neuen Weltepoche? Der Einrichter eines schönen Zustandes der Menschheit? Nein, da erscheint der kleine, engherzige, egoistische Mann, der wie ein listiger Taschendieb kurzsichtig und geizig seinen Raub zusammenpackt, ohne an die Interessen der Zukunft, ja ohne an ähnliche kühne Diebe zu denken, die, wenn nicht ihm, doch seinen Nachkommen wieder abnehmen können, was er nicht mit großem Geist zu seiner Ehre und dem Glück der Nachkommen anzulegen wußte. Er tut hier das Bequemste auf die schlechteste und erbärmlichste Art, rennt grade an gegen die Zeit und ihre heiligsten Bedürfnisse und bauet nichts als Werk der Eitelkeit und Vergänglichkeit. Ohne Ahndung von dem, was mit der Menschheit im Werden ist; ohne Achtung gegen das, was schon getan war, ehe die Revolution mit ihren groben und blutigen Fäusten dareinschlug; ohne Scheu vor dem richtenden Geist, der durch die Geschichte wandelt — wird alles dem Geiz, alles der Herrschsucht angepaßt und geopfert. — Nein, nimmer, Bonaparte, wie groß und gewaltig du sein magst, nimmer wirst du der Zukunft gebieten und dem Riesengeist, der, dir unbewußt, durch die Zeit dahinfährt. Siehe! er wird zu seiner Zeit dein kleines Werk, das dir so groß deucht, mit Sturmesflügeln fassen und es auseinanderwehen wie Spreu, daß man die Spur davon nicht mehr kennt. Vergebens suchst du das Alte und Erbärmliche mit neuem Glanz aufzufrischen und es für Neues zu verkaufen; vergebens suchst du deinen hinterlistigen Despotismus, deinen blutigen Eigensinn, deine grausame Verachtung aller Freiheit und Hoheit des Menschengeschlechts mit schönem Namen und neuen Titeln zu verlarven: der Tod, der unvermeidlich in allem Alten liegt, wird auch deine Herrlichkeiten vertilgen. — So fahre denn hin in deinem unsteten und nichtigen Sinn! Wann die Arbeit getan ist, wird die Vorsehung das Instrument zerbrechen!

S. 439. Ihr Teutsche, was will derjenige mit euch, der auf den Trümmern eures Staates gebietet? — Es soll nur ein Herr sein und ein Herrschervolk, dieses der einzige Lebenspuls, das allmähliche Zentrum der Welt. Alle andern Nationen und Länder werden zerstückelt und geschwächt, wie sie entfernter vom Zentrum sind.

S. 449. Auf denn, Freunde! frisch auf zum Rhein! und Mainz und Wesel und Landau rasch berannt und genommen; dann gerufen: Freiheit und Österreich! dann gerufen: Franz unser Kaiser, nicht Bonaparte!

Aus einem Briefe Schleiermachers an Brinckmann. Berlin, den 11. Februar 1809.

Alle, auch die interessantesten Privatsachen verschwinden gegen die Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Im ganzen weißt Du unstreitig, wie es um uns steht, vielleicht nicht, durch welche elende Intrige wir noch Stein verloren haben, nachdem der Hauptsturm schon glücklich überstanden war; die Sache selbst aber weißt Du unstreitig. Indessen wird bis jetzt ganz in seinem Geiste und nach seinen Entwürfen fortgearbeitet; unser Dohna zeigt sich so vortrefflich, als ich bei aller Achtung und Liebe für ihn doch kaum gehofft hätte, Humboldt ist nun hier und hat die Direktion der wissenschaftlichen Angelegenheiten übernommen; von allen Seiten tut man, was man kann, um einiges baldmöglichst zu realisieren, damit der immer noch mögliche Sieg der schlaffen verknöcherten Gegenpartei wenigstens nicht vollständig werden könne, sondern ein guter Samen zurückbleibe. Allein so sehr ich auch überzeugt bin, daß nur die Regierung, die aber auch unfehlbar Bonaparte auf dem Kontinent stürzen wird, welche aus freien Stücken sich selbst regeneriert und inniger mit ihrem Volke einiget, und die hiesige jetzt auf dem graden Wege zu diesem Ziele geht: was kann uns alles, auch das vortreffliche, Arbeiten nach innen helfen, wenn nicht zugleich das Richtige geschieht, um die äußere Existenz und Unabhängigkeit zu sichern?

Daß ich um die Reise des Überbringers weiß, kann Dich schon versichern, daß ich nicht nur gute Wünsche habe für deutsche Freiheit, sondern auch gerne alle Kräfte daransetze. Wenn der Krieg mit Österreich losgebrochen wäre, ehe die Franzosen diese Provinzen

geräumt hätten, so würde es auch hier gewiß ernsthafte Auftritte und, ich zweifle nicht, von herrlichem Erfolg gegeben haben; nun aber kann und darf man der Regierung nicht vorgreifen, und was für einen Entschluß diese noch fassen wird, ruht im Schoße der Götter. Anscheinend ist bis jetzt fast überwiegend, daß man die vernünftige Partie ergreifen wird, sich mit Österreich aufs innigste zu verbinden und, so schnell man kann, ins nördliche Deutschland zu operieren, wo so vieles aufs herrlichste vorbereitet ist. Noch einmal ist es Preußen geboten, ob es durch einen kühnen und edeln Schritt sich auf eine weit höhere Stufe schwingen will, als von der es herabgestürzt ist. Allein wenn auch sein böser Dämon siegte, so muß wenigstens der gute Geist des übrigen nördlichen Deutschlands das Seinige tun.

Germania an ihre Kinder.

Die des Maines Regionen,
Die der Elbe heitre Aun,
Die der Donau Strand bewohnen,
Die das Odertal bebaun,
Aus des Rheines Laubensitzen,
Von dem duft'gen Mittelmeer,
Von der Riesenberge Spitzen,
Von der Ost- und Nordsee her!

Chor:

Horchet! — Durch die Nacht, ihr Brüder,
Welch ein Donnerruf hernieder?
Stehst du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?

Deutsche, mut'ger Kinder Reigen,
Die, mit Schmerz und Lust geküßt,
In den Schoß mir kletternd steigen,
Die mein Mutterarm umschließt,
Meines Busens Schutz und Schirmer,
Unbesiegtes Marsenblut,
Enkel der Kohortenstürmer,
Römerüberwinderbrut!

Chor:

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen!
Mit dem Spieße, mit dem Stab
Strömt ins Tal der Schlacht hinab!

Wie der Schnee aus Felsenrissen,
Wie auf ew'ger Alpen Höhn
Unter Frühlings heißen Küssen
Siedend auf die Gletscher gehn:
Katarakten stürzen nieder,
Wald und Fels folgt ihrer Bahn,
Das Gebirg' hallt donnernd wider,
Fluren sind ein Ozean —

Chor:

So verlaßt, voran der Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser,
Schäumt, ein uferloses Meer,
Über diese Franken her!

Der Gewerbsmann, der den Hügeln
Mit der Fracht entgegenzeucht,
Der Gelehrte, der auf Flügeln
Der Gestirne Saum erreicht,
Schweißbedeckt das Volk der Schnitter,
Das die Fluren niedermäht,
Und vom Fels herab der Ritter,
Der, sein Cherub, auf ihm steht —

Chor:

Wer in unzählbaren Wunden
Jener Fremden Hohn empfunden,
Brüder, wer ein deutscher Mann,
Schließe diesem Kampf sich an!

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;

Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis;
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
Und ihn dann die Grenze sein!

Chor:

Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

Nicht die Flur ist's, die zertreten
Unter ihren Rossen sinkt;
Nicht der Mond, der in den Städten
Aus den öden Fenstern blinkt;
Nicht das Weib, das mit Gewimmer
Ihrem Todeskuß erliegt
Und zum Lohn beim Morgenschimmer
Auf den Schutt der Vorstadt fliegt!

Chor:

Das Geschehne sei vergessen;
Reue mög' euch ewig pressen!
Höhrem, als der Erde Gut,
Schwillt an diesem Tag das Blut!

Rettung von dem Joch der Knechte,
Das, aus Eisenerz geprägt,
Eines Höllensohnes Rechte
Über unsern Nacken legt;
Schutz den Tempeln vor Verheerung;
Unsrer Fürsten heil'gem Blut
Unterwerfung und Verehrung:
Gift und Dolch der Afterbrut!

Chor:

Frei auf deutschem Grunde walten
Laßt uns nach dem Brauch der Alten,
Seines Segens selbst uns freuen:
Oder unser Grab ihm sein!

Heinrich v. Kleist.

Gneisenau an seine Frau, Glatz, den 2. Mai 1809, über die Niederlagen des Erzherzogs Karl in Bayern, 19.—23. April.

Was ich befürchtete, ist eingetroffen. Die Österreicher sind am 23. April nach vorhergehenden fünftägigen Gefechten gänzlich geschlagen und auf das linke Donauufer geworfen worden. Wenn nun dorten große Köpfe nicht große Mittel anwenden und die Nation nicht große Anstrengungen macht, wenn ferner nicht andere Kabinette in einem großen Sinne handeln, so geraten sie sämtlich in Sklaverei und verdienen es. Arme deutsche Nation, die nur durch ihre Fürsten untergeht!

Proklamation Ferdinand v. Schills, gedruckt Dessau, den 2. Mai 1809.

An die Deutschen.

Meine in den Ketten eines fremden Volks schmachtenden Brüder!

Der Augenblick ist erschienen, wo ihr die Fesseln abwerfen und eine Verfassung wiedererhalten könnt, unter welcher ihr seit Jahrhunderten glücklich lebtet, bis der unbegrenzte Ehrgeiz eines kühnen Eroberers unermeßliches Elend über das Vaterland verbreitete. Ermannt euch, folgt meinem Winke, und wir sind, was wir ehemals waren! Ziehet die Sturmglocken! Dieses schreckliche Zeichen des Brandes fache in euren Herzen die reine Flamme der Vaterlandsliebe an und sei für eure Unterdrücker das Zeichen des Untergangs. Alles greife zu den Waffen — Sensen und Piken mögen die Stelle der Gewehre vertreten. Bald werden englische Waffen, die schon angekommen sind, sie ersetzen. Mit kräftiger Hand geführt, wird auch die friedliche Sense zu tötender Waffe.

Jeder greife zu den Waffen, nehme teil an dem Ruhm der Befreier des Vaterlandes, erkämpfe für sich und seine Enkel Ruhe und

Zufriedenheit. Wer feige genug ist, sich der ehrenvollen Aufforderung zu entziehen, den treffe Schmach und Verachtung, der sei zeitlebens gebrandmarkt! Ein edles deutsches Mädchen reiche nie die Hand einem solchen Verräter! Fasset Mut, Gott ist mit uns und unserer gerechten Sache. Das Gebet der Greise möge Segen für uns erflehen. Siegreich rücken Österreichs Heere vor, trotz der großprahlerischen Versicherungen Frankreichs; die Tiroler haben schon rühmlich die Fesseln zerbrochen; die braven Sachsen haben sich gesammelt; an der Spitze geprüfter, im Kampfe geübter Krieger eile ich zu euch. Bald wird die gerechte Sache siegen, der alte Ruhm des Vaterlandes wird hergestellt sein. Auf zu den Waffen!

Das Lied vom Schill.

Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte sechshundert Reiter ins Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Mut,
Die dürsteten alle Franzosenblut.

Auch zogen mit Reitern und Rossen im Schritt
Wohl tausend der tapfersten Schützen mit.
Ihr Schützen, gesegn' euch Gott jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblassen muß!

So zieht der tapfre, der mutige Schill,
Der mit den Franzosen sich schlagen will;
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.

Bei Dodendorf färbten die Männer gut
Das Magdeburger Land mit französischem Blut,
Zweitausend zerhieben die Säbel blank,
Die übrigen machten die Beine lang.

Drauf stürmten sie Dömitz, das feste Haus,
Und jagten die Schelmenfranzosen heraus,
Dann zogen sie lustig ins Pommerland ein,
Da soll kein Franzose sein Kiwi! mehr schrein.

Auf Stralsund stürmte der reisige Zug —
O Franzosen, verständet ihr Vogelflug!
O wüchsen euch Federn und Flügel geschwind!
Es nahet der Schill, und er reitet wie Wind.

Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
Die der Wallenstein weiland belagert hat,
Wo der zwölfte Carolus im Tore schlief.
Jetzt liegen ihre Mauern und Türme tief.

O weh euch, Franzosen! jetzt seid ihr tot,
Ihr färbet die Säbel der Reiter rot,
Die Reiter, sie fühlen das deutsche Blut,
Franzosen zu säbeln, das deucht ihnen gut.

O Schill! O Schill! Du tapferer Held!
Was sind dir für bübische Netze gestellt!
Viele ziehen zu Lande, es schleichet vom Meer
Der Däne, die tückische Schlange, daher.

O Schill! O Schill! Du tapferer Held!
Was sprengst du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was schließest in Mauren die Tapferkeit ein?
In Stralsund, da sollst du begraben sein.

O Stralsund, du trauriges Stralesund!
In dir geht das tapferste Herz zugrund',
Eine Kugel durchbohret das treueste Herz,
Und Buben, sie treiben mit Helden Scherz!

Da schreiet ein frecher Franzosenmund:
Man soll ihn begraben wie einen Hund,
Wie einen Schelm, der an Galgen und Rad
Schon fütterte Krähen und Raben satt.

So trugen sie ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifenspiel und ohne Trommelklang,
Ohne Kanonenmusik und Flintengruß,
Womit man die Tapfern begraben muß.

Sie schnitten den Kopf von dem Rumpf ihm ab
Und warfen den Leib in ein schlechtes Grab,
Da schläft er nun bis an den Jüngsten Tag,
Wo Gott ihn zu Freuden erwecken mag.

Da schläft der fromme, der tapfre Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtnis gestellt;
Doch hat er auch keinen Ehrenstein,
Sein Name wird nimmer vergessen sein.

Denn zäumet ein Reiter sein schnelles Pferd
Und schwinget ein Reiter sein blankes Schwert,
So rufet er immer: „Herr Schill! Herr Schill!
Ich an den Franzosen Euch rächen will."

E. M. Arndt (1812).

Aus einem Briefe Karls v. Clausewitz an seine Braut, Gräfin Marie v. Brühl. Königsberg, den 21. Mai 1809.

Die Volksbewegungen in Deutschland scheinen nach und nach aufzuhören und alles sich nach einem schwachen Versuche willig ins alte Joch zu schmiegen. Aber ich bin weit entfernt, diesem Scheine zu trauen; ich glaube, daß der Gärungsstoff überall zu tief liegt und in zu großer Masse vorhanden ist, um nicht noch ganz andere Erscheinungen hervorzubringen als die bisherigen. Einer großen und allgemeinen Revolution kann Europa nicht entgehen, es mag Sieger bleiben, wer da will; nur wird sie gewiß weniger blutig und von kürzerer Dauer sein, wenn Österreich und Deutschland den Sieg davonträgt. Im anderen Falle könnte leicht unsere Generation zugrunde gehen, ehe die wahre Krisis einträte. Von dieser großen und allgemeinen Revolution (die, nebenher gesagt, eben keine französische zu sein braucht) würde selbst eine allgemeine Insurrektion der deutschen Völker nur ein Vorläufer sein. Nur die Könige, die in den wahren Geist dieser großen Reformation einzugehen, ihr selbst voranzuschreiten wissen, werden sich erhalten können. Wie erbärmlich müssen einem die unwissenden, gedankenlosen Geschöpfe erscheinen, die, noch dazu in geringer Anzahl, diese allgemeine Flut aufhalten

wollen, von der nur wenige Tropfen ihre delikaten Kleider benetzt haben; wehe den Königen, die ihren Ratschlägen sich hingeben! Alles ist kleinlich und beschränkt, was jene Menschen tun, und was sie von der Sache einsehen. Sie betrachten als das Werk schwacher Parteien und elender geheimer Verbindungen, ja gar einzelner Menschen, was die notwendige Folge von fünfzigjährigen Begebenheiten und hundertjährige Geistesfrucht ist, was der Drang der Zeit mit Allgewalt herbeiführt; die Toren glauben, es sind die Schwimmer, welche den Fluß hinabziehen, statt daß der Strom die Schwimmer trägt. — Egoismus, Zweck und Nutzen der Einzelnen nennen diese Menschen, was doch kein Einzelner weder zu bewirken noch zu verhindern vermag, und wobei ein jeder ungefähr dieselbe Gefahr läuft.

Stein an Graf Götzen. Brünn, den 8. Juni 1809.

Man müßte sobald als möglich die Insurrektion in denen von den Franzosen besetzten Festungen ausbrechen lassen, früher als der Krieg erklärt worden —, und gut wäre es, in der Nation die möglichste Spannung durch Flugschriften, durch Bekanntmachung des Verfahrens des Kaisers bei denen Unterhandlungen, die Daru geführt hat, der einzelnen Erpressungen und Räubereien der Generale und Individuen zu erhalten, und in jedem Dorf durch Prozessionen, Predigten, Scheibenschießen, in jeder Schule durch gymnastische Übungen usw. den Haß gegen die Franzosen und den Abscheu gegen ihre Herrschaft zu erregen. Diese verruchte Nation muß der öffentlichen Meinung unterliegen — wenn man diese recht aufreizt.

Gneisenau an Graf Götzen. Königsberg, ohne Datum, etwa den 10. Juni 1809.

Auf einen Krieg von unserer Seite warten Sie nicht ferner. Unsere Gegner — ich meine die in unserm Lande — sind zu zahlreich und erheben ihr Haupt zu sehr, als daß von dieser Seite noch etwas zu hoffen wäre. Als ich im Monat März Königsberg verließ, war meine Ansicht der Dinge sehr trübe; aber um wieviel schlechter ist es seitdem geworden. — — Der General von Scharnhorst, verfolgt, verleumdet, denunziert, noch krank von einem Gallenfieber, war

im Begriff, von seinem Posten abzutreten! Die Finanzen in grausamer Verwirrung, so daß man schon seit geraumer Zeit die stipulierten Zahlungen an Frankreich nicht mehr leisten konnte. Alle Geschäftsleute mutlos und kein kräftiger Entschluß von oben. Man sieht das Verderben hereinbrechen, ohne etwas zu tun, um ihm einen Damm entgegenzusetzen. Die Gutgesinnten geben den Kampf auf, und diejenigen, die aus Bequemlichkeitsliebe, Genußsucht oder Feigherzigkeit immer gegen den Krieg sprachen, triumphieren. — Der Sieg der Österreicher hat diese Friedensstimmung nicht vermindern können. — Sie sehen also, daß von hier aus nichts geschehen wird. Diejenigen, die zum Frieden raten, sind wohl scharfsichtig genug, vorauszusehen, daß, wenn nicht Glücksfälle an der Donau die königliche Familie retten, solche bald genug von dem fremden Eroberer aus ihrem Erbteil vertrieben werden wird, aber das kümmert sie nicht; genug, sie setzen ihre persönlichen Zwecke durch und sind schlecht genug, zu berechnen, daß ihnen für ihre Anhänglichkeit an Frankreich in der neuen Verwaltung Stellen und Belohnungen werden zuteil werden. Das Schicksal ihres Herrn und Wohltäters geht ihnen nicht zu Herzen. —

Trauern Sie mit mir um König und Staat, die beide, um des Egoismus einer verabscheuungswürdigen Horde willen, zugrunde gehen. Sogar die Redlichen wollen immer noch Sukzesse abwarten, statt daß man etwas tun müßte, um Sukzesse herbeizuführen. Der Kraft in der Nation ist wenig, und selten will man es anerkennen, daß Wille ebensoviel wert sei als Verstand.

Das letzte Lied.

Fernab am Horizont, auf Felsenrissen,
Liegt der gewitterschwarze Krieg getürmt.
Die Blitze zucken schon, die ungewissen,
Der Wandrer sucht das Laubdach, das ihn schirmt;
Und wie ein Strom, geschwellt von Regengüssen,
Aus seines Ufers Bette heulend stürmt,
Kommt das Verderben mit entbundnen Wogen
Auf alles, was besteht, herangezogen.

Der alten Staaten graues Prachtgerüste
Sinkt donnernd ein, von ihm hinweggespült,
Wie auf der Heide Grund ein Wurmgeniste
Von einem Knaben scharrend weggewühlt;
Und wo das Leben um der Menschen Brüste
In tausend Lichtern jauchzend hat gespielt,
Ist es so lautlos jetzt, wie in den Reichen,
Durch die die Wellen des Kozytus schleichen.

Und ein Geschlecht, von düsterm Haar umflogen,
Tritt aus der Nacht, das keinen Namen führt,
Das wie ein Hirngespinst der Mythologen
Hervor aus der Erschlagnen Knochen stiert;
Das ist geboren nicht und nicht erzogen
Vom alten, das im deutschen Land regiert:
Das läßt in Tönen, wie der Nord an Strömen,
Wenn er im Schilfrohr seufzet, sich vernehmen.

Und du, o Lied voll unnennbarer Wonnen,
Das das Gefühl so wunderbar erhebt,
Das, einer Himmelsurne wie entronnen,
Zu den entzückten Ohren niederschwebt,
Bei dessen Klang empor ins Reich der Sonnen
Von allen Banden frei die Seele strebt:
Dich trifft der Todespfeil; die Parzen winken,
Und stumm ins Grab mußt du daniedersinken.

Ein Götterkind, bekränzt im Jugendreigen,
Wirst du nicht mehr von Land zu Lande ziehn,
Nicht mehr in unsre Tänze niedersteigen,
Nicht hochrot mehr bei unserm Mahl erglühn.
Und nur, wo einsam unter Tannenzweigen
Zu Leichensteinen stille Pfade fliehn,
Wird Wanderern, die bei den Toten leben,
Ein Schatten deiner Schön' entgegenschweben.

Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten,
Der Töne ganze Macht lockt er hervor,

Er singt die Lust, fürs Vaterland zu streiten,
Und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr,
Und wie er flatternd das Panier der Zeiten
Sich näher pflanzen sieht, von Tor zu Tor,
Schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden,
Und legt die Leier tränend aus den Händen.

Heinrich v. Kleist.

Gneisenau an seine Frau, Königsberg, den 10. Juni 1809, über die Schlacht bei Aspern (21./22. Mai).

Ohngeachtet der von den Österreichern bei Wien gewonnenen Schlacht will mir dennoch keine hellere Zukunft leuchten. Ihre Maßnahmen, die Bewegungen ihrer Truppenmassen sind mit so wenig militärischer Einsicht eingeleitet, daß man fürchten muß, sie werden die Früchte ihres Sieges in ein Nichts aufgelöst sehen. Eine neue Schlacht kann sie an den Rand des Verderbens bringen, und was dann geschieht, weißt Du.

Hier verfolgt man sich mit der größten Parteiwut, und während diesem Kampfe naht sich das Verderben. Gute Ratschläge, wenn sie auch gehört würden, sind nicht mehr zu erteilen, indem es zu spät ist. Nahe, vielleicht sehr nahe ist die Zeit, wo auch dies Volk unterjocht werden wird, und zwar wohlverdienterweise. So muß sich alles die Hände bieten, um das feste Band von Europa einem Herrscher zu unterwerfen. Ich sehe mich nach einem Asyl um, ohne meine Ideen darüber festgestellt zu haben; wahrscheinlich werde ich mich den Eindrücken des Augenblicks hingeben müssen.

Schill hat geendet, und zwar als tapferer Mann. Sein Versuch auf die deutsche Nation ist mißlungen. Noch will ich mein Urteil über diese Angelegenheit verschieben, indem ich nicht weiß, ob dieser meteorische Mensch mit großen Ansichten zu Werke geschritten ist oder bloß als gewöhnlicher Parteigänger gehandelt hat. Im ersteren Falle wäre sein Unternehmen ein Versuch auf den deutschen Nationalcharakter gewesen, der freilich mißlungen wäre. Die Reste seines Korps kommen bereits bei uns an.

Hoch lebe das Haus Österreich!

(Aus der Geschichte der Schlacht bei Aspern am 21./22. Mai 1809.)

Es schweigt die Nacht, die Erde träumt,
Und bleich der Mond die Wolken säumt. —

Was bist du, Welt, so still, so leer?
Was laurst du wie ein falsches Meer?
Es saust so öde durch dein Reich,
Und Schauder faßt die Seele, gleich
Als wolltest du mit leisem Beben
Des Morgens blut'gen Schleier heben. —
Noch schlummert's tief in Lagers Raum,
Die Sterne steigen auf und nieder;
Die Totenstille regt sich kaum. —
O laß der Welt den schönen Traum;
Der nahe Tag verscheucht ihn wieder! —

Im Osten graut's, es sinkt die Nacht.
Gott Lob! der Morgen ist erwacht! —

Gott Lob! der neue Tag bricht an! —
Seht euch nochmal die Sonne an! —
Wohl viele, die jetzt rüstig stehn,
Sehn sie nie wieder untergehn.
In manchem Herzen pocht das Blut
Nach raschen Streites Übermut;
Und eh' die nächsten Stunden tagen,
Hat manches Herz schon ausgeschlagen.

Die Sonne kommt, der Nebel reißt,
Ein stumm Gebet den Vater preist. —

Nun lebt und regt sich alle Welt,
In blanken Waffen glänzt das Feld.
Der Jüngling schreitet kühn hinaus,
Er schaut hinauf ins Vaterhaus;
Und leise Ahnung füllt sein Herz
Und zieht ihn dämmernd himmelwärts.

Da trägt der tiefbewegte Sinn
Die Träume zu der Liebsten hin;
Sie weinte, als er scheiden mußt';
Und Wehmut haucht in seine Brust,
Und er gedenkt der schönen Zeiten! —
Er fühlt's, es war ein ewig Scheiden! —

Die Sonne steigt, der Lärmschuß kracht;
Laut jubelnd zieht das Heer zur Schlacht. —

„Seht ihr den Stephan herüberwinken
Und dort die fränk'schen Adler blinken?
Auf, Brüder, stürzt euch mutig drein,
Die Adler müssen unser sein! —
Lebt wohl, lebt wohl, ihr, meine Lieben!
Weint nicht, ich wollt' euch nicht betrüben!"

Es wogt der Kampf, es brüllt der Tod,
Die Wunden klaffen blutigrot! —

„Mir nach! mir nach! Dort ist der Ruhm;
Ihr kämpft für euer Heiligtum!" —
Und neben ihm und unter ihm
Würgt rasch des Todes Ungestüm,
Und Mann und Roß zusammenbrach;
Er aber jauchzt: „Mir nach! mir nach!"
Da pfeift eine Kugel durch seine Brust,
Daß gleich das Auge brechen mußt';
Doch hat er mit der letzten Kraft
Den letzten Atem zusammengerafft
Und ruft und stürzt zu Boden gleich:
„Hoch lebe das Haus Österreich!" —

Der Adler sinkt, die Fahne fliegt:
Heil dir, mein Volk! Du hast gesiegt!

Theodor Körner.

Blücher an Gneisenau. Stargard, ohne Datum, etwa den 10. Juni 1809.

Nimmt der König nicht keine Partie, tuhn wir keine Schritte zu Zerbrechung unserer Fesseln, nun da trage sie wer da will — ich nicht — — ich habe den Staat alles geoffert und verlasse ihm wie man uß der Welt scheidet, das heißt ahrm nakend und blos, aber mein muth ist unbegrenzt; wohin ich gehe, wird ein beruhigendes Bewußtseyn und eine Menge redliger mich begleiten. Grüßen Sie Scharnhorst und treibt vor mit die guhte Sache.

Aus einem Briefe Karls v. Clausewitz an seine Braut, Gräfin Marie v. Brühl, Königsberg, den 20./21. Juli 1809, über die Schlacht bei Wagram (5./6. Juli) und den Waffenstillstand zu Znaim.

Seit Sonntag haben wir die unangenehme Nachricht von der verlorenen Schlacht, ohne bis heute etwas über den weiteren Verfolg gehört zu haben. Nachrichten aus dem französischen Hauptquartiere haben sehr zu unserer Beruhigung gedient. Indessen wie wenig Ursache zum Verzweifeln auch vorhanden ist, so muß man doch mit Sehnsucht anderen glücklichen Begebenheiten entgegensehen; denn wenn durchaus die Sache Deutschlands und Europas allein in Österreichs Hände niedergelegt ist, wenn Österreich allein alles tun und tragen soll, während das ganze übrige Deutschland die Arme ineinanderlegt oder gar den Unterdrückern beisteht und Rußland bei seiner feindlichen Gesinnung verharrt, so ist die Rettung rein unmöglich. Wir müssen jetzt den Erfolg der englischen Landung erwarten; gibt diese den deutschen Völkern keinen Anstoß, so löst sich die ganze Gestalt der Dinge auf, um zu einer vielleicht nur kurzen, aber dennoch fürchterlichen Epoche zu führen. Der Kaiser von Rußland ist schon im Besitze beider Galizien. Seine Entscheidung kann auf diesem Punkte das Schicksal Europas entscheiden; erklärt er sich gegen Frankreich, so muß Bonaparte seine ganze Eroberung aufgeben; erklärt er sich gegen die Österreicher, so ist ihre Lage noch einen Grad schlimmer und ohne schleunige Hilfe im Norden von Deutschland das Schauspiel für diesmal beendigt. Begnügt er sich mit dem Besitze Galiziens, ohne weitere Feindseligkeiten zu begehen, so ist dies mehr ein Querstrich für die Franzosen als für die Österreicher. So ist die Konstellation am politischen Himmel.

Gestern (20. Juli) haben wir die Nachricht vom Waffenstillstande erhalten, die uns nicht wenig niederschlägt. Indessen führt nicht jeder Waffenstillstand zum Frieden, und nach allem, was vorgegangen, sollte man den letzteren für unmöglich halten; es scheint also mehr das Bedürfnis beider Teile diese Konvention herbeigeführt zu haben. Was ich am meisten fürchte, ist die Möglichkeit, daß sich die Engländer darüber wieder einschiffen.

Aus einem Briefe der Gräfin Marie v. Brühl an ihren Bräutigam, Karl v. Clausewitz. Berlin, den 20. Juli 1809.

Über die Schlacht bei Wagram wirst Du das Nähere schon wissen; alle Nachrichten stimmen darin überein, daß sie am ersten Tage vollkommen glücklich und auch am zweiten nur auf dem linken Flügel unglücklich war, daß der Rückzug in der größten Ordnung geschah und noch während desselben der herrlichste, beste Geist die Truppen beseelte. Der Kaiser soll auf der Fortsetzung des Krieges mit vielem Mute bestanden haben, aber er hatte doch nicht die Kraft, dem Willen seines Bruders (Erzherzogs Johann) standhaft zu widerstehen, und überließ diesem endlich die Entscheidung. O Gott, in welchen Händen ist das Schicksal unseres unglücklichen Vaterlandes!

Hauptmann Tiedemann an Graf Götzen. Königsberg, den 23. Juli 1809.

Es hat hier jemand neulich den Einfall gehabt, den preußischen Staat mit einem brennenden Hause zu vergleichen. Da jedermann sich überzeugt, daß es nicht mehr zu retten ist, so laufen alle herbei, nicht aber zu löschen oder zu helfen, sondern um noch etwas aus den Trümmern für sich zu erjagen.

Das Gleichnis ist schrecklich, aber vollkommen wahr bis auf das Leben des Gemäldes. Ein Haus brennt schnell nieder, daher muß jeder schnell zugreifen, hier aber geht alles langsam und gemächlich, aber desto sicherer. Die lebhafte Überzeugung von der Art des Endes ist allgemein.

Königin Luise an Frau v. Berg über die Tiroler Bewegung. September 1809.

Haben Sie gehört, der König hat befohlen, daß in den Kirchen Gedächtnistafeln der um das Vaterland verdienten Krieger aufgestellt werden, zur Ehre der Toten, zur Auszeichnung der Überlebenden und zur Nacheiferung der — anderen. Das ist ein Funken mehr, aus dem vielleicht doch noch die Flamme Gottes schlagen kann, welche die Geißel der Völker verzehrt. Hat es denn nicht, wie in Spanien, auch in Tirol schon gezündet? „Auf den Bergen ist die Freiheit!" Klingt diese Stelle, die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine Prophezeiung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf seines Hofer erhoben hat? Welch ein Mann, dieser Andreas Hofer! Ein Bauer wird ein Feldherr, und was für einer! Seine Waffe — Gebet; sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knien und schlägt wie mit dem Flammenschwerte des Cherubs! Und dieses treue Schweizervolk, das meine Seele schon aus Pestalozzi angeheimelt hat. Ein Kind an Gemüt, kämpft es wie die Titanen mit Felsstücken, die es aus seinen Bergen niederrollt. Ganz wie in Spanien! Gott, wenn die Zeit der Jungfrau wiederkäme, und wenn der Feind, der böse Feind doch endlich überwunden würde, überwunden durch die nämliche Gewalt, durch die einst die Franken, das Mädchen von Orleans an der Spitze, ihren Erbfeind aus dem Lande schlugen!

Ach, auch in meinem Schiller hab' ich wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des „Tell" auch verblendet worden, wie der Geschichtschreiber der Eidgenossen! Nein! Nein! Lesen Sie nur die Stelle: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre!" Kann diese Stelle trügen? Und ich kann noch fragen: warum er sterben mußte? Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich!

Blücher an Graf Götzen. Stargard, den 8. Oktober 1809.

Ew. Hochgebohren lage ist nicht angenehm, denn die Pohlen darf man ieden Schelmstreich zu trauen, mein Rath ist zu den waffen, unsere und die gantze deuttsche Nation auf zu rufen, den Vater-

ländischen Boden zu verteidigen, die waffen im allgemeinen nicht ehender nieder zu legen, bis ein volck das uns unterjochen wolle vom dießseittigen Rein Ufer vertrieben sey, ieder deuttsche, der mit den waffen wider uns getroffen werde, habe den Tod verwürckt, ich weiß nicht warum wihr uns nicht den Tihrollern und Spaniern gleich achten wollen; wie mir diese meine frey müttigen auforderungen aufgenommen werden, muß ich erwahrten, und ob der König nicht endlich aus seinem Schlummer erwachen wird, und seine Sicherheitskrämer, die ihm wie faulle Tihre umgeben, zum Teuffel jagen wird. Beim Schluß ersuche ich Ew. Hochgebohren mich von der würckligkeit, des in rede stehenden Frieden, schleunigst zu unterrichten, für meine Person ist mein entSchluß genommen, ich unterlasse nichts um den König zu bewegen, sich mit seiner Armee und seinem volck zu vereinigen, ein Ehrenvoller Tod der Schlawerey vor zu zihen; hilft alles nichts, so gehe ich über land und mehr.

Aus einem Briefe Karls v. Clausewitz an seine Braut, Gräfin Marie v. Brühl, Königsberg, den 18. Oktober 1809, über den Frieden zu Wien (14. Oktober).

Mein Rückfall des Fiebers ist das kleinere Übel, das größere ist der Friede und der Zustand Europas. Über beide mag ich nicht viel sagen; das eine lohnt die Mühe nicht, und über das andere ist kaum ein Räsonnement möglich, was nicht schon vielfältig ausgesprochen wäre. Nur einen Punkt gibt es, über den man sich jetzt noch einmal aussprechen sollte: nämlich ob Preußen jetzt oder etwas später sich ungestraft des wenigen berauben lassen soll, was ihm geblieben ist. Ich habe die feste Überzeugung, daß die Weisheit gebietet, sich unter allen Umständen gewaltsamen Streichen mit Gewalt entgegenzustellen und um keinen Preis eine neue Besetzung unserer Provinzen zu gestatten.

Man spricht immer mehr von der Reise nach Berlin, und wenn nichts Politisches dazwischenkommt, so glaube ich auch an eine sehr baldige Abreise.

Andreas Hofer.

Als der Sandwirt von Passeier
Innsbruck hat mit Sturm genommen,

Die Studenten, ihm zur Feier,
Mit den Geigen mittags kommen,
Laufen alle aus der Lehre,
Ihm ein Hochvivat zu bringen,
Wollen ihm zu seiner Ehre
Seine Heldentaten singen.

Doch der Held gebietet Stille,
Spricht dann ernst: „Legt hin die Geigen!
Ernst ist Gottes Kriegeswille,
Wir sind all dem Tode eigen.
Ich ließ nicht um lust'ge Spiele
Weib und Kind in Tränen liegen;
Weil ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich ird'sche Feind' besiegen.

Kniet bei euren Rosenkränzen,
Dies sind meine frohsten Geigen;
Wenn die Augen betend glänzen,
Wird sich Gott der Herr drin zeigen.
Betet leise für mich Armen,
Betet laut für unsern Kaiser,
Dies ist mir das liebste Karmen;
Gott schütz' edle Fürstenhäuser!

Ich hab' keine Zeit zum Beten,
Sagt dem Herrn der Welt, wie's stehe,
Wieviel Leichen wir hier säten
In dem Tal und auf der Höhe;
Wie wir hungern, wie wir wachen,
Und wie viele brave Schützen
Nicht mehr schießen, nicht mehr lachen —
Gott allein kann uns beschützen."

Max von Schenkendorf.

Aus einem Briefe Schleiermachers an Brinckmann. Berlin, den 17. Dezember 1809.

Unser Preußen kommt mir noch immer vor wie eine schwimmende Insel, die gerade ebensogut versinken als fest werden kann. Die Hoffnung zu einer zweckmäßigen Regeneration unseres Staates, zu der wirklich vieles sehr schön eingeleitet war, sinkt immer mehr; und indem man das wenige, was wirklich aufgebaut ist, einzeln wieder untergräbt, so ist früher oder später ein plötzlicher Zusammensturz sehr wahrscheinlich. Das nächste Schicksal dieser Gegenden wird wohl davon abhängen, in welche äußere Konjunkturen diese treten wird. Ich werde von nichts, auch was mich persönlich treffen kann, überrascht sein, selbst nicht von dem Elend im kleinsten Stil, wiewohl dies das fatalste ist. Humboldt — soll uns nur zunächst hier eine Universität schaffen. Auf diese kann ich mich ordentlich kindlich freuen und sehnlich wünschen, daß sie nur drei oder vier Jahre ruhig bestehen möchte. In einem solchen Zeitraum würde ich imstande sein — was ich jetzt ganz vorzüglich als meinen Beruf ansehe — meine ganze theologische Ansicht in einigen kurzen Lehrbüchern niederzulegen und, wie ich hoffe, dadurch eine theologische Schule zu gründen, die den Protestantismus, wie er jetzt sein muß, ausbildet und neu belebt und zugleich den Weg zu einer künftigen Aufhebung des Gegensatzes beider Kirchen freiläßt und vielleicht bahnt. Dann würde ich glauben, das Wichtigste getan zu haben, was mir in dieser Welt obliegt, und könnte jeder persönlichen Katastrophe ruhig entgegensehen.

Stein an die Prinzessin Luise Radziwill. Brünn, den 30. Dezember 1809.

Ich glaube nicht, daß die tapferen Männer, welche in dem Kampfe dieses Jahres gefallen, ohne Zweck und Grund gestorben sind, sondern ich bin im Gegenteil überzeugt, daß wir dem kräftigen Widerstande des Heeres, seiner Beharrlichkeit, seinem Selbstvertrauen und der großen durch Opfer jeder Art bewährten Treue des Volkes die Erhaltung des Reichs verdanken. Napoleon hat den Gedanken, es umzustürzen, aufgeben oder doch verschieben müssen. Sie haben gesehen, an wieviel kleinen Ursachen von untergeordneter Wichtigkeit

der Ausgang dieses Feldzuges gehängt hat; dieses berechtigt uns zu hoffen, daß die Erfolge glücklicher sein können, vorausgesetzt, daß man den festen und unverrückbaren Willen hat, zu widerstehen und zu sterben.

Es ist außerdem unmöglich, daß sich ein System halten kann, wie das, worüber wir seufzen, welches das Glück aller dem Willen eines Einzigen zum Opfer fordert; es muß durch einen Anstoß von außen oder durch seine innere Fäulnis fallen. Alles, was wohldenkende Menschen in der jetzigen Bedrängnis tun können, ist, den guten Grundsätzen treu zu bleiben und die Entmutigung zu verhindern; und ich bitte Eure K. H., dieses auch der Prinzessin Wilhelm zu sagen, deren Brüder ihrer kriegerischen Anlagen und großen Hingebung wegen außerordentlich geschätzt werden. — — Ich halte die öffentlichen Unterrichtsanstalten in Berlin für so gut, daß ich der Meinung bin, man müßte die jungen Leute aller Stände davon Nutzen ziehen lassen; sie bieten Vorteile, deren die abgesonderte häusliche Erziehung entbehrt, die Wahl der Lehrer, eine allgemeine Zucht und den Wetteifer. In der Zeit, worin wir leben, sind die jungen Leute zu großen Prüfungen, großen Opfern und Mutäußerungen berufen; man muß daher vorzüglich ihren Charakter durch die großen Beispiele der Geschichte und das Studium der klassischen Schriftsteller stählen.

Viertes Kapitel.

Schwere Bedrängnis. Stille Arbeit. Hardenberg, Wilhelm v. Humboldt. 1809—1811

Aus einem Briefe Scharnhorsts an Hardenberg. Berlin, den 18. April 1810.

Unsere Lage scheint mir von der Beschaffenheit zu sein, daß unsere innern Verhältnisse uns nicht aus der Verlegenheit ziehen und das uns vielleicht bevorstehende Unglück abwenden können. Welche Mittel man auch ergreifen mag, immer wird man nicht die Zahlungen an Frankreich in der bestimmten Zeit leisten können, und hierauf kommt doch alles an, wenn man den Vorwand, Provinzen zu nehmen, abwenden will. Da diese also (wie die unterrichtetsten Männer versichern) bleiben wird, so kommt es nur zuvörderst darauf an, was man tun wolle, wenn Napoleon Schlesien oder andere Provinzen verlangt, oder wenn er, um sie von neuem zu besetzen, Truppen marschieren läßt. Ob wir bei anderen Mächten, Rußland, Österreich und England, nicht bestimmte Eröffnungen, was man denn zu tun entschlossen ist, machen müssen, und ob man nicht bestimmt frage, was auf diesen Fall jene Mächte tun würden. Lauliche, gewöhnliche Hilfsbitten bezeichnen schon den Geist der Unentschlossenheit und Schwäche und wecken nur diesen in andern Kabinetten.

Schlagen wir nicht vielleicht den besten Weg ein, uns ganz hinzugeben, so ist die Frage: Was wollen wir bis dahin im Innern tun? in Hinsicht unserer Streitkräfte? in Hinsicht der Wirkung auf die Meinung des französischen Kabinetts? Diese und mehrere Punkte müssen zuvor bestimmt werden. Werden sie nicht zuvor bestimmt, faßt man nicht einen festen Plan fürs Ganze, überläßt man sich dem Zufall ohne die Befolgung der Regeln der Klugheit, welche allgemein anerkannt sind, so handelt man gegen sich selbst unverant-

wörtlich, so gleicht man dem einzelnen Fechter, der von zehn Fechtern sich umringen läßt, sein Schwert ausstreckt und ohne irgendeinen Anspruch auf besondere Achtung weder von Freund noch von Feind seinen Gegnern sich hingibt, von denen er nichts als alles Böse erwarten kann.

Aus einem Schreiben Hardenbergs an Scharnhorst. Tempelberg, den 21. April 1810.

Auf welche Weise man dem Kaiser Napoleon bisher die Unzulänglichkeit unsrer Kräfte, die Kontribution in der bestimmten Zeit zu bezahlen, darstellte, wie man ihm die Bereitwilligkeit und den ernstlichen Willen zeigte, solches in verlängerten, aber bestimmt benannten Terminen zu tun, — darauf kommt sehr viel an, und ich bin deshalb begierig, die Unterhandlungen einzusehen, bis dahin ich mir auch kein Urteil anmaße. Ich vermute indessen, daß hierin noch nicht alles erschöpft sei, und kann noch keineswegs der Hoffnung entsagen, daß eine richtige Anwendung unsrer innern Kräfte, verbunden mit einer zweckmäßigen Unterhandlung in Paris, den Staat nicht noch retten und neuen Abtretungen vorbeugen sollte. Und daß Napoleon die Absicht hege, Preußen zu vernichten oder noch mehr herunterzubringen, es erfülle seine Verbindlichkeiten oder nicht, ist doch weder klar noch als Regel unsers Benehmens anzunehmen.

Übrigens scheint mir, daß nach der gegenwärtigen Lage der politischen Verhältnisse von Europa die Politik Preußens nie leichter zu übersehen gewesen sei als jetzt. Was sonst für Meinungen und Rücksichten stattfinden mochten, darauf kommt es bei gänzlich veränderten Umständen gar nicht mehr an. Diese schreiben uns unbedingt vor, dem französischen System uns anzuschließen und das treu und ungeteilt zu befolgen, dem Kaiser Napoleon dieses überzeugend durch die Tat zu beweisen und uns ja keinem schwankenden System, keinen halben Maßregeln hinzugeben, die uns schon so oft schadeten.

Hierbei ist nur dahin zu streben, die Selbständigkeit des Staates für die Zukunft möglichst zu verwahren, mithin wohl auf eine Allianz, aber nicht auf einen Beitritt zum Rheinbunde hinzuarbeiten. Was wir von allen übrigen Mächten zu erwarten haben würden, wenn

wir uns in neuen Streit mit Frankreich einließen, können wir meines Ermessens ohne irgendeine Mitteilung oder Eröffnung ganz bestimmt wissen, und es muß jetzt unsere höchste Politik sein, jeden Schritt gegen andere Mächte, selbst gegen Rußland, zu vermeiden, wodurch wir mit Frankreich irgend kompromittiert werden könnten. Rußlands, Englands und Österreichs Interesse erfordert es ja schon an sich, daß Preußens Unabhängigkeit und Integrität möglichst erhalten werden. Von Österreich ist freundschaftliche Verwendung noch wohl am ersten zu erwarten und wirksam. Doch hängt unser Heil hauptsächlich von Napoleon selbst ab.

Aus einem Briefe Scharnhorsts an Hardenberg. Berlin, den 27. April 1810.

In Hinsicht der Politik unterstehe ich mich nicht, eine Meinung zu haben, aber ein Bekenntnis meiner Ansichten werden Ew. Exzellenz nicht ungnädig aufnehmen. Sollte ein Anschließen an Frankreich, ohne gänzliches unbedingtes Hingeben, ohne Aufgebung aller Selbständigkeit, ohne Beitritt zum Rheinbunde nicht eine halbe Maßregel und für Preußens Erhaltung äußerst gefährlich sein? Sollte Kaiser Napoleon bei unserer geographischen und politischen Lage, bei dem, was bisher vorgefallen ist, bei der Abneigung, welche er bei Hofe und in der Nation wahrnehmen wird, und welche unabänderlich ist, uns wohl ohne unbedingte Hingebung, ohne daß wir unsere Truppen in seine Gewalt geben, nach Spanien und so weiter schicken, ohne daß wir unsere bisherige Widersetzlichkeit bereuend erkennen, ohne daß die königliche Familie sich, wie die Fürsten des Rheinbundes, in seine Gewalt begeben, aufrichtig annehmen? Dies zu glauben scheint mir Täuschung zu sein. Und wer kann dem König raten, seine Person und Familie hinzugeben, nachdem man die Verhaftung der etruriſchen und spanischen Regentenfamilie gesehen hat? Hatten diese nicht mehr für Napoleon getan als wir? Hatte Napoleon nicht mehr Ursach', mit ihnen zufrieden zu sein als mit uns? Ist er nicht gegen unsern Hof mehr erbittert als er gegen jene Höfe war? Eine Hingebung an Frankreich im ganzen Umfange des Worts kann für die Erhaltung des Staats vielleicht die beste Partie sein, dann aber muß die Regentenfamilie schlechterdings ihre Freiheit aufs Spiel

setzen. Wer wird — ich wiederhole es — dazu dem König raten, und wird er es ohne Rat, ohne dringendes Bitten tun? Vielleicht hätte eine gänzliche Hingebung an Frankreich in diesem Augenblick, in dem die Angelegenheiten in Spanien schlecht für Frankreich stehen, noch Wert für Kaiser Napoleon, werden aber Se. Majestät der König sich dazu auch selbst ohne Hingebung der höchsten Person in ganzem Umfange entschließen? Die Minister haben dazu früher geraten, allein dieser Rat ist nicht gut aufgenommen. Diese Ansichten sind nicht bloß die meinigen, ich höre sie von allen den Männern, welche unsere Verhältnisse im Innern und Äußern beobachtet haben — und ich begnüge mich, nur noch den Hergang der politischen Verhältnisse nach Ew. Exzellenz Abgange kurz darzustellen. In Tilsit wuchs die Erbitterung, und ich glaube die persönliche der Monarchen; Napoleon gab uns davon gleich nachher durch das Bulletin von Königsberg, durch die Reden an die Landschaften, in denen er sich über des Königs Majestät auf eine ihm selbst unwürdige Weise äußerte, die offenbarsten Beweise. Der Friede wurde nicht gehalten, die französischen Truppen blieben an der Passarge stehen, die Grenze wurde anders bestimmt. Ohngeachtet alle möglichen Zahlungen geleistet wurden, so kam es doch nur durch die gänzliche Auszehrung des Landes zwischen der Weichsel und Passarge, durch den schrecklichen Mangel an Lebensmitteln und durch die daher entstandenen Epidemien dahin, daß die französischen Truppen das Land bis an die Weichsel einräumten. Nun war keine weitere Evakuation mehr zu hoffen. Man bot Frankreich damals eine Verbindung an, so wie der Kaiser Napoleon sie diktieren würde. Stein arbeitete aus allen Kräften zu diesem Zweck, im Innern geschah nichts, was diesen Absichten nicht entsprach; man häufte aber von französischer Seite Forderungen auf Forderungen. — Endlich sah der Kurzsichtigste ein, daß Napoleon Preußen noch durchaus in Besitz behalten wollte. Dies verursachte im Innern den Gedanken, man müsse sich selbst helfen; Deputationen kamen nach Königsberg und forderten dazu auf. Der Gedanke, sich endlich der Verzweiflung zu überlassen, verbreitete sich durch alle Klassen. Dies brachte die Franzosen auf; denn es blieb ihnen natürlicherweise kein Geheimnis. Der Krieg in Spanien, aber noch mehr — und hier halte ich mich von überzeugt —

der Geist der Verzweiflung und des Muts in den preußischen Staaten veranlaßte Napoleon endlich, unter der bekannten Konvention den Truppen den Befehl zu geben, Preußen zu verlassen. Was nachher geschehen, werden Ew. Exzellenz die Papiere des Grafen Goltz darlegen. War aber Napoleons Plan vor der Konvention von Paris und Erfurt, die preußischen Staaten in Besitz zu behalten, so wird und wurde er, nur durch die Umstände gedrungen, dazu gezwungen, sie zu räumen, so muß der Plan durch alles, was nachher geschehen ist, durch die Reise nach Petersburg, durch unser Benehmen während des österreichischen Krieges usw. noch mehr gereift und befestigt sein und daher, sowie es die Umstände leiden, zur Ausführung kommen. Das ganze gegenseitige Benehmen in seinem Zusammenhange und Folgen kann uns nur in den Schlüssen auf die Zukunft leiten und stehet bis jetzt in den Hauptperioden in der genauesten Übereinstimmung. Vor sechs bis acht Wochen wurden Provinzen verlangt, mit Eindringen der Truppen, Entwaffnung der unsrigen gedroht — gleich darauf, als die Angelegenheiten in Spanien schlecht gingen, änderte sich der Ton. Vielleicht haben auch selbst die Holländer die Zurückkunft ihres Königs den spanischen Angelegenheiten zu verdanken. Durch diesen Hergang der Sache sind zwei Meinungen entstanden. Die eine, man müsse sich dem Kaiser Napoleon unbedingt in die Arme werfen und übergeben; die andere, man müsse sich mit Österreich womöglich aufs innigste verbinden, durch innere Stärke und äußere Verbindungen es dahin bringen, daß Napoleon uns nicht in Besitz nehmen könne, ohne in die Gefahr zu kommen, einen neuen Krieg, welchen er zu vermeiden suchen wird, anfangen zu müssen. Nur diese Gefahr, meint man, würde ihn zurückhalten, uns sogleich zu vernichten. Alle Mittelwege werden für zum Unglück Preußens führende, halbe Maßregeln erklärt.

Aus der Spenerschen Zeitung vom 7. Juni 1810.

Berlin, den 7. Juni. Seine Königl. Majestät haben allergnädigst geruht, den vormaligen Staats- und Kabinettsminister Freiherrn von Hardenberg wieder in Höchstihrem Dienst anzustellen und ihn zum Staatskanzler zu ernennen, auch demselben unter Höchstihren Befehlen die obere Leitung sämtlicher Staatsangelegenheiten zu übertragen.

Aus F. L. Jahns Vorbericht zur „Deutschen Turnkunst", 1816.

In schöner Frühlingszeit des Jahres 1810 gingen an den schulfreien Nachmittagen der Mittwoche und Sonnabende erst einige Schüler mit mir in Feld und Wald, und dann immer mehr und mehr. Die Zahl wuchs, und es wurden Jugendspiele und einfache Übungen vorgenommen. So ging es fort bis zu den Hundstagen, wo eine Unzahl von Knaben zusammenkam, die sich aber bald nachher verlief. Doch sonderte sich ein Kern aus, der auch im Winter als Stamm zusammenhielt, und mit dem dann im Frühjahr 1811 der erste Turnplatz in der Hasenheide eröffnet wurde.

Jetzt wurden im Freien, öffentlich und vor jedermanns Augen, von Knaben und Jünglingen mancherlei Leibesübungen unter dem Namen Turnkunst in Gesellschaft getrieben. Damals kamen die Benennungen Turnkunst, turnen, Turner, Turnplatz und ähnliche miteinander zugleich auf.

Das gab nun bald ein gewaltig Gelaufe, Geschwatz und Geschreibe. Selbst durch französische Tagblätter mußte die Sache Gassen laufen. Aber auch hierzulande hieß es anfangs: „Eine neue Narrheit, die alte Teutschheit wieder aufbringen wollen." Dabei blieb es nicht. Vorurteile wie Sand am Meer wurden von Zeit zu Zeit ruchbar. Sie haben bekanntlich niemals vernünftigen Grund, mithin wäre es lächerlich gewesen, da mit Worten zu widerlegen, wo das Werk deutlicher sprach. Im Winter wurde nachgelesen, was über die Turnkunst habhaft zu werden. Dankbar denken wir noch an unsern Vorarbeiter Vieth und Guts Muths. Die Größeren und Herangereiften, vom Turnwesen besonders Ergriffenen, unter denen auch mein jetziger Gehilfe und Mitlehrer Ernst Eiselen war, übten sich dabei recht tüchtig und konnten im nächsten Sommer als Vorturner auftreten. Von denen, die sich damals ganz besonders auf das Schwingen legten, es nachher kunstrecht nach Folge und Folgerung ausbilden halfen und selbst große Meister darin wurden, sind zwei, Pischon und Zenker, am 16. September 1813 bei der Göhrde gefallen.

Im Sommer 1812 wurden zugleich mit dem Turnplatz die Turnübungen erweitert. Sie gestalteten sich von Turntag zu Turntag vielfacher und wurden unter freudigem Tummeln im jugendlichen Wettstreben auf geselligem Wege gemeinschaftlich ausgebildet. Es

ist nicht mehr genau auszumitteln, wer dies und wer das zuerst entdeckt, erfunden, ersonnen, versucht, erprobt und vorgemacht. Von Anfang an zeugte die Turnkunst einen großen Gemeingeist und vaterländischen Sinn, Beharrlichkeit und Selbstverleugnung. Alle und jede Erweiterung und Entwickelung galt gleich als Gemeingut. So ist es noch. Kunstneid, das lächerliche Laster der Selbstsucht, des Elends und der Verzweiflung, kann keinen Turner behaften. August Thaer, der jüngste Bruder von einem Turnerdrei, brachte damals am Reck bereits sechzig Aufschwünge einerlei Art zustande, die in der Folge noch auf hundertundzweiunddreißig gestiegen sind. Als Thaer während des Krieges einen im Felde erkrankten Bruder pflegte, raffte ihn 1814 die nämliche Seuche weg, von der sein Bruder genas. Zuvor hatte er noch von Möglin aus zur Einrichtung eines Turnplatzes zu Wriezen an der Oder mit Rat und Tat geholfen.

Nach Beendigung des Sommerturnens 1812 bildete sich zur wissenschaftlichen Erforschung und kunstrechten Begründung des Turnwesens aus den Turnfertigsten und Allgemeingebildetsten eine Art Turnkünstlerverein. Er bestand jenen ganzen Winter hindurch, in dem die Franzosen auf der Flucht von Moskau erfroren. In diesen Zusammenkünften verwaltete das Ordneramt auf meinen Wunsch und Willen Friedrich Friesen aus Magdeburg, der sich besonders auf Bauwesen, Naturkunde, schöne Künste und Erziehungslehre gelegt hatte, bei Fichte ein fleißiger Zuhörer gewesen und bei Hagen in der altdeutschen Sprache; vor allem aber wußte, was dem Vaterlande not tat. Damals stand er bei der Lehr- und Erziehungsanstalt des Dr. Plamann, die, obwohl wenig beachtet, dem Vaterlande vortreffliche Lehrer ausgebildet. Friesen war ein aufblühender Mann in Jugendfülle und Jugendschöne, an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher; eine Siegfriedsgestalt, von großen Gaben und Gnaden, den jung und alt gleich liebhatte; ein Meister des Schwerts auf Hieb und Stoß, kurz, rasch, fest, fein, gewaltig und nicht zu ermüden, wenn seine Hand erst das Eisen faßte; ein kühner Schwimmer, dem kein deutscher Strom zu breit und zu reißend; ein reisiger Reuter, in allen Sätteln gerecht; ein Sinner in der Turnkunst, die ihm viel verdankt. Ihm war nicht beschieden, ins freie Vaterland zurückzukehren, an dem

seine Seele hielt. Von welscher Tücke fiel er bei düsterer Winternacht durch Meuchelschuß in den Ardennen. Ihn hätte auch im Kampf keines Sterblichen Klinge gefällt. Keinem zu Liebe und keinem zu Leide — aber wie Scharnhorst unter den Alten, ist Friesen von der Jugend der Größte aller Gebliebenen.

Aus einer Rede Wilhelms v. Humboldt bei Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften. Berlin, den 19. Januar 1809.

In ebendieser Zeit gewinnen auch die höchsten wissenschaftlichen Bemühungen eine noch unmittelbar für das Leben bedeutendere Wichtigkeit. In einem Augenblicke, wo nach langen unglücklichen Stürmen die Ruhe und altgewohnte Ordnung zurückkehrt, wo vieles, das in seinem Laufe und seiner heilsamen Wirksamkeit gestört war, hergestellt, manches neu gegründet werden muß, was kann da wohltätiger, was notwendiger sein, als unverbrüchlich fest an Wissenschaft und Kunst zu halten und das Heiligtum treu zu bewahren, aus dem auf alle, auf die entferntesten Glieder des Staates, Licht und Wärme ausströmt, welches die leitenden Ideen zu jeder auch noch so sehr durch die Wirklichkeit bedingten Einrichtung enthält, und auf dem größtenteils — ihr köstlichster Besitz! — die Ehre der Nation beruht, die Achtung, welcher die unsrige auch in dieser Rücksicht (man darf es mit Zuversicht als Deutscher und als Preuße sagen) seit langer Zeit bei dem gebildeten und unparteiischen Teile Europas zu genießen gewohnt ist? Vereine, wie derjenige, welchem Ihre Güte mir heute mich beizuzählen erlaubt, sind freilich als solche bestimmt, vorzugsweise gerade die höchsten und abgezogensten Teile der Wissenschaft zu bearbeiten; es ist ihr schönes Vorrecht, die Wahrheit aus ihren reinsten Quellen zu schöpfen; sie bestehen teils aus Männern, die sich ausschließlich diesem Geschäfte widmen, und bieten andernteils denen, welchen der mühevollere und einförmigere Beruf des Lebens einen großen Teil ihrer Kräfte und ihrer Zeit abfordert, einen Zufluchtsort dar, wo sie die einschränkenden Bedingungen der Gegenwart vergessen und sich ungestört allein dem Nachdenken und der Forschung hingeben können. Die Wissenschaft aber gießt oft dann ihren wohltätigen Segen auf das Leben aus, wenn sie dasselbe gewissermaßen zu vergessen scheint. Denn sie nährt und bildet den Geist, daß alles, was er

erzeugt, ihr Gepräge an sich trägt, ja sie stimmt ihn dergestalt glücklich, harmonisch und wahrhaft göttlich, daß jeder Ton rein und voll aus ihm hervorklingt, daß sich alles, was er behandelt, gleichsam ohne sein Zutun den höchsten Ideen anschmiegt, und daß er den schwer zu entdeckenden Punkt nicht verfehlt, auf welchem Gedanke und Wirklichkeit sich begegnen und freiwillig ineinander übergehen. Denn es gibt in allen wichtigen Geschäften des Lebens einen solchen Punkt, den nur der mit der reinen Wissenschaft Vertraute erreichen und nur das wahrhaft praktische Talent nie überschreiten wird.

Aus der Kabinettsorder wegen Errichtung der Universität zu Berlin. Königsberg, den 16. August 1809.

Mein lieber Staatsminister Freiherr v. Altenstein, Graf zu Dohna und Großkanzler Beyme!

Die von Euch, den Staatsministern Freiherrn v. Altenstein und Grafen zu Dohna, unter dem 25. v. M. und von dem Geheimen Staatsrat v. Humboldt in dem Bericht der Sektion für den öffentlichen Unterricht vom 24. d. M. vorgetragene Angelegenheit wegen Errichtung einer allgemeinen und höhern Lehranstalt in Berlin finde ich für höhere Geistesbildung im Staat und auch über die Grenzen desselben hinaus, für die Erhaltung und Gewinnung der ersten Männer jeden Fachs und für die Verbindung der in Berlin vorhandenen Akademien, wissenschaftlichen Institute und Sammlungen zu einem organischen Ganzen so wichtig, daß ich die Errichtung einer solchen allgemeinen Lehranstalt mit dem alten hergebrachten Namen einer Universität, und mit dem Rechte der Erteilung akademischer Würden nicht verschieben, ihr ihren Sitz in Berlin anweisen, dabei aber die Universität Königsberg und Frankfurt bestehen lassen will.

Aus den Aufzeichnungen der Oberhofmeisterin Gräfin v. Voß.

Den 22. Dezember 1809.

Endlich, endlich reisten wir den 11. von Königsberg ab, und nach 11tägiger Reise kam ich heute, am 22. nachmittags, in Weißensee an und stieg bei Schenkendorfs ab. Meine Enkel- und Urenkelkinder waren aus Berlin hierhergekommen, um mich zu begrüßen, was

mich sehr erfreute, und Frau v. Berg war uns schon bis Freienwalde entgegengekommen. Wittgenstein, Raabe und Goltz, alles kam von Berlin an, um mit mir die Königin zu erwarten, die morgen kommen soll. Welche Freude!

Den 23. Dezember.

Man hatte eine Art Altar in einem Garten errichtet und eine Masse grüne Orangenblätter an die Bäume gebunden; dort wurden die Majestäten hingeführt, um die Deputationen der Stadt zu empfangen, die nun ihre Glückwünsche darbrachten. Die Majestäten waren sehr gnädig, und alles war so gerührt und bewegt, wie man es gar nicht aussprechen kann. Es wurde namens der Stadt ein Dejeuner serviert, dann setzte der König sich zu Pferde, und die Königin bestieg den Wagen, den ihr die Stadt Berlin geschenkt hatte, mit ihrer Lieblingsfarbe Lilasamt ausgeschlagen und reich mit Silber verziert. Zuerst bildeten die Schlächter- und Schneiderinnungen das Spalier; trotz der unabsehbaren Menschenmenge herrschte die größte Ordnung, die Truppen sahen wundervoll aus, 101 Kanonenschüsse donnerten, überall empfing uns ein Jauchzen und Freudenrufen, das so begeistert und herzlich war, wie es wohl nirgends anders auf der Welt sein kann, und unter tausend Hochrufen und dem Jubelgeschrei des guten Volkes gelangten die geliebten Majestäten endlich bis zum Palais, wo alle Prinzen und Prinzessinnen zu ihrem Empfang versammelt waren.

Das Diner war beim Prinzen Ferdinand, und abends war große Illumination. Die Majestäten fuhren überall umher durch die ganze Stadt, um diesen schönen Anblick zu genießen und sich an dem Jubel und dem Enthusiasmus der Bevölkerung zu erfreuen.

Den 24. Dezember.

Frühmorgens fuhren wir zum Dankgottesdienst in den Dom im Galawagen, dann war ein großes Diner im Weißen Saal. Mir scheint, die ganze Stadt kam zu mir, meine Stuben wurden von Visiten wahrhaft im Sturme genommen, alles voller Glück und Freude, unsere geliebten Majestäten wieder endlich zurück zu haben, aber unter all den frohen Menschen konnte keiner sich mehr freuen und Gott inniger danken als ich!

An die Königin von Preußen.

Erwäg' ich, wie in jenen Schreckenstagen
Still Deine Bruſt verſchloſſen, was ſie litt,
Wie Du das Unglück mit der Grazie Tritt
Auf jungen Schultern haſt getragen,

Wie von des Kriegs zerrißnem Schlachtenwagen
Selbſt oft die Schar der Männer zu Dir ſchritt,
Wie trotz der Wunde, die Dein Herz durchſchnitt,
Du ſtets der Hoffnung Fahn' uns vorgetragen:

O Herrſcherin, die Zeit dann möcht' ich ſegnen!
Wir ſahn Dich Anmut endlos niederregnen,
Wie groß Du warſt, das ahndeten wir nicht!

Dein Haupt ſcheint wie von Strahlen mir umſchimmert;
Du biſt der Stern, der voller Pracht erſt flimmert,
Wenn er durch finſtre Wetterwolken bricht!

Sonett von Heinrich v. Kleiſt zu ihrem Geburtstag 1810.

Aus den Aufzeichnungen der Oberhofmeiſterin Gräfin v. Voß.

Hohenzieritz, den 19. Juli 1810.

Ach, welch unglückſeliger fürchterlicher Tag. Ich hoffte die ganze Nacht vergebens, der König würde ankommen; um 1 Uhr ging ich auf einen Augenblick in mein Zimmer; man rief mich eilend zurück, da der Zuſtand der Königin jeden Moment ſchlimmer wurde; ſie hatte gar keinen Atem mehr, dann kam Erbrechen und wiederholte Ohnmachten. Endlich gegen 5 Uhr kam der König, aber die Königin hatte bereits den Tod auf der Stirn geſchrieben! — Und doch, wie empfing ſie ihn? — mit welcher Freude umarmte und küßte ſie ihn, und er weinte bitterlich! — Der Kronprinz und Prinz Wilhelm waren mit ihm gekommen; ſoviel die arme Königin es nur vermochte, verſuchte ſie noch immer zu ſprechen; ſie wollte ſo gern immer auch zum König reden, ach, und ſie konnte es nicht mehr! — ſo ging es fort, und ſie wurde immer ſchwächer. Der König ſaß auf dem Rand des Bettes, und ich kniete davor; er ſuchte die erkalteten Hände der Königin zu erwärmen, dann hielt er die eine und legte die andere

in meine Hände, um daß ich sie warm reiben sollte. Es war etwa 9 Uhr; die Königin hatte ihren Kopf sanft auf die Seite geneigt und die Augen fest gen Himmel gerichtet. Ihre großen Augen weit geöffnet und aufwärtsblickend, sagte sie: „Ich sterbe, o Jesu, mach' es leicht!" — Ach, das war ein Augenblick, wie niemand ihn je vergißt! Ich bat den König, ihr die Augen zuzudrücken, denn der letzte Atem war entflohen! — Ach, das Schluchzen und Weinen des unglücklichen Königs, der Kinder und aller, die umherknieten, war schrecklich. Die Wege Gottes sind unerforschlich und heilig, aber sie sind furchtbar zu gehen. — Der König, die Kinder, der Staat, der Hof, alle, ja alle haben alles auf der Welt mit ihr verloren. Ich spreche nicht von mir — aber ach, mein Unglück ist groß. —

Der König trug mir und Schilden auf, alles zu besorgen und zu überwachen, was in bezug auf das Zimmer der Königin, die Wachen bei ihr und in jeder andern Beziehung zu tun sei.

Der Oberhofmeister und Gräfin Truchseß wachten die erste Nacht in dem Zimmer, wo unser aller Schutzengel, unsere entschlafene Königin lag; in der zweiten Nacht wachten die Offiziere, und die Kammerdiener in der dritten, wie auch auf dem Vorplatz Offiziere, und bei der Hofdame immer noch eine Kammerfrau. Herr von Buch reiste sogleich ab, um die Nachricht nach Berlin zu bringen; bald darauf kamen der Prinz und die Prinzeß von Oranien, die Prinzeß von Hessen und die Gräfin Brandenburg an; dann die Tauenzien, Gaudy und Wrangel, die teilweise weiter nach Neustrelitz gehen mußten, um im dortigen Schloß Wohnung zu finden.

Den 20. Juli.

Ich lebe noch trotz meines Grams! — Sie ist fast gar nicht verändert; sie wurde geöffnet, und man fand einen Polypen im Herzen, die rechte Lunge fast zerstört, — sie hätte in jedem Fall nur noch kurz und unter Leiden leben können. Die Ärzte sagen, der Polyp am Herzen sei eine Folge zu großen und anhaltenden Kummers, — dessen hat sie viel, viel gehabt! — Der arme König ist in einer dumpfen Verzweiflung, ich saß lange bei ihm, immer von neuem geht er zu ihr hinein, — ich fasse es nicht, wie er sich jemals beruhigen und fassen und es ertragen soll.

Den 25. Juli.

Wir verließen Hohenzieritz um 4 Uhr morgens; ich fuhr dicht hinter dem Trauerwagen her, Schritt vor Schritt bis Gransee. Das Militär, die Strelitzer Minister und Hofdamen begleiteten den Sarg nur bis Dannenwalde, dort empfingen ihn 120 Mann der Gardedukorps. In Gransee war ein Haus aus Holz gebaut, in das der Sarg während der Nacht gestellt wurde, drei Offiziere hatten die Wache dabei, noch außer den anderen Wachen.

Den 26. Juli.

Den folgenden Morgen fuhren wir um 7 Uhr früh weiter und blieben die nächste Nacht in Oranienburg. Der Prinz Karl von Mecklenburg und der Provinzialrat v. Ziethen begleiteten mit uns anderen vom Hofstaate den Sarg.

Den 27. Juli.

Wieder um 7 Uhr von Oranienburg weiter, immer Schritt vor Schritt, und abends nach 8 Uhr kamen wir in Berlin vor dem Schlosse an. Was ich in diesen drei Tagen gelitten habe, kann kein menschliches Wort sagen. Man setzte den Sarg in den Thronsaal. Der König war ergreifend gut und gnädig gegen mich.

Den 28. Juli.

Unser heimgegangener Engel fängt seit heute an sich zu verändern; wir können ihn nicht mehr zeigen. Unterwegs wurde der Sarg täglich geöffnet, um nachzusehen; auch gestern sah ich meine Engelskönigin noch, aber heute ist sie zuerst nicht mehr dieselbe. Natürlich muß ich täglich mehrere Stunden am Katafalk zubringen, das heißt die Stunden, in denen die Menschen kommen dürfen. Ich höre, daß man für den Tag der Beisetzung drei Regimenter herkommen läßt. Heute blieb der arme unglückliche König über eine Stunde in meinem Zimmer; ach, wie ist er zu beklagen.

Den 30. Juli.

Heute war der unglückselige Tag der Beisetzung!

Der König kam früh am Morgen zu mir und blieb ein wenig; mittags ging ich wie jeden Tag aufs Schloß, um meinen Dienst zu tun. Abends 6 Uhr wurde der Sarg noch einmal geöffnet im Beisein

der Minister, die ein Protokoll aufnahmen. Ach, sie war so verändert! — Der König kam auch, aber er sah sie nicht mehr; um halb 8 Uhr fing die Trauerfeierlichkeit an — ach, ich kann nicht weiter schreiben!

Aus dem Edikt über die Finanzen des Staats und die neuen Einrichtungen wegen der Abgaben. Berlin, den 27. Oktober 1810.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen usw., haben Uns bisher unablässig damit beschäftigt, die besten Mittel ausfindig zu machen, um den durch den letzten Krieg gesunkenen Wohlstand Unseres Staates wiederherzustellen, den Kredit emporzuheben und die Verpflichtungen zu erfüllen, welche der Staat gegen seine Gläubiger auf sich hat, insbesondere haben Wir durch sehr große Anstrengungen, soviel als nur immer möglich war, auf die an Se. Majestät den Kaiser der Franzosen zu entrichtende Kriegskontribution von 120 Millionen Franken abgetragen, so daß solche mit dem Ende des jetzt laufenden Jahres zur Hälfte abbezahlt sein wird. — —

Die dringendste Angelegenheit ist die gänzliche Erfüllung Unserer Verpflichtungen gegen Frankreich, die daraus folgende Befestigung der freundschaftlichen Verhältnisse mit dieser Macht und die dadurch zu bewirkende Befreiung des Landes von der großen Last der Unterhaltung fremder Truppen in den Oderfestungen und der Approvisionierung derselben für den Belagerungszustand.

Es liegt Uns aber auch am Herzen, den Staatsgläubigern gerecht zu werden, welches überdem unerläßlich ist, um Uns den Kredit zu verschaffen, den Wir brauchen, jene Verpflichtungen zu erfüllen.

Wir sehen Uns genötigt, von Unsern getreuen Untertanen die Entrichtung erhöhter Abgaben, hauptsächlich von der Konsumtion und von Gegenständen des Luxus zu fordern, die aber vereinfacht, auf weniger Artikel zurückgebracht, mit Abstellung der Nachschüsse und der Torakzisen, sowie mehrerer einzelner lästigen Abgaben verknüpft und von allen Klassen der Nation verhältnismäßig gleich getragen und gemindert werden sollen, sobald das damit zu bestreitende Bedürfnis aufhören wird. — —

Das Drückende jener neuen Auflagen soll dadurch möglichst vergütigt werden, daß Wir mittels einer gänzlichen Reform des

Abgabensystems alle nach gleichen Grundsätzen für Unsere ganze Monarchie von jedermann wollen tragen lassen. Auf dem kürzesten Wege wird daher auch ein neues Kataster angelegt werden, um die Grundsteuer danach zu bestimmen.

Unsere Absicht ist hierbei keineswegs auf eine Vermehrung der bisher aufgekommenen Gelder gerichtet, nur auf eine gleiche und verhältnismäßige Verteilung auf alle Grundsteuerpflichtigen. Jedoch sollen alle Exemtionen wegfallen, die weder mit der natürlichen Gerechtigkeit noch mit dem Geist der Verwaltung in benachbarten Staaten länger vereinbar sind. Die bis jetzt von der Grundsteuer befreit gebliebenen Grundstücke sollen also ohne Ausnahme damit belegt werden, und Wir wollen, daß es auch in Absicht auf Unsere eigenen Domanialbesitzungen geschehe. — —

Wir wollen eine völlige Gewerbefreiheit gegen Entrichtung einer mäßigen Patentsteuer und mit Aufhören der bisherigen Gewerbesteuern verstatten, das Zollwesen simplifizieren lassen, die Bann- und Zwanggerechtigkeiten aufheben, und zwar da, wo ein Verlust wirklich nach den vorzuschreibenden Grundsätzen erwiesen wird, gegen eine Entschädigung abseiten des Staates; dem Teile Unserer Untertanen, welcher sich bisher keines Eigentums seiner Besitzungen erfreute, dieses erteilen und sichern, auch mehrere drückende Einrichtungen und Auflagen gänzlich abschaffen. — —

Gern würden Wir es dabei bewenden lassen, das Bedürfnis nur durch jene Abgaben zu bestreiten, allein die Notwendigkeit, den Überrest der Kontribution an Frankreich binnen kurzer Zeit zu bezahlen, zwingt Uns, noch weitere Opfer, jedoch nur ein für allemal, zu verlangen.

Wir haben die landesväterliche Absicht, Unsere Domänen zur Tilgung der Staatsschulden zu bestimmen. Zu dem Ende ist ihr sukzessiver Verkauf beschlossen und eine den Umständen angemessene Instruktion wegen der Veräußerung und Behandlung derselben erteilt, wodurch jener soviel immer möglich befördert und erleichtert wird. Dabei sollen die Staatspapiere zu $^2/_3$ nach dem Nominalwert angenommen werden. Es versteht sich von selbst, daß die Erwerber von Domänengrundstücken die darauf haftenden Pfandbriefe übernehmen, oder daß für solche den Gläubigern andere von gleichem Betrage gegeben werden müssen, im Falle sie abgelöst werden.

Ferner haben Wir beschlossen, die geistlichen Güter in Unserer Monarchie zu säkularisieren und verkaufen zu lassen, das Aufkommen davon aber gleichfalls dem Staatsschuldenabtrage zu widmen, indem Wir für vollständige Pensionierung der jetzigen Pfründner und für reichliche Dotierung der Pfarreien, Schulen und milden Stiftungen sorgen. Wir haben hierin nicht nur das Beispiel fast aller Staaten und den allgemeinen Zeitgeist vor Uns, sondern auch die Überzeugung, daß Wir weit mehr der Gerechtigkeit gemäß handeln, wenn Wir jene Güter unter den oben erwähnten Bedingungen zur Rettung des Staates verwenden, als wenn Wir zu diesem Ende das Vermögen Unserer getreuen Untertanen stärker anziehen wollten. — —

Wir werden übrigens Unsere stete und größte Sorgfalt darauf richten, durch jede notwendige und heilsame Einrichtung in polizeilicher und finanzieller Hinsicht Unseren Uns so sehr am Herzen liegenden Hauptzweck, das Wohl Unserer getreuen Untertanen herzustellen, möglichst zu befördern. Zu dem Ende soll auch die nächste Möglichkeit ergriffen werden, das Münzwesen auf einen festen Fuß zu setzen, sowie Wir Uns vorbehalten, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation, sowohl in den Provinzen als für das Ganze, zu geben, deren Rat Wir gerne benutzen, und in der Wir nach Unsern landesväterlichen Gesinnungen gern Unseren getreuen Untertanen die Überzeugung fortwährend geben werden, daß der Zustand des Staates und der Finanzen sich bessern, und daß die Opfer, welche zu dem Ende gebracht werden, nicht vergeblich sind. So wird sich das Band der Liebe und des Vertrauens zwischen Uns und Unserem treuen Volke immer fester knüpfen.

Aus dem Edikt über die Einführung einer allgemeinen Gewerbesteuer. Berlin, den 2. November 1810.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen usw., tun kund und fügen hiermit zu wissen: In dem Edikt über die Finanzverwaltung vom 27. v. M. haben Wir Unseren getreuen Untertanen die Notwendigkeit eröffnet, in der Wir Uns befinden, auf eine Vermehrung der Staatseinnahmen zu denken.

Unter den Mitteln zu diesem Zweck hat Uns die Einführung

einer allgemeinen Gewerbesteuer für Unsere getreuen Untertanen weniger lästig geschienen, besonders da Wir damit die Befreiung der Gewerbe von ihren drückendsten Fesseln verbinden, Unseren Untertanen die ihnen beim Anfange der Reorganisation des Staates zugesicherte vollkommene Gewerbefreiheit gewähren und das Gesamtwohl derselben auf eine wirksame Weise befördern können.

Wir verordnen daher und setzen fest:

§ 1. Ein jeder, welcher in Unseren Staaten, es sei in den Städten oder auf dem platten Lande, sein bisheriges Gewerbe, es bestehe in Handel, Fabriken, Handwerken, es gründe sich auf eine Wissenschaft oder Kunst, fortsetzen oder ein neues unternehmen will, ist verpflichtet, einen Gewerbeschein darüber zu lösen und die in dem beigefügten Tarif angesetzte Steuer zu zahlen. Das schon erlangte Meisterrecht, der Besitz einer Konzession befreien nicht von dieser Verbindlichkeit.

§ 16. Ein Gewerbeschein gibt demjenigen, auf welchen er lautet, das Recht, in dem ganzen Umfange Unserer Staaten, sowohl in den Städten als auf dem platten Lande, das in demselben benannte Gewerbe und auf die bestimmte Zeit zu treiben und von den Behörden dabei geschützt zu werden.

§ 17. Keiner Korporation und keinen Einzelnen steht ein Widerspruchsrecht, welcher Grund dazu auch angeführt werden mag, zu. Nur soll in denjenigen Orten, wo jetzt Gewerbegerechtigkeiten stattfinden, welche nicht auf einem Grundstücke haften und damit in keiner unzertrennlichen Verbindung stehen, die aber dennoch in den Hypothekenbüchern eingetragen sind, eine billige Entschädigung für den bisher Berechtigten von den Regierungen reguliert werden. Die Gewerbefreiheit darf jedoch durch die Existenz solcher Gerechtigkeiten nicht beschränkt, und niemandem auf den Grund derselben ein Gewerbeschein zum Betriebe des in Rede stehenden Gewerbes versagt werden.

Aus dem Edikt, die Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse betreffend. Berlin, den 14. September 1811.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen usw., tun kund und fügen hiermit zu wissen: daß Wir durch die

bisher sowohl auf Unseren Domänen als von verschiedenen Rittergutsbesitzern gemachten Erfahrungen noch mehr überzeugt worden sind, wie die Verwandlung der bäuerlichen Besitzungen in Eigentum, da wo solches bisher noch nicht stattfand, und die Ablösung der Naturaldienste und Berechtigungen gegen billige und gerechte Entschädigungen zum wahren Besten sowohl der Berechtigten als Verpflichteten gereiche.

Zur Beförderung desselben und aus landesväterlicher Sorgfalt für das Wohl Unserer getreuen Untertanen verordnen Wir daher, nachdem Wir über diese wichtige Angelegenheit das Gutachten erfahrener Landwirte und Sachverständigen aus allen Provinzen und Ständen Uns vortragen lassen, folgendes:

§ 1. Es sollen die bisher nicht eigentümlich verliehenen bäuerlichen Besitzungen unter den in der gegenwärtigen Verordnung enthaltenen Vorschriften und Bedingungen in Eigentum verwandelt und die auf solchen ruhenden Dienstbarkeiten und Berechtigungen gegen wechselseitige billige Entschädigungen abgelöst werden. Zur Vermeidung aller Mißdeutung und Unordnung setzen wir jedoch ausdrücklich fest, daß kein Besitzer dieser bäuerlichen Nahrungen dies Eigentum eigenmächtig ergreifen noch die bisherigen Verbindlichkeiten zu Leistung und Abführung seiner Dienste und Abgaben verweigern darf, bis die Abfindung in Gemäßheit der hier folgenden Vorschriften entweder durch Vergleich oder durch die hierzu verordneten Behörden bestimmt ist, bei Vermeidung der in den Gesetzen auf unerlaubte Selbsthilfe geordneten Strafen.

Aus der Denkschrift Gneisenaus für König Friedrich Wilhelm III. Berlin, den 20. August 1811.

Das Mittel des Heerbannes sowie des Landsturmes möchte nicht so verächtlich sich ausweisen, als Ew. M. davon in Ihren Bemerkungen zu unseren Milizplanen urteilen. Es ist dieses Mittel bei uns in neuerer Zeit nicht versucht, allein da uns nur die Wahl zwischen feiger Unterwerfung oder verzweifeltem Widerstand gelassen ist, so gebietet die Pflicht Ew. M. treuer Diener, ein Mittel nicht unversucht zu lassen, das darauf berechnet ist, dem Feinde wehzutun. Wenn man aber die Verwaltung des vom Feinde besetzten Landes auflöst und ihn nötigt, unkundige Personen anzustellen, somit

das Volk zu drücken und zu erbittern, wenn man ihn zwingt, nur von der Landesstrecke zu leben, worauf er steht, und sich seine Lieferungen selbst beizutreiben und mit starker bewaffneter Hand zu begleiten, wenn man einen Parteikrieg gegen ihn organisiert, der hauptsächlich nur des Nachts geführt wird und ihn ermüden muß, so kann man wohl erwarten, daß ihm das Kriegführen etwas werde verleidet werden. Unterdessen gewöhnt man sich an den Krieg und Entbehrungen; man lernt, was man vorher nicht wußte; der Feind verzehrt seine Kräfte, wir gewinnen Zeit, und die übrigen Weltbegebenheiten tun vielleicht das übrige. Eine Insurrektion wirft man nicht mit einem Male nieder wie ein Heer in offener Schlacht, und alle die vorgeschlagenen Mittel, mit Kraft in Ausführung gebracht, mögen wir selbst bei der ungünstigen Berechnung nach einigen Jahren immer noch loben.

Die Fürsten der Erde kennen häufig nicht den Zauber, der in ihren freundlichen Worten und in ihrem Zorne liegt. Wenn Ew. M. der unwiderstehlichen Freundlichkeit bewußt wären, die Sie Ihren Zügen zu geben vermögend sind, wenn Sie diesen Zauber anwenden wollten, um Ihren Thron, Ihren Staat, Ihre Kinder dem Schutz des Volkes zu empfehlen, Ew. M. würden Wunder tun und schlummernde Kräfte entwickeln, worüber die Welt erstaunen würde. Es sind nicht immer die stehenden Heere gewesen, die Throne und Staaten gerettet haben; häufig war es die Liebe eines für seinen Herrscher begeisterten Volkes. König Alfred von England hatte nichts mehr übrig als ein Bauerngewand, und dennoch rettete er Thron und Volk aus der Gewalt der damals allfurchtbaren Dänen.

Ew. Majestät werden mir, indem ich dieses sage, abermals Poesie schuld geben, und ich will mich gern hierzu bekennen. Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland sind nichts anderes als Poesie; keine Herzenserhebung ohne poetische Stimmung. Wer nur nach kalter Berechnung handelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet. Wie so mancher von uns, die wir mit Bekümmernis auf den wankenden Thron blicken, würde eine ruhige glückliche Lage in stiller Eingezogenheit finden können, wie mancher selbst eine glänzende erwarten dürfen, wenn er, statt zu fühlen, nur berechnen wollte. Jeder Herrscher ist

ihm dann gleichgültig; aber die Bande der Geburt, der Zuneigung, der Dankbarkeit, des Hasses gegen die Fremdlinge fesseln ihn an seinen alten Herrn, mit ihm will er leben und fallen; für ihn entsagt er den Familienfreuden; für ihn gibt er Leben und Gut ungewisser Zukunft preis. Dies ist Poesie, und zwar der edelsten Art. An ihr will ich mich aufrichten mein lebelang, und zur Ehre will ich mir es rechnen, der Schar jener Begeisterten anzugehören, die alles daran setzen, um Ew. Majestät alles zu retten; denn wahrlich, zu einem solchen Entschluß gehört Begeisterung, die jede selbstsüchtige Berechnung verschmäht. Viel sind der Männer, die so denken, und weit stehe ich ihnen an Adel der Gesinnungen nach; aber ich will mich bestreben, ihnen ähnlich zu werden.

Heinrich v. Kleist an seine Kusine Marie v. Kleist. Berlin, den 10. November 1811.

Deine Briefe haben mir das Herz zerspalten, meine teuerste Marie, und wenn es in meiner Macht gewesen wäre, so versichere ich Dich, ich würde den Entschluß zu sterben, den ich gefaßt habe, wieder aufgegeben haben. Aber ich schwöre Dir, es ist mir ganz unmöglich, länger zu leben; meine Seele ist so wund, daß mir, ich möchte fast sagen, wenn ich die Nase aus dem Fenster stecke, das Tageslicht wehe tut, das mir darauf schimmert. Das wird mancher für Krankheit und überspannt halten; nicht aber Du, die fähig ist, die Welt auch aus andern Standpunkten zu betrachten als aus dem Deinigen. Dadurch, daß ich mit Schönheit und Sitte, seit meiner frühsten Jugend an, in meinen Gedanken und Schreibereien unaufhörlichen Umgang gepflogen, bin ich so empfindlich geworden, daß mich die kleinsten Angriffe, denen das Gefühl jedes Menschen nach dem Lauf der Dinge hienieden ausgesetzt ist, doppelt und dreifach schmerzen. So versichere ich Dich, wollte ich doch lieber zehnmal den Tod erleiden, als noch einmal wieder erleben, was ich das letztemal in Frankfurt an der Mittagstafel zwischen meinen beiden Schwestern, besonders als die alte Wackern darzukam, empfunden habe; laß es Dir nur einmal gelegentlich von Ulriken erzählen. Ich habe meine Geschwister immer, zum Teil wegen ihrer gutgearteten Persönlichkeiten, zum Teil wegen der Freundschaft, die sie für mich

hatten, von Herzen liebgehabt; soweniq ich davon gesprochen habe, so gewiß ist es, daß es einer meiner herzlichsten und innigsten Wünsche war, ihnen einmal durch meine Arbeiten und Werke recht viel Freude und Ehre zu machen. Nun ist es zwar wahr, es war in den letzten Jahren, von mancher Seite her, gefährlich, sich mit mir einzulassen, und ich klage sie desto weniger an, sich von mir zurückgezogen zu haben, je mehr ich die Not des Ganzen bedenke, die zum Teil auch auf ihren Schultern ruhte; aber der Gedanke, das Verdienst, das ich doch zuletzt, es sei nun groß oder klein, habe, gar nicht anerkannt zu sehn und mich von ihnen als ein ganz nichtsnutziges Glied der menschlichen Gesellschaft, das keiner Teilnahme mehr wert sei, betrachtet zu sehn, ist mir überaus schmerzhaft; wahrhaftig, es raubt mir nicht nur die Freuden, die ich von der Zukunft hoffte, sondern es vergiftet mir auch die Vergangenheit. — Die Allianz, die der König jetzt mit den Franzosen schließt, ist auch nicht eben gemacht, mich im Leben festzuhalten. Mir waren die Gesichter der Menschen schon jetzt, wenn ich ihnen begegnete, zuwider, nun würde mich gar, wenn sie mir auf der Straße begegneten, eine körperliche Empfindung anwandeln, die ich hier nicht nennen mag. Es ist zwar wahr, es fehlte mir sowohl als ihnen an Kraft, die Zeit wieder einzurücken; ich fühle aber zu wohl, daß der Wille, der in meiner Brust lebt, etwas anderes ist, als der Wille derer, die diese witzige Bemerkung machen: dergestalt, daß ich mit ihnen nichts mehr zu schaffen haben mag. Was soll man doch, wenn der König diese Allianz abschließt, länger bei ihm machen? Die Zeit ist ja vor der Tür, wo man wegen der Treue gegen ihn, der Aufopferung und Standhaftigkeit und aller andern bürgerlichen Tugenden, von ihm selbst gerichtet, an den Galgen kommen kann. — Rechne hinzu, daß ich eine Freundin gefunden habe, deren Seele wie ein junger Adler fliegt, wie ich noch in meinem Leben nichts Ähnliches gefunden habe; die meine Traurigkeit als eine höhere, festgewurzelte und unheilbare begreift und deshalb, obwohl sie Mittel genug in Händen hätte, mich hier zu beglücken, mit mir sterben will, die mir die unerhörte Lust gewährt, sich, um dieses Zweckes willen, so leicht aus einer ganz wunschlosen Lage, wie ein Veilchen aus einer Wiese, herausheben zu lassen; die einen Vater, der sie anbetet, einen Mann, der großmütig genug war,

sie mir abtreten zu wollen, ein Kind, so schön und schöner als die Morgensonne, nur meinetwillen verläßt: und Du wirst begreifen, daß meine ganze jauchzende Sorge nur sein kann, einen Abgrund tief genug zu finden, um mit ihr hinabzustürzen. — Adieu noch einmal!

Kabinettsorder des Königs an Blücher. Berlin, den 11. November 1811.

Da die jetzigen Verhältnisse noch nicht gestatten, Ihnen wieder einen Wirkungskreis zu geben und es in Rücksicht auf diese Verhältnisse mir selbst wünschenswert ist, daß Sie sich bis auf weitere Bestimmung einen anderen Aufenthalt wählen, so sehe ich mich veranlaßt, Sie hiervon zu benachrichtigen, stelle Ihnen aber dabei die Wahl des Ortes, wo Sie sich künftig aufhalten wollen, ganz frei.

Geheime Kabinettsorder des Königs an Blücher. Berlin, den 11. November 1811. (Geschrieben von Hardenberg.)

Wenn Sie durch meinen Befehl vom heutigen Tage vorerst der Tätigkeit entzogen und von hier entfernt werden, so müssen Sie es bloß dem Drange der Umstände zuschreiben, welche jene Maßregel erheischt, und ich vertraue, nach Ihrer mir selbst gegebenen Versicherung, zu Ihrem Patriotismus, daß Sie sich gerne in solche fügen werden. Ihrer Verdienstlichkeit und Ihrem so oft bewiesenen Diensteifer lasse ich vollkommen Gerechtigkeit widerfahren und habe dem Staatskanzler befohlen, Ihnen zur Bestreitung der Kosten Ihrer Herreise, Ihres hiesigen Aufenthalts und der Reise nach dem von Ihnen zu wählenden Ort zweitausend Taler anzuweisen. Sie werden einsehen, daß sowohl dieses als der ganze Inhalt des gegenwärtigen Schreibens geheimgehalten werden muß. Übrigens behalte ich mir vor, Sie wieder in Tätigkeit zu setzen, sobald es die Umstände gestatten.

Fünftes Kapitel.

Der Kampf Napoleons gegen Rußland. 1812.

Kaiser Alexander von Rußland an Stein. St. Petersburg, den 27. März 1812.

Die Achtung, welche ich immer für Sie hegte, hat keine Änderung durch die Ereignisse erlitten, welche Sie von dem Steuer der Geschäfte entfernten. Es ist die Energie Ihres Charakters und Ihre ausnehmenden Talente, die sie Ihnen erworben haben.

Die entscheidenden Umstände des Augenblicks müssen alle wohldenkenden Wesen, Freunde der Menschlichkeit und der freisinnigen Ideen, wieder verbinden. Es handelt sich darum, sie vor der Barbarei und der Knechtschaft zu retten, die sich bereiten, um sie zu verschlingen.

Napoleon will die Knechtung Europas vollenden, und um dieses zu erreichen, muß er Rußland niederwerfen. Schon lange bereitet man sich hier für den Widerstand, und die kräftigsten Mittel sind hier seit langer Zeit versammelt.

Die Freunde der Tugend und alle von dem Gefühl der Unabhängigkeit und Liebe zur Menschheit belebten Wesen werden von dem Erfolge dieses Kampfes betroffen. Sie, Herr Baron, der sich auf eine so glänzende Art unter ihnen ausgezeichnet hat, Sie können kein anderes Gefühl hegen als das, zu dem Erfolge der Anstrengungen beizutragen, welche man im Norden machen wird, um über Napoleons eindringenden Despotismus zu triumphieren.

Ich lade Sie auf die inständigste Weise ein, mir Ihre Gedanken mitzuteilen, sei es schriftlich auf eine sichere Weise, sei es mündlich, indem Sie zu mir nach Wilna kommen. Der Graf von Lieven wird Ihnen zu diesem Zweck einen Eintrittspaß mitteilen. Ihre Anwesenheit in Böhmen könnte freilich von großem Nutzen sein, da

Sie sich sozusagen am Rücken der französischen Heere befinden. Aber Österreichs Schwäche wird dieses so gut als gewiß unter die Fahnen Frankreichs stellen und Ihre Sicherheit oder wenigstens die Ihres Briefwechsels gefährden.

Ich fordere Sie daher auf, das Gewicht aller dieser Umstände reiflich zu überlegen und diejenige Wahl zu treffen, welche Ihnen die geeignetste scheint für den Nutzen der großen Sache, der wir beide angehören. Ich habe nicht nötig, Ihnen zu versichern, daß Sie in Rußland mit offenen Armen werden empfangen werden. Die aufrichtigen Gesinnungen, die ich gegen Sie hege, sind Ihnen dafür eine sichere Gewähr.

Stein an Kaiser Alexander von Rußland. Prag, den 23. Mai 1812.

Der Ruf, dessen Ew. Kaiserliche Majestät mich unterm 27. März gewürdigt, mich unter die Fahnen der Ehre und des wahren Ruhms, d. h. die Ihrigen, zu reihen, ist mir am 19. d. zugekommen. Ich gehorche ihm, obwohl ich mich auf neue Verfolgungen gefaßt mache, gegen welche Ew. Majestät wissen wird mich zu beschützen. Ich reise am 27. d. ab, dem Tage, wo man mir meine Pässe geben wird; ich hoffe am 10. Junius neuen Stils in Wilna zu sein, dort die Befehle Ew. Kaiserlichen Majestät zu empfangen und Ihnen die Huldigung meiner Ehrfurcht und meiner Untertänigkeit darzubringen.

Scharnhorst an Gneisenau und Boyen, ohne Datum, Frühling bis Sommer 1812.

Verehrten Freunde, mit wehmütigem Herzen nähere ich mich Ihnen, um mit Ihnen zu trauern über das Schicksal der deutschen Völker. Nichts hält jetzt den großen Gang der Weltbegebenheiten auf, die Höhern suchen ihn gleichsam zu übereilen, und daß einzelne entgegenstreben, erzeugt die Wirkung eines Felsens in einem großen Strome — heftige Bewegungen und Stöße, ohne daß der Strom aufgehalten würde, seinem Lauf zu folgen. Unsere Regenten kennen keine Ruhmbegierde; sie wurden von Schulmeistern und Stockkorporalen gebildet; unsere Großen kennen keine Rittersitte, wollen bloß die Welt genießen — die Gefühle und der Geist

der höhern Stände bezeugen eher den Sklaven als den freien hochgeborenen Deutschen.

Große Veränderungen stehen uns in Kürze bevor; ich ersuche Sie daher, sich nicht vom Vaterlande zu weit zu entfernen; ich werde dies auch nicht tun, obgleich ich dringend von neuem eine Aufforderung erhalten habe. Wer sein Ziel aus den Augen verliert, kommt in Gefahr, sich zu verirren.

Sehen Sie hierin, meine Freunde, keinen Mißmut, keine Beschwerde über einzelne; ich sehe unsere Weltereignisse als den unabänderlichen Naturgang der Völker an. Wer kann mit der Vorsehung zürnen!

Erstes Bulletin der Großen Armee. Gumbinnen, den 20. Juni 1812.

Gegen Ende des Jahres 1810 änderte Rußland sein politisches System; der englische Geist gewann wieder seinen Einfluß, und die Ukase über den Handel waren die erste Wirkung davon. Im Februar 1811 verließen fünf Divisionen der russischen Armee in forcierten Märschen die Donau und zogen nach Polen. Durch diese Bewegung opferte Rußland die Moldau und Wallachei auf.

Als die russischen Armeen vereinigt und formiert waren, sah man eine Protestation gegen Frankreich erscheinen, die allen Kabinetten zugefertigt wurde. Rußland bekundet dadurch, daß es nicht einmal den äußern Schein beachten wollte; alle Mittel zur Versöhnung wurden von Frankreich angewendet, alle vergeblich; sechs Monate nachher, gegen Ende 1811, sah man in Frankreich, daß dies nur mit einem Kriege endigen könne, und rüstete sich dazu. Die Garnison von Danzig wurde auf 20 000 Mann gebracht und Approvisionen aller Art, Kanonen, Flinten, Pulver, Munition und Brückenequipage nach diesem Platz geschickt und dem Ingenieurkorps bedeutende Summen angewiesen, um die Festungswerke desselben zu vermehren. Die Armee ward auf den Kriegsfuß gesetzt; die Kavallerie, der Artillerietrain und die Militärequipagen ergänzt; im März 1812 ein Bündnis mit Österreich geschlossen, desgleichen im vorhergehenden Monate schon mit Preußen geschlossen war. Im April rückte das 1. Armeekorps gegen die Oder, das 2. gegen die Elbe, das 3. gegen die Niederoder. Das 4. brach von Verona auf und zog durch Tirol

nach Schlesien. Die Garden zogen von Paris ab. Den 27. April übernahm der russische Kaiser das Kommando seiner Armee, verließ Petersburg und nahm sein Hauptquartier zu Wilna. Im Anfang des Mai traf das 1. Korps an der Weichsel zu Elbing und Marienburg ein; das 2. zu Marienwerder, das 3. zu Thorn, das 4. und 6. zu Plock, das 5. sammelte sich zu Warschau, das 8. rechts von Warschau, das 9. zu Pulowy. Der Kaiser reiste den 9. Mai von St-Cloud ab, passierte den 15. den Rhein, den 29. die Elbe und den 6. Juni die Weichsel.

Zweites Bulletin der Großen Armee. Wilkowyschki, den 22. Juni 1812.

Jedes Mittel, sich zu verständigen, wurde zwischen beiden Reichen unmöglich. Der Geist, der das russische Kabinett beherrschte, stürzte es in den Krieg. Der General Narbonne, Adjutant des Kaisers, wurde nach Wilna geschickt, konnte sich aber nur wenige Tage daselbst aufhalten. Man verlangte den Beweis, daß die übermütige und seltsame Aufforderung des Fürsten Kurakin, worin er geradezu erklärte, er würde sich in keine Erörterung einlassen, bevor Frankreich das Gebiet seiner eigenen Alliierten nicht geräumt haben würde, um sie der Willkür der Russen preiszugeben, das sine qua non des russischen Kabinetts war. Er rühmte sich dessen bei den auswärtigen Mächten.

Das erste Korps rückte gegen den Pregel. Der Fürst von Eckmühl nahm am 11. Juni sein Hauptquartier in Königsberg.

Der Marschall Herzog von Reggio, Anführer des 2. Korps, nahm sein Hauptquartier in Wehlau.

Der Marschall Herzog von Elchingen, Anführer des 3., nahm es in Goldap.

Der Prinz-Vizekönig von Italien in Rastenburg. Der König von Westfalen in Warschau.

Der Fürst Poniatowski in Pultusk.

Der Kaiser schlug am 12. sein Hauptquartier in Königsberg am Pregel auf, den 17. in Insterburg, den 19. in Gumbinnen.

Noch blieb ein Schatten von Hoffnung, sich zu verständigen, übrig. Der Kaiser hatte dem Grafen Lauriston den Auftrag gegeben, sich

zum Kaiser Alexander oder zu dessen Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu begeben und zu versuchen, ob es keine Mittel gäbe, die Aufforderung des Fürsten Kurakin zurückzunehmen und die Ehre Frankreichs, das Interesse seiner Verbündeten mit der Wiederanknüpfung der Unterhandlungen zu vereinbaren.

Aber derselbe Geist, der im russischen Kabinett herrschte, verhinderte unter mancherlei Vorwänden, daß Graf Lauriston seinen Auftrag ausrichten konnte, und man sah zum erstenmal einen Botschafter, dem es unmöglich wurde, sich weder dem Souverän noch dessen Minister in so wichtigen Umständen zu nähern. Der Legationssekretär Prevost hinterbrachte den Vorfall nach Gumbinnen, und der Kaiser gab Befehl, über den Niemen zu gehen. „Die Überwundenen", sagte er, „nehmen den Ton der Überwindung an; das Verhängnis reißt sie dahin; das Schicksal walte!"

Proklamation Napoleons an die Große Armee. Wilkowyschki, den 22. Juni 1812.

Soldaten!

Der zweite polnische Krieg ist begonnen. In Friedland und Tilsit wurde der erste beendigt. In Tilsit schwor Rußland ewiges Bündnis mit Frankreich und Krieg gegen England. Jetzt bricht es seine Schwüre. Es verweigert jede Erklärung über sein seltsames Betragen, bis die französischen Adler über den Rhein zurückgegangen und unsere Alliierten seiner Willkür preisgegeben sind. Rußland wird vom Verhängnis fortgerissen! Sein Schicksal muß in Erfüllung gehen. Glaubt es uns denn entartet? Wären wir denn nicht mehr die Krieger von Austerlitz? Rußland stellt uns zwischen Entehrung und Krieg; die Wahl kann nicht zweifelhaft sein. Also vorwärts! und über den Niemen! und den Krieg auf russischen Boden gebracht!

Der zweite polnische Krieg wird wie der erste ruhmvoll für Frankreichs Waffen sein; aber der Friede, den wir schließen werden, wird seine Bürgschaft mit sich führen und dem unseligen Einflusse, welchen Rußland seit fünfzig Jahren über die Angelegenheiten Europas ausgeübt hat, ein Ende machen.

Smolensk, den 18. August. Wie soll ich ein Schauspiel beschreiben, das sich unseren Blicken, sobald wir uns den Garden näherten, darstellte. Um mich kurz zu fassen, so denke man sich eine mit vielen Kirchen und Türmen gebaute, ziemlich hoch liegende Stadt, von 18—20 000 Einwohnern, in lichten Flammen stehen; um sie herum nahe an 400000 Russen, Franzosen und Rheinbundstruppen auf einen verhältnismäßig sehr engen Raum beschränkt (teilweise durch den Dnjepr getrennt) bei Hunderttausenden von Biwakfeuern gelagert, einen großen Teil derselben auf und vor den Wällen mit Geschossen aller Art sich schlagend, so daß oft Hunderte von leuchtenden Kugeln, aus Mörsern und Haubitzen abgeschossen, sich begegneten. Alle, auch die ältesten französischen und polnischen Offiziere versicherten, nie ein so imponierend schönes, zugleich aber auch so gräßliches Schauspiel gesehen zu haben, welches an Großartigkeit selbst den Ausbruch eines feuerspeienden Berges übertreffe. Nimmt man noch hinzu, um was es sich in diesem Riesenkampfe handelt, so mag man die außerordentliche Spannung begreifen, welche sich der Gemüter allgemein bemächtigte.

Dorogobusch, den 27. August. Wohin das Auge blickt, sieht man brennende Dörfer, und ich finde darin die Bestätigung, daß diese von den Einwohnern, sowie die Armee zurückgeht, verlassen und unsererseits durch Unvorsichtigkeit oder aus Nachlässigkeit angezündet werden. — Von den zu beiden Seiten der Straße liegenden Schlössern und adligen Höfen sieht man nur noch die Trümmer. — Das Herz blutet, wenn man diese Greuel sieht, welche so ganz nutzlos und selbst zum größten Nachteil unserer Subsistenz ausgeübt werden. — Es gibt noch immer viele, selbst höhere Offiziere in der Armee, welche von einem nahen Frieden überzeugt sind, weil Alexander ihn wünsche und selbst bei allen Gelegenheiten die Hand dazu biete. Wie ist das jetzt noch möglich! Eine entscheidende Schlacht kann ihn allein nur herbeiführen, weshalb diese auch so sehnlich von allen Soldaten, gleichviel ob Franzose, Preuße, Italiener, Pole, Portugieser, Holländer oder Rheinbündner gewünscht wird.

Den 30. August. Wie vielen Wagen, Kibitken, Viehherden und Traineurs von allen Nationen, einzeln und in größeren Haufen, von

welchen letzteren viele zu sterben im Begriffe waren, begegnete ich nicht! und wenn ich nicht die große Straße nach Moskau gesehen hätte, so würde es nur bedurft haben, dem Geruche zu folgen, indem ich wenigstens alle 100 Schritt auf ein gefallenes Pferd oder ein Stück Vieh stieß, was geschlachtet worden war, und dessen Gedärme auf der Straße lagen; auch selbst bei jedem Dorfe oder einzelnen Hause fand ich tote, unbeerdigte Menschen von Freund und Feind, welche zu begraben man sich nicht die Mühe gegeben hatte. — Wahrlich! Der heutige Tag hat mich vollkommen überzeugt, daß Napoleon unbekümmert darum, was von eigenen Soldaten unterwegs liegen bleibt, und ob die menschlichen Kräfte ausreichen, der russischen Armee nachrennt, um sie zu ergreifen und womöglich zu vernichten.

Den 2. September. Nur zwei Stunden auf der Straße nach Moskau vorgerückt. — Wir werden, da uns 1600 Mann fehlen, noch zirka 8400 Kombattanten in Reihe und Glied haben, wonach das 8. Armeekorps, welches mit 19 000 Mann die Weichsel erreichte, schon 9000 Mann seit der Zeit verloren hat. Dieses gibt ohngefähr den Maßstab für die Stärke der vereinigten Armee, wobei ich bemerke, daß in unserem Armeekorps der Verlust im Verhältnis gegen die anderen noch am geringsten sein wird.

Den 3. September. In fünfzehn Stunden nur vier Stunden Terrain gewonnen. — Man nimmt an, daß es endlich zu der so lang erwünschten Schlacht kommen würde.

Bei Giatz, den 4. September. Der heutige Tag war ein für mich bemerkenswerter, weil ich zum ersten Male Napoleon sah. — Fast sämtliche Portraits, welche man von ihm findet, sind ihm ähnlich, wozu seine Gestalt (er ist wohl seit einiger Zeit etwas korpulenter geworden), sein ausgezeichneter Kopf, sein Überrock und sein kleiner Hut, den außer ihm nur noch Berthier trägt, das ihrige beitragen.

Borodino, den 7. September, morgens 8 Uhr. Feindliche Kanonenkugeln erreichen bereits unsere Schlachtlinien. Wir erhalten den Befehl, die große Uniform anzuziehen und den Soldaten eine Proklamation vorzulesen, welche der Kaiser an die Armee erlassen hat, und die sofort in das Deutsche übersetzt worden ist:

„Soldaten! Die Schlacht, welche ihr so lange gewünscht, wird stattfinden! Von euch nur hängt der Sieg ab. Er ist nötig, weil er

Überfluß, gute Winterquartiere und schnelle Rückkehr in das Vaterland gewährt. Haltet euch wie bei Austerlitz, Friedland, Witebsk und Smolensk, und möge die späteste Nachkommenschaft euer Betragen an diesem Tage rühmen; möge man von jedem von euch sagen: auch er war bei der großen Schlacht unter den Mauern von Moskau."

Den 7. September, abends 8 Uhr. Die Schlacht ist gewonnen. Bis es finster wurde, haben wir uns geschlagen und bringen infolge mehrerer Bewegungen die Nacht eine Stunde vorwärts und vielleicht eine halbe Stunde rechts seitwärts auf einem Terrain zu, welches die Russen mit der größten Hartnäckigkeit den ganzen Tag verteidigt und uns endlich gegen Abend überlassen haben.

Den 13. September, abends 7 Uhr. Fünf Stunden auf der Straße nach Moskau marschiert.

Den 14. September. Nach einem Marsche von sechs Stunden ein Biwak bezogen. Von Armeenachrichten habe ich so viel erfahren, daß seit dem 12., wo die Große Armee in und bei Mosaisk stehengeblieben war, der Marsch hinter der sich nach Moskau zurückziehenden Armee so fortgesetzt wird, wie von Smolensk nach Mosaisk.

Den 15. September. Wir sind nur noch neun Stunden von Moskau entfernt. Abends 9 Uhr: Der Himmel ist in der Richtung nach Moskau ganz gerötet, und eine ungeheure Rauchsäule steigt auf. Es ist ein schrecklicher Gedanke, daß diese Stadt dasselbe Schicksal wie alle Orte von Smolensk bis hierhin haben könnte! — Wie wären da alle unsere Wünsche vernichtet!

Moskau, den 16. September. Meine bangen Ahnungen von gestern sind in Erfüllung gegangen, und ich kann mir es nicht anders denken, als daß der französische General, welcher uns den vom Jubel der Einwohner begleiteten Einzug Napoleons in Moskau erzählt hat, selbst getäuscht worden ist. Die große unglückliche Stadt von 300 000 Einwohnern steht in vollen Flammen und wird ausgeplündert. Man behauptet, von russischer Seite wären Brander in die Häuser gelegt worden, welches den Kaiser, darüber aufgebracht, veranlaßt habe, die Plünderung zu befehlen; jedoch sind dieses nur Sagen. — Wir stehen nach einem Marsche von neun Stunden in einer Vorstadt, genannt Smolensk, auf einem Felde, und zwar in

den Ringmauern der Stadt, nicht weit vom Tore und in der Nähe einer Kirche. Da alles plündert, so haben wir ebenfalls mehrere Offiziere und per Kompagnie 12 Mann hineingeschickt, die Gott weiß! was alles aus der menschenleeren Stadt herausschleppen, und wir sind auf einmal in den höchsten Überfluß versetzt.

Den 17. September. Das Plündern wird in der unglücklichen Stadt so wie gestern fortgesetzt, und die ganze Armee nimmt Anteil daran; — nicht einzelne Leute, sondern geschlossen Abteilungen, mit Stabs- und Subalternoffizieren an der Spitze, von allen Nationen, woraus die große vereinigte Armee zusammengesetzt ist, die in und um Moskau steht, gehen von Haus zu Haus, oder, wenn sie bereits abgebrannt sind, von Keller zu Keller, indem sie den Schutt wegräumen und die Eingänge dazu aufzufinden wissen. Auf diese Weise werden auch Souterrains gefunden, worin die Fabrikanten und die Kaufleute ihre Warenlager nach der hiesigen Sitte en gros und en détail aufgestellt haben, welches nicht verborgen bleiben konnte, indem ein Kamerad dieses dem andern, gleichviel von welcher Nation, mitteilte.

Den 18. September. Ein deutscher Bürger der Stadt teilte mir mit, daß das in unserer Armee verbreitete Gerücht, die Russen selbst hätten die Stadt in Brand gesetzt, auf Wahrheit beruhe, indem der General Rostopschin, Gouverneur von Moskau, bei dem Abzuge der russischen Armee mehrere hundert Eisengefangene in Freiheit gesetzt und ihnen Fackeln habe geben lassen, um sich, sobald es Nacht würde, aus ihren Schlupfwinkeln herauszubegeben und die Stadt in Brand zu stecken.

Den 19. September. Noch gestern abend um 10 Uhr erhielten wir den Befehl aus dem kaiserlichen Hauptquartiere, nach Mosaisk zurückzumarschieren. — Ich habe mir einen bedeutenden Vorrat von allen Lebensmitteln gesammelt, um der Zukunft mit einiger Zuversicht entgegensehen zu können; desgleichen habe ich mir eine äußerst bequeme Reisekalesche und Droschke verschafft, welche beide Wagen nur mit Mühe aus einem brennenden Wagenfabrikgebäude gezogen worden sind, bevor sie der Brand ergriff. Auch der Lust, einen englischen Flügel, ein reichverziertes Instrument, aus einem brennenden Palaste in mein Quartier tra-

gen zu lassen, konnte ich nicht widerstehen, und wenn ich darauf die bekannten Sachen spiele und Dich in Gedanken akkompagniere, so denke ich: warum höre ich nicht Deinen Gesang bei meinem einfachen Instrumente in der Heimat, und warum muß ich solche Greuel sehen! Im allgemeinen hat der Brand aufgehört, wenigstens ist kein Zusammenhang mehr darin; und wenn noch an einem oder dem anderen Orte der Stadt ein Haus brennt, so liegt der Grund darin, daß auch hier in den Häusern Backöfen sind und der Soldat diese zum Brotbacken benutzt. — Wir erhalten soeben den Befehl, sofort ein Biwak vor demjenigen Tore der Stadt zu beziehen, welches nach Smolensk führt.

Den 21. September. Etliche Einwohner sollen infolge einer erlassenen Proklamation wieder zurückgekehrt sein. Der Kaiser hat gestern wieder den Kreml bezogen.

Den 22. September. Auch nicht ein Soldat wird in der Armee sein, welcher nicht fühlt, daß nun Alexander keinen Frieden mit Napoleon machen kann. Höchst überraschend war es mir, von einem Unteroffizier der französischen Grenadiergarde, welchen ich auf dem Marsche von Galizin nach Moskau bei einem kleinen Wagen fand, die Worte zu hören: „Diese brennende Stadt (mit der Hand nach Moskau zeigend) beleuchtet das Ende des Kaisers und der Großen Armee; wenige von uns werden so glücklich sein, den Rhein wiederzuerreichen."

Den 28. September. Noch einmal habe ich mich heute in der Stadt umgesehen, indem ich selbst im Kreml war, wo ich auch dem Kaiser begegnete, der an mir vorbeiritt. — Wir marschieren morgen ab und eskortieren 2000 Kriegsgefangene; wie weit? ist noch nicht bekannt, hoffentlich nur bis Mosaisk.

Mosaisk, den 3. Oktober. In den fünf Tagen, welche ich auf dem Marsche von Moskau bis hierhin zugebracht, habe ich das menschliche Elend in seiner scheußlichsten Gestalt kennen gelernt, und dem Allmächtigen sei es gedankt, daß ich diese fünf Tage hinter mir habe.

Den 6., 7., 8. und 9. Oktober. Von der Armee des Kaisers, die gegenwärtig so reduziert ist, daß die Benennung der Großen Armee nicht mehr auf sie paßt, gehen nur wenige Nachrichten ein, und was wir davon erfahren, ist eben nicht erfreulichen Inhalts.

Murat steht mit der Avantgarde auf dem Wege nach Kaluga der russischen Arrieregarde gegenüber; Napoleon befindet sich mit der Hauptarmee noch zu Moskau und in der Umgegend. — Die Fußgänger der französischen Kürassiere sind nach Moskau gelegt, um daraus Infanterieregimenter zu formieren. — Die größtenteils in Flammen aufgegangene Stadt Moskau sowie die von Kutusow unerwartet auf der Straße nach Kaluga genommene Stellung sind Ereignisse, welche bei der traurigen Verfassung, worin sich die ganze Armee befindet, und die für niemand mehr ein Geheimnis ist, dahin führen, sich auf der Karte umzuschauen und zugleich darüber nachzudenken, welchen Weg wir wohl einschlagen werden oder können, um den Dnjepr wiederzuerreichen. Diesen durften wir nicht verlassen, um das nach seinen früheren Grenzen zu organisierende Königreich Polen zu decken, sowie Magazine zur Ernährung der Armee für den Winter einzurichten, welches in den korn- und viehreichen Umgegenden von Smolensk bis Mohilew mit Unterstützung von ganz Litauen leicht auszuführen war. Wenn aber Napoleon dieses damals der noch ungeschlagenen russischen Armee gegenüber nicht für rätlich hielt, so hätte er sich damit begnügen sollen, die durch den erfochtenen Sieg vom 7. September dem Feinde entrissene Hauptstadt vernichtet zu haben und sich hinter den Dnjepr, wo indessen alles zur Verpflegung der Armee wäre vorbereitet worden, sofort wieder zurückzubegeben. Nur die Annahme, daß Alexander sich zum Frieden entschließen werde, kann Napoleon veranlaßt haben, sich so lange in Moskau aufzuhalten, daher besteht die Hoffnung, der feste Glaube in der Armee, daß der Friede zustande kommt.

Den 22. Oktober. Napoleon hat endlich mit der Armee Moskau verlassen (18. Oktober nachmittags). — Mortier ist mit einem Armeekorps in Moskau stehengeblieben, und Napoleon hat den wenigen Einwohnern dieser Stadt, welche sich wieder eingefunden haben, verkünden lassen, daß er nur auf kurze Zeit sich aus derselben entfernen werde. Die Befestigung des Kreml ist vollendet und soll sehr bedeutend sein. Bei einem Angriffe wird sich Mortier nur auf die Verteidigung des Kremls beschränken.

Daß Napoleon nicht wieder nach Moskau zurückgeht, sowie daß er militärisch sehr richtig handelt, wenn er dieses der Armee nicht

glauben macht, ist ebenso klar, als auch aus allem hervorgeht, daß wir leider wieder auf demselben Wege hinter den Dnjepr uns zurückziehen werden, den wir gekommen sind. Ob aber die ganze Armee diese Rückzugslinie nimmt, und ob nicht Napoleon selbst mit dem größten Teile derselben die alte Straße von Kaluga nach Smolensk zu gewinnen suchen wird, ist wohl schwieriger im voraus zu beurteilen. — In welcher Lage sich unsere Seitenarmeen befinden, wissen wir nicht; es drängt sich aber der Gedanke auf, daß man uns keine Nachrichten darüber mitteilt, weil man keine günstige zu geben hat.

Den 26. Oktober. Alles deutet den baldigen Rückzug an; nach allen Nachrichten zieht sich Napoleon über Vereja und Mosaisk nach Smolensk zurück. Mortier hat Moskau verlassen. Eugen hat eine russische Armeeabteilung bei Malojaroslawez an der Luga nach einem sehr blutigen Gefechte völlig geschlagen, wodurch wenigstens für Napoleon die Rückzugslinie nach Vereja, welche ihm der auf der alten Straße nach Kaluga stehende Kutusow verlegen wollte, wieder frei geworden ist. Dieser Sieg ist wichtig und war uns notwendig.

Im Biwak bei Kolotzkoi, den 28. Oktober. Die Armee ist in vollem Rückzuge. Mortier ist vor unserem Abmarsche links an Mosaisk vorbeigegangen, und wir folgen ihm. Hinter uns ist die ganze Armee auf einer und derselben Straße. — Die Franzosen sagen: wir waren überall Sieger; die Russen werden uns ruhig ziehen lassen, um nicht aufs neue geschlagen zu werden; wir werden uns hinter den Dnjepr, wo wir Lebensmittel und neue Armeen finden, wieder aufstellen und gestärkt sodann wieder vorgehen! — Der Himmel gebe, daß es wahr sei!

Dorogobusch, den 4. November. Wir bleiben heute stehen. Die Kälte nimmt immer mehr zu, und die Lebensmittel sind bei vielen Korps ganz ausgegangen. Beim Regiment sind die sechs letzten Kühe geschlachtet, das Fleisch ist verteilt. Man hat die Soldaten damit bekannt gemacht, daß diese Austeilung die letzte aus den Vorräten des Regiments sei, sie also damit haushalten müßten, jedoch in Smolensk bedeutende Magazine finden würden. Der Transport von Lebensmitteln auf jede Weise ist nicht mehr ratlich, indem die Unordnung hinter der Armee, und besonders beim Fuhrwerke, alle

Begriffe übersteigt. — In drei Monaten haben wir keine Gage erhalten. — Alles, was nicht fort kann, fällt dem Feinde in die Hände. Darunter sollen schon Kanonen sein; Munitionswagen, die nicht folgen können, werden in die Luft gesprengt. Den Pferden, welchen es fast noch schlimmer als den Menschen geht, fehlt es an Kräften. Unsere Kürassierbrigade existiert nicht mehr, und die wenige Mannschaft davon geht zu Fuße. Heute ist zum ersten Male etwas Schnee gefallen. Napoleon ist in Dorogobusch.

Den 8. November. Wir haben acht Stunden unter heftigem Schneegestöber marschiert und biwakierten im Walde drei Stunden von Smolensk. — Die Soldaten des Regiments essen gegenwärtig auch Pferde- und Hundefleisch. Mit Pferdefleisch habe ich einen Versuch gemacht; zu dem Hundefleisch überzugehen wird mir sehr schwer fallen. Diese armen Tiere werden gewöhnlich auf den Brandstätten von den Soldaten eingefangen, welche sie mit Stricken oft mehrere Tage hinter sich herschleifen und sie endlich erdrosseln. Viele werden auch erschossen oder mit Säbeln getötet. Den Pferden geht es noch schlimmer. Vom Reiter verlassen, kraftlos und instinktmäßig der Kolonne folgend, um sich den Menschen zu nähern, wovon sie Pflege und Futter erwarten, werden sie auf die gefühlloseste Weise getötet, wie ich denn manches Pferd selbst am Wege gefunden habe, dem ein Schenkel abgeschnitten war, und welches noch lebte.

Aus einem Briefe von Professor Gaß in Breslau an Georg Reimer

Breslau, den 4. November 1812.

Meine Erwartung ist übertroffen; denn ich war schon darauf gefaßt, den Frieden in Moskau geschlossen zu sehen. Die Aufopferung dieser Stadt ist doch das Größte, was seit 20 Jahren geschehen ist. Jetzt müßte wohl ein tüchtiger Fähnrich den Krieg enden und ein Kind es begreifen können, daß die Zeit gekommen sei, wo die große, langerwartete Katastrophe eintreten muß. Aber Du wirst sehen, die Menschen sind schlecht genug, ihn nicht nur auf der ungeheuren Pyramide, auf welcher er steht, und die gerade seine jüngsten Freunde zur Basis hat, zu bewundern, sondern ihn auch wohlbehalten herabzuheben. Es geht aber furchtbar um, daheim in seinem Hause, und wunderbar genug wäre es, wenn ein neuer Akt des

großen Dramas an ebender Stelle wieder begönne, wo es zuerst anfing. Auf allen Fall aber scheint sich die Zeit immer mehr zu erfüllen mit dem, was notwendig der allgemeinen Regeneration vorhergehen muß. Zuverlässiges erfahren wir über die jetzige Lage der Armee gar nichts. — Aus uns wird nichts, es sei denn in der allgemeinen Regeneration. — Es wird anders werden, und darum müssen alle Guten nur wacker sein und sich bereithalten zur ernsten Zeit, wenn der allgemeine Ruf erschallt, sich rüstig einstellen zu können.

Stein an seine Frau. St. Petersburg, den 8. November 1812.

Die glänzende Lage der Angelegenheiten dieses Landes, welche wir der Tatkraft des Volkes, der Tapferkeit des Heeres, der Verblendung des großen Verbrechers verdanken, gewährt uns in dieser Hauptstadt die vollkommenste Ruhe und erlaubt uns die schmeichelhaftesten Hoffnungen zu bilden auf die Wiederkehr eines gerechten und glücklichen Zustandes in unserem Vaterlande, auf Wiedervereinigung mit unsern Familien. Du fühlst, meine liebe Freundin, wie süß und tröstlich es ist, sich diesen Hoffnungen hinzugeben und einen Zustand der Ruhe folgen zu sehen auf die Leiden, Verfolgungen und Verluste, welche seit vielen Jahren aufeinandergehäuft worden, und aus dieser Lage herauszutreten, Ehre und Gewissen rein.

Aus v. Loßberg, Briefe in die Heimat während des Feldzuges 1812.

Smolensk, den 9./10. November. Wir passierten heute das Schlachtfeld vom 19. August, auf welchem die an jenem Tage Gebliebenen noch ebenso lagen, als sie gefallen waren; nur daß mehrere von Geschützen und Fuhrwerken so in den Boden hineingetrieben waren, daß davon nur einige Teile ihres Körpers noch sichtbar sind — Wahrlich! es gehört viele Seelenstärke dazu, dieses Elend täglich sehen zu können, ohne den Verstand zu verlieren oder wenigstens gemütskrank zu werden; auch bin ich überzeugt, daß diese letztere Krankheit vorzüglich manchem Gebildeten und feinfühlenden Menschen den Tod gebracht hat, sowie noch bringen wird. — Der Marsch durch die Stadt stellte uns ein trauriges Bild der Gegenwart und Zukunft dar. Wir sahen eine Armee, welche der gänzlichen Auflösung nahe war. Die vor den Toren aufgestellten Wachen der

Kaisergarde konnten nur mit der größten Anstrengung die überall eindringenden Nachzügler von allen Armeekorps abhalten; es regnete hier Kolbenschläge und Bajonettstiche. Auch mit uns suchten sich eine Menge einzelner Soldaten zu Fuß und zu Pferde, mit und ohne Waffen, sowie auch eine Menge Fuhrwerke einzudrängen, welches ich beim Regiment schon darum nicht zugab, um soviel als möglich aufgeschlossen zu marschieren. Ein Arrieregardengefecht wie bei Wiatzma hat auch bei Dorogobusch stattgefunden (3. und 7. November). Es sollen schon Hunderte von Geschützen, da die Pferde auf dem Eisboden nicht fortkommen können, stehengeblieben sein; die dazu gehörenden Munitionswagen und Protzkasten sind in die Luft gesprengt. — Wäre Ordnung in Smolensk gewesen, als man allen Korps den Eingang in die Stadt gestattete, so würde die Armee für vierzehn Tage Mehl und Furage gefunden haben; in den Magazinen ging es aber so zu, daß oft nur das Recht des Stärkeren die Reihenfolge des Empfangs entschied und der, welcher nicht fest auftrat, auch gar nichts erhielt.

Hardenberg an Gneisenau. Berlin, den 23. November 1812.

Warum wird der gegenwärtige, vielleicht schnell vorübergehende Zeitpunkt nicht recht benützt! Aber es ist einmal der Wille des Schicksals, daß nirgend Zusammenhalten und kräftige wirksame Maßregeln genommen werden. Österreich scheint sich darauf zu beschränken, den Mittler zum allgemeinen Frieden machen zu wollen. Es macht deshalb dem Prinzen-Regenten eine allgemeine Eröffnung, vermutlich hat es Napoleons Einwilligung dazu. Uns hat es aufgefordert, dahin mitzuwirken; wir versprechen uns davon wenig, indessen werden Sie im Namen des Königs hierdurch autorisiert, dort zu erklären: daß Preußen, seiner Lage nach, sich nur an Österreich anschließen könne, daß unsere Gesinnungen und Wünsche unverändert sind, daß wir den Frieden als ein großes Glück betrachten und gern alles dazu beitragen werden, insofern er allgemein und sicher wäre, daß wir bereit sind, wenn der Friede nicht zustande kommt, auch mittels kräftiger Maßregeln gemeinschaftlich mit Österreich zu handeln, wogegen wir dieses allein nicht vermöchten. Eben dieses soll ich Sie auf des Königs Befehl bitten, dem Grafen Lieven

in meinem Namen auf dessen an mich gerichteten Brief zu antworten, da der Graf vermutlich schon bei Ihnen angekommen sein wird und eine schriftliche Antwort manchem Bedenken unterworfen ist. Sagen Sie ihm insbesondere, daß der Kaiser Alexander auf die persönlichen Gesinnungen des Königs fest rechnen könne. Von den meinigen ist man hoffentlich ohnehin überzeugt. Mit Österreich wird unserseits die vertrauliche Kommunikation eifrig fortgesetzt werden; noch hat es sich aber nicht über die russischen, durch den Hofrat Ott gegangenen Anträge geäußert. Auf Österreich wirken, von allen Seiten zusammenhängende kräftige Schritte zu rechter Zeit zu tun, darauf kommt's an. Verliert man wieder Zeit, läßt man Napoleon Zeit, sich zu erholen und neue Mittel anzuschaffen, so wird nichts ausgerichtet und das Übel schlimmer werden.

Aus v. Loßberg, Briefe in die Heimat während des Feldzuges 1812.

Vor der Beresina, den 26. November. Mit meinem kleinen Gefolge erreichte ich Borissow. Nach einem Aufenthalt von wenigen Stunden verließ ich die Stadt, ritt eine Viertelstunde auf dem Wege, den ich gekommen, zurück und wendete mich nach links, um einen Punkt, der zum Übergang der Beresina bestimmt ist, zu finden. Hier folgte ich instinktmäßig auf einer breiten Straße, in viertelstündiger Entfernung von dem Flusse, sowohl geschlossenen Truppenabteilungen von den französischen Garden als auch einer Menge Traineurs aller Art. Nach zwei Stunden wurde vor dem Finsterwerden eine Viertelstunde rechts von der Straße auf einem Höhenzuge ein Biwak hergerichtet.

Den 27. November. Mit Anbruch des Tages trennte ich mich von den in meiner Chaise sich befindenden zwei kranken Offizieren, diese damit ihrem Schicksale überlassend. Mein Versuch, auf der gestern verlassenen Straße das Marschbataillon wiederzuerreichen, gelang nicht. Ich erfuhr, daß gestern morgen zwei Brücken über die Beresina bei einem Dorfe Studienka, was wir in $1^1/_2$ Stunde erreichen würden, vom General Eblée wären geschlagen worden, daß von Oudinot dieser Fluß nach geringem Widerstande einiger am jenseitigen Ufer des Übergangspunktes befindlichen Kosaken bereits gestern passiert sei, daß erst, nachdem Oudinot sowohl mit seinem

Armeekorps als auch mit einigen Abteilungen der französischen Garden den Übergang vollkommen bewirkt gehabt, sich ihm geschlossene feindliche Truppen gezeigt hätten, welche derselbe sofort angegriffen, geschlagen, und denen er viele Gefangene abgenommen, auch endlich Oudinot sich so auf dem rechten Ufer der Beresina aufgestellt habe, daß die diesseitige Armee mit allen Traineurs und Fuhrwerken jeder Art mit Sicherheit den Fluß passieren könne. Nach dem Punkte, wo die Brücken geschlagen wurden, drängte alles zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen bunt durcheinander, so daß man nach keiner Seite ausbiegen konnte. Endlich erreichte ich den hier ungefähr 100—150 Schritte breiten Wiesengrund, welchen man passieren muß, um zur Beresina zu gelangen, und wo ich erst aus der rechts des dichten Gedränges von selbst entstandenen Kolonne rechts herauszukommen vermochte. Wir beschlossen, den Versuch zu machen, einen anderen Übergangspunkt, oder, wenn dieses nicht glücken sollte, eine Unterkunft für die Nacht zu finden, worauf wir dann morgen wieder bis hierher zurückreiten wollen, in der Hoffnung, daß alsdann das Gedränge vor der Brücke weniger stark sein würde.

Den 28. November. Nach vergeblichem Suchen reiten wir zurück. Die Unordnung hat sich nicht, wie ich hoffte, vermindert, sondern bis zum höchsten Grade gesteigert, indem noch Tausende von Flüchtigen aller Nationen der alliierten Armee die Beresina auf den hier geschlagenen zwei Brücken zu überschreiten suchten. — Die Idee, den Fluß zu durchreiten, gaben wir wegen des hohen rechten Ufers, und weil das Eis hier angesetzt hatte, bald wieder auf; hierzu trug auch bei, daß ich, wie ich an das linke Ufer nahe heranritt, auf dem spiegelglatten Eise gestürzt war, wobei mich das wieder aufspringende Pferd, da ich im Steigbügel hängenblieb, einige zwanzig Schritt hinter sich herschleifte; ein anderer Versuch, mit einem am linken Ufer stehengebliebenen Gardedragoner-Regiment über die Brücke zu kommen, führte auch zu keinem Resultat, weil das bereits dahin marschierende Regiment den Befehl von Victor erhielt, gegen den in diesem Augenblicke heftiger aufdringenden Wittgenstein in seine Schlachtlinie zu rücken. So war es 12 Uhr mittags geworden, und wir fühlten, daß es die höchste Zeit sei, über die Beresina zu gelangen, was, wenn Victor von Wittgenstein auf die Brücke

geworfen wurde, gar nicht mehr auszuführen gewesen sein würde. Das Geräusch der einschlagenden und zerspringenden Granaten, sowie das Geschrei der Getroffenen in dem zusammengedrängten Menschenhaufen war wahrhaft grausenerregend. Dies alles trug dazu bei, daß wir uns in die sich nach der Beresina wälzende Menschenmasse hineinbegaben und dem Strome folgten; jedoch in Zeit von einer Viertelstunde waren wir bereits getrennt, und ich befand mich bald zwischen Menschen von allen Nationen, die hier das Unglück zusammengeführt hatte. Nur sehr kräftige Pferde konnten sich auf den Beinen halten; schwache vermochten nicht dem Druck zu widerstehen, welcher von allen den in den Wagentrümmern sich bildenden und eindringenden Kolonnen erfolgte; was denn auch viele Reiter veranlaßte, von den Pferden zu springen und solche zur Vermehrung der gräßlichen Unordnung ihrem Schicksale zu überlassen. Einmal unter den Menschen eingeklemmt, hatte man keine Wahl über den zu nehmenden Weg; ebenso war es auch, wenn man sich nicht in den äußersten Kolonnen zu beiden Seiten befand, eine Unmöglichkeit, wieder herauszukommen. Man folgte so nahe wie möglich seinem Vordermann, welches oft durch die vielen sich kreuzenden Kolonnen unmöglich gemacht wurde. Bei solchen Bewegungen entschied der Augenblick, indem die eine Kolonne eine jede entstehende Lücke der anderen benutzte, um sich unaufhaltsam hineinzuschieben, wodurch dann die letztere so lange zum Halt genötigt wurde, bis sich auf dieselbe Weise das Glück wieder für sie erklärte. Hier war auch hauptsächlich der Augenblick, wo einen nur die Kraft des Pferdes und ein fester Sitz im Sattel rettete. Die Menschen, welche sich zu beiden Seiten mit Sachen behängt oder bepackt hatten, verloren solche sämtlich; ja die Fußgänger behielten selbst keinen Knopf auf dem Rocke. Meinen Säbel erhielt ich mir nur dadurch, daß ich ihn zu meiner Selbsterhaltung zog und ihn hauptsächlich dazu benutzte, die Pferde meiner Neben- und Vordermänner damit auf den Beinen zu erhalten; auch das meinige erfuhr eine gleiche Behandlung, wozu es keiner mündlichen Übereinkunft bedurfte, indem das eine stillschweigend durch die Not gebotene Maßregel war. Die Schwierigkeiten vermehrten sich mit der Annäherung an die Brücke, wo der Boden durch die starke Passage so

schlammig geworden war, daß Menschen und Pferde, einmal ins Straucheln gekommen, sich nicht wieder zu helfen vermochten und von den folgenden überritten wurden. Zweimal verfehlte die Kolonne, welcher ich mich angeschlossen hatte, den richtigen Weg nach der Brücke, was dann jedesmal ein Umkehren und den Versuch veranlaßte, in eine andere Kolonne mit der Hoffnung sich einzudrängen, daß sie den rechten Weg treffen würde. Nur noch zwei Schritte von der Brücke entfernt, traf ich dicht am Ufer im Wasser, wo sich das Eis aufgelöst hatte, eine Kolonne zu Pferde, von der sich einzelne Reiter vergebens bemühten, die Brücke durch Springen zu erreichen, was mich mit mehreren Offizieren meiner damaligen Umgebung veranlaßte, die Pistolen zu ziehen und den im Wasser Haltenden drohend zu bedeuten, uns erst vorüberreiten zu lassen; die Drohung wirkte, und ich war auf der Brücke, dem ersehnten Ziele so vieler tausend Menschen, und, durchdrungen vom innigsten Dankgefühle gegen das höchste Wesen, überschritt ich sie; aber in welcher Lage befand ich mich! — Es war bereits finster geworden; nicht einen einzigen bekannten Menschen fand ich in meiner Nähe, und äußerst plötzlich war der Übergang von der größten Hitze, welche ich unter den Menschen steckend empfand, zur empfindlichsten Kälte auf der dem Winde so ausgesetzten Brücke, welche in dem Augenblick meines Übergangs nur von einzelnen Menschen, wegen einer nötigen Reparatur, betreten werden konnte. In welcher Abspannung sich mein Körper befand, wurde ich erst in dem Augenblick gewahr, wo ein heftiger Frost mein Innerstes durchrüttelte und ich mich von einem kalten Schweiße bedeckt fühlte; herzlich freute ich mich daher, ohngefähr hundert Schritt von der Brücke französische Biwaksfeuer zu finden, deren größtem ich mich näherte.

Stein an Gneisenau. St. Petersburg, den 1. Dezember 1812.

In wenigen Monaten steht die russische Armee wenigstens zwischen Oder und Elbe, besetzt und formt das nördliche Deutschland zum Kampf gegen Frankreich, und Ew. Hochwohlgeboren sind in Buxton? eilen Sie her, ich bitte Sie dringend, und da die Vorsehung uns andere Wege als den der Landung andeutet, so wählen Sie ihn.

Die deutsche Legion könnte 20 000 Mann sein, wenn es nicht an Waffen und Geld fehlte; noch ist sie erst 7000 Mann, es fehlt an Offizieren.

Leben Sie wohl und eilen Sie her!

Neunundzwanzigstes (letztes) Bulletin der Großen Armee. Molodetschno, den 3. Dezember 1812.

Bis zum 6. November war das Wetter vortrefflich, und die Bewegung der Armee ging mit dem besten Erfolge vor sich. Die Kälte begann mit dem siebenten. Von diesem Tage an verloren wir jede Nacht mehrere hundert Pferde, die beim Biwak umfielen. Als wir in Smolensk ankamen, hatten wir schon eine beträchtliche Menge Artillerie- und Kavalleriepferde eingebüßt.

Die russische Armee von Wolhynien stand unserm ersten Flügel entgegen. Unser rechter Flügel verließ die Operationslinie von Minsk und nahm die Linie von Warschau zum Drehpunkt seiner Operationen. Der Kaiser erfuhr am 9. November in Smolensk diese Veränderung in unseren Operationen und erriet, was der Feind beginnen würde. So hart es ihm schien, sich in einer so herben Jahreszeit in Bewegung zu setzen, so war es dennoch eine notwendige Folge der neuen Ordnung der Dinge. Er hoffte Minsk oder wenigstens die Beresina noch vor dem Feinde zu erreichen; er ging den 13. von Smolensk ab und schlief den 16. in Krasnoi. Die Kälte, die mit dem 7. angebrochen war, nahm plötzlich zu, und in der Nacht vom 14. bis auf den 15. und den 16. zeigte das Wetterglas 16—18° Réaumur unter dem Gefrierpunkt. Die Wege waren mit Glatteis überdeckt; die Kavallerie-, Artillerie- und Trainpferde fielen jede Nacht in Menge um, nicht bei Hunderten, sondern bei Tausenden; vor allem die deutschen und französischen Pferde. Über 30 000 Pferde kamen in der Zeit von wenigen Tagen um; unsere meiste Kavallerie war unberitten, unsere Artillerie und Transportwagen waren ohne Bespannung. Wir mußten einen großen Teil unserer Kanonen im Stich lassen und zerstören, sowie einen großen Teil unseres Kriegs- und Mundvorrats.

Die noch am 6. so schöne Armee war am 14. nur noch ein Schatten der ersten und befand sich fast ohne Kavallerie, ohne Transportwagen. Ohne Kavallerie durften wir uns keine Viertelmeile von der Heer-

straße entfernen; gleichwohl durften wir, ohne Artillerie, keine Schlacht wagen und den Feind stehenden Fußes erwarten; wir mußten, mit einem Worte, im Marsche bleiben, um nicht zu einer Schlacht gezwungen zu werden, welche wir aus Mangel an Munition nicht wünschen durften. Wir mußten eine gewisse Strecke Terrain besetzen, um nicht umgangen zu werden, und dazu hatten wir keine Kavallerie, um die Kolonnen zu verbinden und die Intervalle frei zu erhalten. Diese Schwierigkeit, mit welcher sich eine heftige, schnell eingefallene Kälte gesellte, machte unsere Lage zu einer sehr schwierigen. Männer, welche die Natur nicht so ganz stark gestempelt hat, um über alle Fälle des Unglücks und der Natur hinaus zu sein, schienen erschüttert und verloren ihre muntere Laune, träumten nur von Unfällen und Katastrophen; die von Natur über alles erhaben sind, behielten ihre Munterkeit, ihr gewöhnliches Wesen bei und sahen in den verschiedenen Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatten, eine neue Gelegenheit zum Ruhme.

Der Feind, der auf den Heerstraßen die Spuren des schrecklichen Elends erblickte, das die Armee traf, suchte sich dasselbe zunutze zu machen. Er schloß alle Kolonnen mit seinen Kosaken ein, welche, wie die Araber in der Wüste, die Fuhrwerke und Wagen, die sich nur etwas entfernten oder zurückblieben, abführten. Die verächtliche Kavallerie, welche sich auf bloßes Lärmmachen beschränkt und nicht imstande ist, eine einzige Voltigeurkompagnie zu durchbrechen, wurde durch die Folge der Umstände furchtbar. Gleichwohl mußte der Feind jeden etwas ernsthaften Versuch, den er zu machen wagte, bereuen; er wurde vom Vizekönig geworfen, gegen welchen er sich aufgestellt hatte, und verlor dabei viel Leute.

Der Herzog von Elchingen (Ney), welcher mit 3000 Mann die Arrieregarde bildete, hatte die Wälle von Smolensk in die Luft gesprengt. Er wurde umzingelt und befand sich in einer bedenklichen Lage, aus welcher er sich mit derjenigen Unerschrockenheit zog, die ihn von jeher bezeichnet hat. Nachdem er den ganzen 18. den Feind in gehöriger Entfernung gehalten oder ihn zurückgedrängt hatte, wenn er sich nähern wollte, machte er gegen die Nacht eine Bewegung auf der rechten Flanke, ging über den Dnjepr und machte dadurch alle Entwürfe des Feindes scheitern. Am 19. ging die Armee bei

Orsza über den Dnjepr, und die ermüdete russische Armee, nachdem sie viel Leute verloren, beschloß ihre Verfolgungsversuche.

Schon am 16. hatte sich die wolhynische Armee nach Minsk begeben und rückte von da auf Borisow vor. Der General Dombrowski verteidigte den Brückenkopf bei Borisow mit 3000 Mann. Am 23. wurde er überwältigt und gezwungen, die Stellung zu räumen. Jetzt ging der Feind über die Beresina und marschierte auf Bobr; die Division Lambert machte die Avantgarde.

Das 2. Korps, vom Herzog von Reggio (Oudinot) kommandiert, welches bei Tscherein stand, erhielt Befehl, nach Borisow vorzurücken, um der Armee den Übergang über die Beresina sicherzustellen. Am 24. stieß der Herzog von Reggio auf die Division Lambert, 4 Stunden von Borisow, griff sie an, schlug sie, nahm ihr 2000 Gefangene ab, 6 Kanonen, 500 Bagagewagen, die zur wolhynischen Armee gehörten, und trieb den Feind wieder auf das rechte Ufer der Beresina zurück. Der General Berkheim zeichnete sich mit dem 4. Kürassierregiment durch einen schönen Angriff aus. Der Feind suchte und fand sein Heil in der Flucht und im Abbrennen der über 300 Toisen langen Brücke über die Beresina.

Inzwischen hielt der Feind alle Zugänge zur Beresina besetzt. Der Fluß ist 40 Toisen breit und führte schon viel Treibeis mit sich, aber die Ufer sind mit 300 Toisen breiten Morästen besetzt, wodurch der Übergang über den eigentlichen Fluß überaus erschwert wird.

Der feindliche General hatte seine vier Divisionen an verschiedenen Ausgängen aufgestellt, wo er vermutete, daß die französische Armee den Übergang versuchen möchte.

Den 26. mit Tagesanbruch ließ der Kaiser, nachdem er den ganzen 25. den Feind durch mehrere Bewegungen irregeführt, die Armee auf das Dorf Studzianka vorrücken und alsobald in Gegenwart einer feindlichen Division und trotz ihres Widerstandes zwei Brücken über den Fluß schlagen. Der Herzog von Reggio ging zuerst herüber, griff den Feind an und schlug ihn zwei Stunden Weges zurück. Der Feind sammelte sich bei dem Brückenkopf von Borisow. Der General Legrand, ein Krieger von erstem Verdienste, wurde schwer, doch nicht gefährlich verwundet. In den Tagen des 26. und 27. ging die ganze Armee über den Fluß.

Der Herzog von Belluno, der das 9. Korps kommandiert, hatte Befehl erhalten, der Bewegung des Herzogs von Reggio nachzufolgen, die Arrieregarde zu bilden und die russische Dünaarmee, die ihm auf dem Fuße folgte, zurückzuhalten. Die Division Partonneaux machte die Arrieregarde des 9. Korps aus. Den 27. mittags traf der Herzog von Belluno mit zwei Divisionen bei der Brücke von Studzianko ein.

Die Division des Generals Partonneaux verließ Borisow mit Anbruch der Nacht. Eine Brigade dieser Division, welche die Arrieregarde bildete und den Auftrag hatte, die Brücken zu verbrennen, marschierte des Abends um 7 Uhr ab, kam zwischen 10 und 11 Uhr an, suchte die erste Brigade und ihren Divisionsgeneral auf, welche zwei Stunden früher abgegangen waren, und die sie auf dem Marsche nicht eingeholt hatte. Ihre Nachforschungen waren vergebens und gaben zu Unruhen Anlaß. Alles, was man nachher in Erfahrung bringen konnte, war, daß diese erste Brigade, welche um 5 Uhr aufgebrochen war, um 6 Uhr sich verirrt hatte, daß sie rechts gegangen ist, anstatt links zu gehen, daß sie in dieser falschen Richtung zwei bis drei Stunden fortgegangen, sich in der Nacht, und von Kälte erstarrt, bei den feindlichen Wachtfeuern eingefunden und sie für die französischen gehalten, daß sie auf diese Weise umzingelt und aufgehoben worden ist. Diese grausame Verirrung hat uns 2000 Mann Infanterie, 300 Pferde, und 3 Kanonen gekostet. Das Gerücht hat sich verbreitet, der General sei nicht mit der Kolonne marschiert, sondern habe für seine Person einen andern Weg eingeschlagen.

Die ganze Armee war am 28. über die Beresina gegangen. Noch hielt der Herzog von Belluno den Brückenkopf des linken Ufers besetzt. Der Herzog von Reggio, und hinter ihm die ganze Armee, stand auf dem rechten Ufer.

Sobald Borisow verlassen worden war, traten die russischen Armeen von Wolhynien und von der Düna in Verbindung und verabredeten einen Angriff. Den 28. mit Tagesanbruch ließ der Herzog von Reggio dem Kaiser melden, er werde angegriffen. Eine halbe Stunde später wurde der Herzog von Belluno ebenfalls auf dem linken Ufer angegriffen. Jetzt rückte die Armee selbst in Schlachtordnung vor. Der Herzog von Elchingen schloß sich an den Herzog von Reggio und der Herzog von Treviso an jenen an. Die Schlacht

wurde lebhaft; der Feind wollte unsere Rechte überflügeln. General Doumère, der die 5. Kürassierdivision kommandierte, welche einen Teil des an der Düna gebliebenen 2. Korps ausmachte, befahl dem 4. und 5. Kürassierregiment, anzugreifen, während die Weichsellegion in die Wälder drang, um das Zentrum des Feindes zu durchbrechen, welches geworfen und zerstreut wurde.

Diese braven Kürassiere durchbrachen hintereinander sechs Infanteriekarrees und jagten die feindliche Kavallerie, welche der Infanterie zu Hilfe kam, in die Flucht. 6000 Gefangene, 2 Fahnen, 6 Kanonen fielen in unsere Gewalt.

Seinerseits ließ der Herzog von Belluno den Feind lebhaft angreifen, schlug ihn, nahm ihm 5—600 Gefangene ab und hielt ihn in Kanonenschußweite von der Brücke ab. General Fournier machte einen schönen Angriff mit seiner Kavallerie.

Im Gefecht bei der Beresina hat die Armee von Wolhynien sehr gelitten. Der Herzog von Reggio (Oudinot) wurde von neuem verwundet (es ist seine zwanzigste Wunde). Die Wunde ist nicht gefährlich; es ist ihm eine Flintenkugel in die Seite geschlagen. Den folgenden Tag, den 29., blieben wir auf dem Schlachtfelde. Wir hatten die Wahl zwischen zwei Straßen, der von Minsk und der von Wilna. Die Straße, die nach Minsk führt, geht durch Wälder und Moräste. Die Armee hätte daselbst keine Nahrungsmittel gefunden. Die Straße nach Wilna hingegen führt durch gutes Land.

Die Armee ohne Kavallerie, mit wenig Munition, durch einen Marsch von 50 Tagen schrecklich ermüdet, ihre Kranken und in so vielen Gefechten Verwundeten mit sich führend, bedurfte des Augenblicks, wo sie ihre Magazine erreichen konnte. Am 30. war das Hauptquartier in Plechnitsi, den 1. Dezember in Slaiki, den 3. in Molodetschno, wo die Armee die ersten ihr aus Wilna entgegengeschickten Vorräte erhalten hat.

Alle verwundeten Offiziere und Soldaten, alles, was auf dem Wege aufhält, sind nach Wilna geschickt worden.

Wir brauchen nicht zu sagen, daß die Armee nötig hat, ihre Mannszucht wiederherzustellen, sich zu ergänzen, ihre Kavallerie, ihre Artillerie und ihre Equipagen wieder zu schaffen. Dieses Bedürfnis ist das natürliche Resultat dessen, was wir soeben erzählt

haben. Ruhe ist ihr erstes Bedürfnis. Geräte und Pferde kommen an. Der General Bourcier hat bereits 20 000 Remontepferde in den verschiedenen Depots. Die Artillerie hat ihren Verlust schon zum Teil ersetzt. Generale, Offiziere und Soldaten haben überaus viel Mühseligkeiten und Mangel ausgestanden. Viele haben ihr Gepäck verloren, weil ihre Pferde umgefallen sind, einige durch Auflauern der Kosaken.

Die Kosaken haben eine Menge einzelner Personen, Ingenieure, welche Positionen aufnahmen, und verwundete Offiziere aufgehoben, welche lieber geschwinder zurückeilen und ohne Behutsamkeit reisen als bei dem Korps bleiben oder mit Bedeckungen marschieren wollten.

Die Berichte der kommandierenden Generale und Anführer der Korps werden die Namen der Offiziere und Soldaten bekanntmachen, die sich am meisten ausgezeichnet haben, und das Detail aller dieser denkwürdigen Begebenheiten liefern.

Während der ganzen Bewegung der Armee marschierte der Kaiser beständig im Mittelpunkt seiner Garde, deren Kavallerie vom Herzog von Istrien (Bessières), die Infanterie vom Herzog von Danzig (Lefèvre) angeführt wurde. Se. Majestät sind mit dem guten Geiste zufrieden gewesen, der die Garde beseelt hat; sie hat sich beständig fertig gezeigt, in jedem erforderlichen Fall sich dahin zu begeben, wo es die Gefahr verlangt haben würde; aber die Umstände sind immer so beschaffen gewesen, daß ihre bloße Gegenwart hingereicht hat und sie nie in den Fall gekommen ist, zu schlagen.

Der Fürst von Neuchâtel, der Obermarschall-Oberstallmeister und alle Adjutanten und Leiboffiziere Sr. Majestät sind beständig im Gefolge Sr. Majestät geblieben.

Unsere Kavallerie war dergestalt unberitten, daß man sich veranlaßt gefunden hat, alle Offiziere, denen noch ein Pferd übrigblieb, in ein Korps zu vereinigen, welches vier Kompagnien, jede von 150 Mann, bildete. Die Generale verrichteten in diesem Korps Hauptmannsdienste, die Obersten Leutnantsdienste. Diese heilige Schar, unter dem Kommando des Generals Grouchy und unter dem Befehle des Königs von Neapel stehend, verlor der Kaiser bei allen Bewegungen nicht aus den Augen.

Stein an Münster. St. Petersburg, den 10. Dezember 1812.

Napoleon ist für seine Person entwischt, mit einer zugrunde gerichteten Armee, die sich täglich zersetzt unter der Verfolgung der russischen Korps, welche ihr rastlos auf den Fersen sind — man wird sie wenigstens auf das andere Ufer der Oder werfen, und der Kampf wird im Herzen Deutschlands fortgesetzt werden, wenn Österreich daran teilnimmt und die so oft besprochenen passenden Einrichtungen beschlossen und ausgeführt werden. — Wolle Gott, daß alles sich vereinige, um über das unreine Tier herzufallen, das die Ruhe Europas stört.

Aus der Vossischen Zeitung. Berlin, den 17. Dezember 1812.

Glogau, den 13. Dezember.

Gestern abends um 10 Uhr reiseten Se. Maj. der Kaiser Napoleon, in Begleitung Ihres Oberstallmeisters, Herzogs von Vicenza (Coulaincourt) mit einem Teile Ihres Gefolges in Schlitten hier durch nach Paris.

Aus der Vossischen Zeitung. Berlin, den 24. Dezember 1812.

Dresden, den 14. Dezember.

Nachdem Se. Majestät der Kaiser Napoleon nach den am 26. und 29. v. M. an den Ufern der Beresina dem Feinde gelieferten siegreichen Treffen die Große Armee am 5. dieses verlassen haben, sind Allerhöchstdieselben ganz unvermutet diesen Morgen um 3 Uhr, bloß von dem Herrn Herzog von Vicenza und zweien Ordonnanzoffizieren begleitet, allhier angekommen und in dem Hotel des französischen Gesandten abgestiegen, woselbst Se. Majestät unser Allergnädigster König auf die von seiten Sr. Kaiserl. Königl. Maj. Ihnen zugekommene Nachricht Dero Durchlauchtigstem Alliierten Ihren Besuch abgestattet haben. Nach einer zweistündigen Unterredung zwischen beiden Monarchen haben Se. Maj. der Kaiser halb 8 Uhr Dero Reise über Leipzig (nicht Bamberg, wie im vorigen Stück unserer Zeitung stand) und Frankfurt nach Paris weiter fortgesetzt.

Leipzig, den 18. Dezember.

Am 14. d. M. ist der Kaiser Napoleon unerkannt durch unsere Stadt gereist. Abends nach 6 Uhr sind Se. Maj. angekommen und haben nach eingenommener Mahlzeit im Hôtel de Prusse gegen 9 Uhr Ihre Reise nach Frankfurt fortgesetzt.

Aus einem Briefe Gneisenaus an Hardenberg und an Frau v. Beguelin. London, beendigt am 17. Dezember 1812.

Alle Nachrichten, die ich von der russischen Armee erhalte, sagen, daß die französische fast gänzlich aufgelöst sei. Der jetzige Moment ist einzig zur Befreiung; daß er nur ja nicht ungenutzt verstreiche! Er möchte so nicht wiederkommen. Zögern Sie ja nicht lange, sonst ist kein Verdienst dabei. Die Nationalehre, die so ungemein gelitten hat, muß wieder durch etwas Glänzendes gehoben werden. Sie können nicht glauben, wie sehr Preußen in der Meinung gefallen ist, und im Auslande hat man jeden Augenblick eine Demütigung darüber zu hören. Die Gelegenheit ist jetzt da, vieles gutzumachen. Fast stündlich gehen hier Nachrichten über die Vernichtung der französischen Armeen ein. Eine höhere Hand ist hierbei sichtbar. Möchten die Herren der Erde hieraus lernen, daß zum Regieren nicht Weisheit allein, sondern auch Kraft gehört, die die Widerstandsfähigkeit der Völker verdoppelt. Es gibt Zeiten, wo man den Krieg nicht vermeiden kann. Der König wollte dieses im vorigen Jahre. Das Volk ward durch die Lieferungen und Durchmärsche sehr gedrückt. Der Ersatz dafür wird nimmer geleistet werden. Wir teilen nun das Unglück der Franzosen, und bleibt Bonaparte am Leben oder frei, so wird der Krieg in unsern Ländern und auf unsere Kosten geführt. Die Russen haben unterdessen allen Ruhm davon und wir die üble Nachrede und den Schaden. Das Ende eines in die Länge gezogenen Krieges möchte leicht ein auf unsere Kosten geschlossener Friede sein. Um aus dieser verwickelten Lage zu kommen, ist ein noch größerer Entschluß nötig, als im vorigen Jahre die Einstellung der Rüstungen zu verweigern. Auch der Kaiser von Rußland hat Entschlüsse fassen und Opfer bringen müssen, die er durch frühere Entschlossenheit sich hätte ersparen können. Ich bin der festen Überzeugung, daß diese letzteren Zeiten von der Vorsehung zur Bestrafung der Für-

sten und der Völker angeordnet sein und um sie zu lehren, die Charakterstärke höher zu achten als jedes andere Talent. Mögen Ihnen die Mächte des Himmels zur Seite stehn! Gott erhalte Sie!

Aus der Vossischen Zeitung. Berlin, den 29. Dezember 1812.

Mainz, den 18. Dezember.

Vorgestern ist der Kaiser um 8 Uhr des Abends hier eingetroffen. Se. Maj. verweilten sich aber nur wenige Augenblicke, um einen Tee zu nehmen und den Herzog von Valmy zu sprechen, worauf die Reise sogleich nach Metz fortgesetzt wurde.

Stein an Gneisenau. St. Petersburg, den 21. Dezember 1812.

Der Kaiser ist zur Armee, in wenigen Wochen wird er zu Königsberg sein; ich bitte Sie inständigst, kommen Sie dahin über Schweden — was machen Sie in England, wenn Russen und Franzosen sich in Teutschland herumtummeln — ich bitte Sie dringend, kommen Sie! Leben Sie wohl und kommen Sie!

Aus der Vossischen Zeitung. Berlin, den 31. Dezember 1812.

Paris, den 26. Dezember.

Der Kaiser erschien am 19. d. M. zwischen 2 und 3 Uhr an einem Fenster des Schlosses; sogleich bedeckte das Publikum die Terrasse der Tuilerien, und die Luft ertönte von dem wiederholten Freudengeschrei: „Es lebe der Kaiser!"

Yorcks Anrede an die Offiziere seines Korps. Tauroggen, am Abend des 29. Dezember 1812.

Meine Herren, das französische Heer ist durch Gottes strafende Hand vernichtet; es ist der Zeitpunkt gekommen, wo wir unsere Selbständigkeit wiedergewinnen können, wenn wir uns jetzt mit dem russischen Heere vereinigen. Wer so denkt wie ich, sein Leben für das Vaterland und die Freiheit hinzugeben, der schließe sich mir an; wer dies nicht will, der bleibe zurück. Der Ausgang dieser heiligen Sache mag sein, wie er will, ich werde auch den stets achten und ehren, der nicht meine Meinung teilt und zurückbleibt. Geht unser Vorhaben gut, so wird der König mir meinen Schritt vielleicht ver-

geben; geht es mißlich, so ist mein Kopf verloren. In diesem Falle bitte ich meine Freunde, sich meiner Frau und Kinder anzunehmen.

Konvention von Tauroggen, geschlossen zwischen dem russischen Generalmajor von Diebitsch und dem preußischen Generalleutnant Yorck. Poscherunsche Mühle, den 18./30. Dezember 1812.

Artikel 1.

Das preußische Korps besetzt den Landstrich innerhalb des königlichen Territoriums längs der Grenze von Memel und Nimmersatt bis zu dem Wege von Woinuta (litauisch Wainuty) nach Tilsit; von Tilsit macht ferner die Straße über Schillupischken und Melauken nach Labiau, die Städte dieser Straße mit eingeschlossen, die Grenze desjenigen Territoriums, welches dem Korps hierdurch eingeräumt wird. Das Kurische Haff schließt an der andern Seite dieses Territorium, welches während der preußischen Besetzung als völlig neutral erklärt und betrachtet wird.

Die kaiserlich russischen Truppen behalten jedoch einen freien Durchmarsch auf den vorgenannten Grenzstraßen, können aber in den Städten kein Quartier verlangen.

Artikel 2.

In diesem in vorstehendem Artikel bezeichneten Landstrich bleibt das preußische Korps bis zu den eingehenden Befehlen Seiner Majestät des Königs von Preußen neutral stehen, verpflichtet sich aber, wenn Höchstgedachte Se. Majestät den Zurückmarsch des Korps zur französischen Armee befehlen sollten, während eines Zeitraums von zwei Monaten, vom heutigen Tage an gerechnet, nicht gegen die kaiserlich russische Armee zu dienen.

Artikel 3.

Sollten Se. Majestät der König von Preußen oder Se. Majestät der Kaiser von Rußland die Allerhöchste Beistimmung versagen, so soll dem Korps ein freier, ungehinderter Marsch auf dem kürzesten Wege dahin, wo Se. Majestät der König bestimmen, freigestellt bleiben.

Artikel 4.

Alle etwaigen preußischen Traineurs und alles militärische Material, das auf der Straße von Mitau hierher zurückgeblieben sein könnte, wird dem Korps unbedingt zurückgegeben; auch erhalten

diejenigen Verpflegungs- und Trainbranchen, welche sich von Königsberg oder weiter durch die kaiserlich russischen Armeen zum preußischen Korps begeben wollen, einen freien Durchmarsch.

Artikel 5.

Können die Befehle des Generalleutnants von York den Generalleutnant von Massenbach noch erreichen, so sind die Truppen unter seinem Kommando, sowie alle anderen preußischen Truppen und dazu gehörige Administrationsbranchen, die sich dieser Konvention anschließen wollen, darin mit einbegriffen.

Artikel 6.

Wenn durch die kaiserlich russischen Truppen, unter Kommando des Generalmajors von Diebitsch, preußische Truppen von dem Detachement des Generalleutnants von Massenbach gefangengenommen werden sollten, so werden sie dieser Konvention mit eingeschlossen.

Artikel 7.

Dem preußischen Korps steht es frei, seine Verpflegung mit den Provinzialregierungen des Landes zu regulieren, selbst wenn der Sitz dieser Regierungen durch kaiserlich russische Truppen besetzt wäre.

Aus dem Briefe Yorcks an König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Tilsit, den 3. Januar 1813.

Der Schritt, den ich getan, ist ohne Befehl Ew. M. geschehen; die Umstände und wichtige Entdeckungen müssen ihn aber rechtfertigen, selbst dann, wenn meine Person in dem Drang politischer Rücksichten verurteilt werden müßte. In der Lage, worin sich das Korps befand, war es mit mathematischer Gewißheit zu berechnen, daß es durch gewaltsame Märsche und durch verzweiflungsvolles Schlagen wo nicht gänzlich vernichtet, doch aufgelöst an die Weichsel kommen mußte. Der Rückzug des Marschalls, der eine gänzliche Flucht war, die letzten Gefechte, welche die französischen Generals noch anordneten, bestätigen das Gesagte und zeigen deutlich, was zu erwarten stand. In dieser Alternative blieb mir nur der Weg offen, den ich eingeschlagen.

Auf dem vaterländischen Boden hätten Ew. M. Untertanen ihr Blut für die Rettung der Banden, die das Vaterland als Feinde und als Verbündete verwüstet haben, vergeuden müssen, um dann

noch ohnmächtiger die Fessel eines bis zum Wahnsinn exaltierten Eroberers zu tragen. Solange Napoleon noch eine Kraft in Deutschland hat, ist die erhabene Dynastie Ew. M. gefährdet; sein Haß gegen Preußen kann und wird nie erlöschen. Die aufgefangenen Briefe von Napoleon an Bassano werden Ew. M. zeigen, was von dem Alliierten zu erwarten war. Wäre die französische Armee nur noch so stark, daß sie jetzt bei einer Negotiation das kleinste Gewicht in die Wagschale legen könnte, Ew. M. Staaten würden das Lösungspfand zum Frieden werden. Das Schicksal will es anders! Ew. M. Monarchie, obgleich beengter als im Jahre 1805, ist es jetzt vorbehalten, der Erlöser und Beschützer aller deutschen Völker zu werden. Es liegt zu klar am Tage, daß die Vorsehung dieses große Werk leitet. Der Zeitpunkt muß aber schnell benutzt werden, jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wiederzuerlangen, ohne zu große und zu blutige Opfer bringen zu dürfen: in dem Entschluß Ew. M. liegt das Schicksal der Welt! Die Negotiations, welche Ew. M. Weisheit vielleicht schon angeknüpft, werden mehr Gewicht erhalten, wenn Ew. M. mit einem entscheidenden und kraftvollen Schritt vorangehen. Der Furchtsame will ein Beispiel, und Österreich wird dem Weg folgen, den Ew. M. ihm vorbahnen.

Ew. K. M. haben mich wie einen ruhigen, kalten, sich nie in die Politik mischenden Mann gekannt. Solange alles im gewöhnlichen Gange war, mußte jeder treue Diener den Zeitumständen folgen: das war Pflicht. Die Zeitumstände haben aber ein ganz anderes Verhältnis herbeigeführt, und es ist ebenfalls Pflicht, diese nie wieder zurückkehrenden Verhältnisse zu benutzen. Ich spreche hier die Sprache eines alten bewährten Dieners; diese Sprache ist die fast allgemeine der Nation; der Ausspruch Ew. M. wird alles von neuem beleben und enthusiasmieren, alles wird sich als alte und rechte Preußen schlagen, und der Thron von Ew. M. wird für die Zukunft felsenfest und unerschütterlich dastehen.

Sind meine Ansichten falsch, so waren es meine Handlungen natürlich auch; sie sind aber so eingerichtet, daß sie auf keinen Fall den Willen Ew. M. hemmen können.

Ich erwarte nun sehnsuchtsvoll den Ausspruch Ew. M., ob ich gegen den wirklichen Feind vorrücken soll, oder ob es die politischen Ver-

hältnisse erheischen, daß Ew. M. mich verurteilen. Beides werde ich mit treuer Hingebung erwarten, und ich schwöre Ew. K. M., daß ich ebenso ruhig auf dem Sandhaufen wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden, die Kugel erwarten werde: ich bitte daher Ew. M. um die Gnade, bei dem Urteil, was vielleicht über mich gefällt werden muß, auf meine früheren Dienste keine Rücksicht nehmen zu lassen. Auf welche Art es auch sein mag, ich sterbe immer wie Ew. K. M. alleruntertänigster und getreuester Untertan v. Yorck.

Kabinettsorder König Friedrich Wilhelms III. an Yorck. Breslau, den 2. März 1813.

Da Sie wegen der mit dem russisch-kaiserlichen General von Diebitsch abgeschlossenen Konvention durch eine Kommission, bestehend aus dem Generalleutnant v. Diericke und den Generalmajors v. Sanitz und v. Schuler, für vorwurfsfrei erkannt worden sind, so habe ich darüber den anliegenden Parolebefehl hier erlassen und trage Ihnen auf, denselben auch allen unter Ihrem Befehl stehenden Truppen bekanntmachen zu lassen.

Armeebefehl König Friedrich Wilhelms III. an die unter Yorck stehenden Truppen. Breslau, den 11. März 1813.

Nachdem Ich durch die vom Generalleutnant v. Yorck eingereichte Rechtfertigung der mit dem russisch-kaiserlichen General v. Diebitsch in Tauroggen abgeschlossenen Konvention und durch das Urteil der zur Untersuchung dieser Sache ernannten Kommission, aus dem Generalleutnant v. Diericke und den Generalmajors v. Sanitz und v. Schuler bestehend, Mich überzeugt habe, daß der General v. Yorck wegen jener Konvention in jeder Hinsicht ganz vorwurfsfrei und zu ihrer Annahme nur durch die Umstände, welche den verspäteten Abmarsch des zehnten Armeekorps aus seiner Stellung vor Riga veranlaßten, durch die gänzliche Trennung des zehnten Armeekorps in sich und durch die in jener Lage sehr vorteilhaften Bedingungen der ihm angetragenen Konvention bewogen worden ist, so mache Ich solches der Armee hierdurch bekannt mit dem Beifügen, daß Ich den Generalleutnant v. Yorck solchem nach nicht nur in dem Kommando des ihm untergebenen Armeekorps bestätige, sondern ihm auch

zum Beweise Meiner allerhöchsten Zufriedenheit und Meines ungeteilten Vertrauens auch noch den Oberbefehl über die Truppen des Generalmajors v. Bülow übertragen habe.

Tagesbefehl Yorcks an seine Truppen. Weißensee i. Pr., den 17. März 1813.

Se. Majestät der König unser Monarch hat mit Sr. Majestät dem Kaiser von Rußland eine innige Allianz geschlossen und die unter meinem Kommando stehenden Truppen der nötigen Übereinstimmung in den Operationen wegen unter das Oberkommando des Kaiserlich Russischen Generals der Kavallerie, Grafen v. Wittgenstein, eines Feldherrn gestellt, der sich in den letzten Kriegen durch große Taten ausgezeichnet hat.

Kameraden! nachdem wir eine beschwerliche Kampagne mit Ehren bestanden, den Ruf der alten preußischen Disziplin und Tapferkeit von neuem bewährt und uns dadurch die Achtung von Freund und Feind erworben haben, gehen wir jetzt einem heiligen Kampf entgegen: denn es gilt der Unabhängigkeit unseres Vaterlandes; es gilt, ob wir Preußen bleiben oder ob wir die schmählichen Fesseln eines Eroberers tragen sollen.

Wir wollen uns den Kampf nicht leicht vorstellen; wir sehen aber die Möglichkeit, ihn rein und glücklich auszukämpfen; wir wollen daher fest und entschlossen auf unseren Mut vertrauen und entweder siegen oder ehrenvoll sterben.

Mit Rührung aber erfülle ich jetzt noch die Pflicht, den Herren Generals, Brigadiers, Kommandeurs der Regimenter und Bataillons, dem ganzen Korps Offiziere, sowie den braven Truppen überhaupt, meinen Dank für das Vertrauen zu sagen, was sie mir sowohl während des Feldzuges als in einer später ungewissen Zeit mit unbezweifelter Zuversicht erwiesen haben. Die Sache hat sich aufgeklärt, und ich werde es für meine erste Pflicht halten, Sr. Majestät dem Könige und dem ganzen Vaterlande die hohe Resignation ins hellste Licht zu setzen, mit welcher das Korps die großen Strapazen und Entbehrungen eines nicht seinen Neigungen entsprechenden Krieges ertragen, wie es unter keinen Umständen vergessen, was es sich und seiner Ehre schuldig und was es selbst bei der furcht-

barſten Kälte, bei der von unſeren vormaligen Bundesgenoſſen gleichzeitig ganze Korps auseinanderliefen, ohne einen Feind zu ſehen oder je geſehen zu haben, dennoch mutvoll und formiert ſeinen beſchwerlichen Rückzug fortſetzte. Das große und beiſpielloſe Elend, in das die große franzöſiſche Armee wohlverdient und durch eigene Schuld geraten, läßt unſere Reſignation weniger bemerkbar werden; das Bewußtſein aber, alles ertragen zu haben, was zu ertragen war, kann und muß uns ſchon allein zur Genugtuung gereichen. Mit Vergnügen werde ich jetzt, ſo wie vorher und auch in der Folge gern die Männer Sr. Majeſtät zur verdienten Belohnung empfehlen, die ſich durch Beiſpiele vor ihren Untergebenen und Kameraden ausgezeichnet haben. Auch in dieſem neuen Kampfe rechne ich mit Zuverſicht auf das volle Vertrauen des Korps, ſowie auf eine feſte Beharrlichkeit bei den Mühſeligkeiten, die mit jedem Kriege verknüpft ſind, und deren Überwindung den Ruhm des Soldaten ausmacht.

Mit Mann und Roß und Wagen hat ſie der Herr geſchlagen.

Es irrt durch Schnee und Wald umher
Das große, mächt'ge Franzenheer.
Der Kaiſer auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat ſie der Herr geſchlagen!

Jäger ohne Gewehr',
Kaiſer ohne Heer,
Heer ohne Kaiſer,
Wildnis ohne Weiſer.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat ſie der Herr geſchlagen!

Trommler ohne Trommelſtock,
Küraſſier im Weiberrock,
Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat ſie der Herr geſchlagen!

Fähnrich ohne Fahn',
Flinten ohne Hahn,
Büchſen ohne Schuß,
Fußvolk ohne Fuß!
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat ſie der Herr geſchlagen!

Feldherrn ohne Witz,
Stückleut' ohne Geſchütz,
Flüchter ohne Schuh',
Nirgend Raſt noch Ruh'.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat ſie der Herr geſchlagen!

Speicher ohne Brot,
Allerorten Not,
Wagen ohne Rad,
Alles müd und matt,
Kranke ohne Wagen,
So hat ſie Gott geſchlagen!

Ferdinand Auguſt.

Zweites Buch
Die Zeit der Erhebung
1813—1815

Erstes Kapitel.

Das Volk in Waffen. Aufruf „An mein Volk!" Landwehr und Landsturm. Der Auszug in den Kampf. Januar bis April 1813.

Aus einem Aufruf E. M. Arndts an die Preußen.

(Flugblatt, geschrieben in den letzten Tagen des Januar 1813.)

Preußen! ihr habt das Weltgericht der gerechten Vorsehung vorübergehen sehen; ihr habt gesehen, was jedem, der es nur hört, unglaublich dünken wird, ein Unglück, eine Schande, eine Demütigung des Stolzes, wie die europäische Geschichte keine erzählen konnte bis diesen Tag. Aber dieser Tag des Verderbens der bonapartischen Rotten ging auf als das Licht eurer Befreiung. Bald flogen die russischen Heere den zertrümmerten Haufen nach; sie kamen in euer Land nicht als Feinde, sondern als Freunde; mit ihnen kam ihres großherzigen Kaisers Versicherung, er wolle eures Landes und eurer Güter nicht, die Erlösung eures Vaterlandes und eures Königs, die Wiederherstellung Deutschlands, die Beruhigung Europas — das sei der einzige Gedanke seiner Seele.

Preußen! für die Welt und für euch ist ein neuer Stern der Glorie und des Heils aufgegangen, nach welchem ihr alle schauen müßt. Ihr habt das hohe Beispiel vor euch, was ein Volk vermag, das Gott fürchtet und sein Vaterland und Freiheit über alles liebt. Der Wahn, der euch und die Welt hielt, ist verweht, eure Fesseln sind zerbrochen, ihr seid frei — auf denn! waget euren Vätern zu gleichen, (euren neuen Bundesgenossen zu gleichen!) wohlan! ihr habt das Beispiel, so gebt auch das Beispiel!

Ihr Glücklichen! euch fällt das schöne Los, die ersten Deutschen zu sein, welche in dem neuen Leben und der neuen Kraft des Volkes allen als ein glänzendes Muster der Ehre, der Vaterlandsliebe, der Aufopferung, der Begeisterung voranschreiten. Es ist für die ganze

deutsche Nation eine große, eine herrliche Zeit erschienen, es wird mit der Schande und der Verruchtheit ein heiliger und schwerer Kampf beginnen, aber ihr werdet ihn durchführen, wenn ihr die Tugenden wieder erfasset, wodurch eure Väter so gepriesen waren. Ihr seid die ersten Deutschen, die aufstehen; ihr müsset mit der Hand, mit dem Herzen, mit den Waffen, ihr müsset mit Worten und Taten, mit jeder großen Gesinnung und jedem edlen Stolz die ersten sein, damit eure Brüder das Beispiel haben, dem jeder hintenzubleiben sich schäme.

Preußen! viel Unglück muß in Glück, viele Schande in Ehre, viele Verwirrung in Ordnung, viele Unzucht in Zucht verwandelt werden, ehe der deutsche Name wieder mit Glanz in der Reihe der Völker steht. Preußen! die Schatten eurer edlen Vorfahren, die Geister eurer großen Herrscher, der Geist eures unsterblichen Friedrich, die Tugenden, Werke und Künste so vieler wackerer deutscher Männer, welche die Weltgeschichte verherrlichen, ermahnen euch, wacker und frisch zu sein; das schwere Unglück, die schwere Schande der letzten Jahre, die Drangsale, die ihr erlitten, die Greuel, die ihr erlebt habt, ermahnen euch zum Mut, zum Stolz, zur Rache, daß auch durch euren Heroismus die verruchten Fremdlinge in den deutschen Grenzen vertilgt und die deutschen Ehren wieder aufgerichtet werden.

Es ist eine große und gewaltige Zeit. Gott, der ewige und mächtige Walter aller Dinge, hat gerichtet, sein Finger hat sich sichtbar gewiesen, er hat das Seinige getan — es ist an euch, das Eurige zu tun. Eine neue Zeit wird beginnen, eine große und herrliche deutsche Zeit, wenn jede lebendigste Kraft, jedes glühendste Herz, jede freudigste Tugend und jede reinste Gesinnung, wenn die ganze Liebe und Treue des deutschen Volkes in den großen Kampf gesetzt wird. Haß gegen die Fremden, Haß gegen die Franzosen, gegen ihren Tand, ihre Eitelkeit, ihre Liederlichkeit, ihre Sprache, ihre Sitten, ja brennender Haß gegen alles, was nur von ihnen kommt, das muß alles Deutsche fest und brüderlich vereinen und deutsche Tapferkeit, deutsche Freiheit, deutsche Zucht, deutsche Ehre und Gerechtigkeit oben schweben lassen und wieder in die alte Würde und Herrlichkeit stellen, wodurch unsere Väter vor den meisten Völkern der Erde leuchteten.

Und wofür wird gestritten werden in dem großen Kampfe? Für das Heiligste und Ehrwürdigste: für die Ehre, die Freiheit, die Gerechtigkeit, für die Wissenschaft und Kunst, für jede schönste Tugend und jedes höchste Gut des menschlichen Geschlechts, die der abscheuliche Tyrann von der Erde vertilgen möchte; für das Liebste und Teuerste: für die Eltern und für die Kinder, für die Weiber und für die Bräute, für das gegenwärtige Geschlecht und für die künftigen Geschlechter, die elende Sklaven sein werden, wenn ihr nicht kühne Männer sein wollet.

Eures Unterdrückers und Schänders Macht liegt zerschmettert durch Gottes Arm, eure hinterlistigsten Feinde, die Franzosen, sind durch seine Wut erniedrigt, entkräftigt und entgeistert; aber wäre der Krieg, den ihr als redliche Deutsche mit ihnen zu führen habt, auch der schwerste und längste — ihr müßt davor nicht zittern. Was euch in Schande gebracht hat, muß euch wieder zu Ehren bringen. Nur ein blutiger Franzosenhaß kann die deutsche Kraft vereinigen, die deutsche Herrlichkeit wiederherstellen, alle edelsten Triebe des deutschen Volkes hervortreiben und alle niedrigsten versenken; dieser Haß, als Palladium deutscher Freiheit den Kindern und Enkeln überliefert, muß künftig an der Schelde, an dem Vogesus und den Ardennen Germaniens sicherster Grenzhüter sein.

Preußen! das Zeitalter, das Vaterland sieht auf euch: die Ersten müssen die Glänzendsten sein. Ihr werdet nicht kleiner sein wollen, als euer Beruf ist, ihr werdet nicht schlechter sein wollen, als eure Väter waren. Auf denn! wackere Beginner der Freiheit und Ehre! auf mit euren Herzen zum deutschen Gott und zur deutschen Tugend! auf zu jedem kühnsten Mut und zu jeder reinsten Hingebung! und ihr werdet wieder in Ehren leben und eure Kinder und Enkel in Freiheit wohnen. Gott hat Gericht gehalten, Gott hat die Bahn geöffnet, Gott will, wollet auch!

Aufruf.

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;

Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein!
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!"
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen: —
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
In seiner Freiheit ew'gem Morgenrot;
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
Der Tempel gründe sich auf Heldentod. —

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Scharen eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt?
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euern herzlichen Gebeten
Den schönen reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
O ruft sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise, schwebe segnend um den Gatten;
Geist unsers Ferdinand, voran dem Zug!
Und all ihr deutschen, freien Heldenschatten,
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! Drauf! ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen,
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Toten nicht, und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz.

Theodor Körner. 1813.

Geharnischte Sonette.

Wir haben lang mit stummem Schmacherröten
Geblickt auf uns und unsres Landes Schande,
Zu dir aufhebend unsres Armes Bande;
„Wie lang, Herr, willst du sie noch fester löten?"

Jetzt willst du dich, o Retter in den Nöten,
Erbarmen wieder über deinem Lande;
Die Rettung kommt, sie kommt im Städtebrande
Von dir, sie kommt in blut'gen Morgenröten.

O Herr, vom Schweren kann nur Schweres lösen,
Und wir sind schwergebückt in unserm Staube,
O eile du, die Kraft uns einzuflößen

Zum Auferſtehn! Laß nicht dem Sturm zum Raube
Uns werden in der Rettung Sturmgetöſen,
Panier ſei Hoffnung, unſer Schild dein Glaube.

Boruſſia, gelegt in ſchwere Stricke
Wardſt du, als dich der Herr im Zorn gerichtet;
Jetzt hat er ſeinen Zorn mit dir geſchlichtet,
Und deine Bande ſchlottern am Genicke.

Boruſſia, in dieſem Augenblicke
Iſt Deutſchlands ganzes Aug' auf dich gerichtet;
Denn nicht iſt zwiſchen dir und ihm vernichtet
Das alte Blutband, deins iſt ſein Geſchicke.

Boruſſia, du haſt einſt deutſchen Ländern
Ein Beiſpiel ſelbſtverſchuldten Unterliegens
Gegeben, preisgegeben dich den Schändern.

Jetzt gib ein Beiſpiel Fallens oder Siegens,
Auf, und greif nach des Kriegsglücks dunklen Pfändern
Keck mit dem Wahlſpruch: Gottes Hände wiegen's.

Friedrich Rückert (Freimund Reimar),
Geharniſchte Sonette II, 13 und 14.

Aus E. M. Arndts „Katechismus für den deutſchen Kriegs- und Wehrmann". 1813.

Zweites Kapitel. Von Zwietracht und Krieg.

Hader begann auf Erden, ſobald mehr Menſchen als zwei lebten, und ein Bruder erſchlug den andern, und mußte Kain unſtet und flüchtig werden, weil Abels Blut von ſeiner Keule troff.

Und es ward Neid und Haß und Zwietracht und Mord und Krieg ſeit jenem Tage auf Erden, und iſt nicht geſtillt worden bis heute.

Und die ganze Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts redet nur von zerſtörten Völkern und Städten, von geſchleiften Mauern und erſchlagenen Männern, und wie die einen kommen und die andern verſchwinden, und die einen ſteigen und die andern ſinken — und erſcheint nichts Bleibendes auf Erden.

Doch hat Gott die Liebe des Friedens und die Sehnsucht nach Frieden in unsere Brust gepflanzt als ein Zeichen seines himmlischen Ebenbildes: und das Christentum ermahnt uns, daß wir sollen barmherzig und freundlich sein gegen alle Menschen und unsern Nächsten lieben wie uns selbst.

Wie darf denn Krieg sein in der Welt?

Du Törichter, geh hin und frage Gott und seine Geschichte und Offenbarung, und sie werden dir antworten; frage das Leben und die Erfahrung des Lebens, und sie werden dir die Worte deuten.

Du sollst den Frieden begehren, aber die Welt begehret den Krieg; du sollst den Frieden lieben, aber die Welt hasset die Ruhe. Darum ist Krieg.

Durch Unglück und Not sollen wir lernen zum Himmel aufschauen und bedenken, daß hienieden nicht unsers Bleibens ist, sondern daß wir das Unvergängliche suchen sollen.

Durch Unglück und Not werden unsere Kräfte geübt, daß wir Gott nicht vergessen und nicht in eitler Faulheit und Wollust vergehen.

Denn unsere Unvollkommenheit könnte den ewigen Frieden nicht ertragen; sondern alle Laster der Weichlichkeit und Schande und Feigheit würden in demselben die letzte Tugend der Menschen ausrotten.

Weil wir so böse sind, darum ist Krieg, und weil wir so nichtig sind, darum ist das Übel. Wehe aber dem Manne, der nach unschuldigem Blute dürstet, der unschuldige Völker zu unterdrücken trachtet! Seine Bosheit fällt auf seinen Kopf zurück, und Gott im Himmel wird den Wüterich strafen.

Fünftes Kapitel. Vom gerechten und ungerechten Kriege.

Wer Tyrannen bekämpft, ist ein heiliger Mann, und wer Übermut steuert, tut Gottes Dienst.

Das ist der Krieg, welcher dem Herrn gefällt; das ist das Blut, dessen Tropfen Gott im Himmel zählt.

Und wer so mit den Vordersten fällt in der Schlacht und mit den Tapfersten decket die Wege des Siegs, des Mannes spätestes Geschlecht ist gesegnet, und seine Kindeskinder wohnen in Freude und Ruhm.

Und sein Gedächtnis ist heilig bei seinem Volke, und seine Enkel beten an der Stätte, wo er für das Vaterland fiel.

So keimet unsterbliche Tugend aus Tugend, und ein freies Geschlecht erblühet aus redlichem Mut.

Darum ziehet getrost in solchen Krieg und streitet fröhlich unter dem Panier der Gerechtigkeit.

Wer aber für den Tyrannen ficht und gegen die Gerechtigkeit das mordische Schwert zieht, des Name ist verflucht bei seinem Volke, und sein Gedächtnis blüht nimmer unter den Menschen.

Sondern wo Raben krächzen, da wird er verflucht, und auf dem Rabenstein, da glänzt seine Ehre.

Und wer die Freiheit zu unterdrücken auszieht, und damit unschuldige Völker als Knechte dienen, der erhebt das Schwert gegen Gott den Herrn, und treffen wird ihn, der die Blitze vom Himmel wirft.

Denn früher oder später findet Gott den Übermut und misset jeglichem seinen gebührenden Lohn.

Zehntes Kapitel. Von Liebe und Verträglichkeit.

Darum, so ihr wieder ein Volk werden wollet und herzinniglich fühlen, daß alle Deutsche Brüder sind, müsset ihr vor allem nach der Liebe trachten, und wie ihr durch Freundlichkeit und Sanftmut die deutschen Herzen gewinnen möget.

Und sollet ihr nicht mehr tun, wie ihr getan habt in den Zeiten des Haders und Unheils, daß die Menschen der einen deutschen Landschaft die Menschen der andern Landschaft hassen, und daß ein deutscher Mann den andern verspottet.

Denn dadurch seid ihr die Knechte der Knechte geworden und mußtet euch vor dem sklavischesten Volke auf Erden beugen.

Ihr mußtet kriechen vor denen, welche die Freiheit nicht kennen, und welche alles Heilige in Gelächter verwandeln.

Sondern sollet einander lieb und wert haben wie Brüder, alle, die in deutscher Zunge reden, von der Ostsee bis zu den Alpen und von der Nordsee bis zum Niemenfluß.

Daß hinfort nicht mehr gehört werde Österreich und Preußen, Bayern und Tirol, Sachsen und Westfalen, sondern Deutschland,

deutsche Ehre, deutsche Freiheit, deutsche Tugend der allgemeine Klang sei und die Losung, die gegen die Franzosen gerufen wird.

Darum so eure Brüder in manchen Landschaften andere Sitten und Bräuche haben als ihr, so sollet ihr des nicht spotten, sondern alle Verschiedenheit freundlich ertragen und bedenken, welchen großen Krieg ihr führet, und daß nur Einmütigkeit euch siegreich machen kann.

Und sollet es alles zum besten kehren, auch wo etwas ungleich und ungrad ist, und gegen die Irrenden sanftmütig und gegen die Törichten liebreich sein. Denn ein freundliches Herz gewinnt selbst die Feinde, aber ein störrischer Sinn sät Zwietracht aus.

Und es wird der Satan der Bosheit nicht schlummern, und die Hinterlist, die in euren Feinden lauert, nicht rasten.

Und sie werden rufen: Hie Papst! Hie Luther! Hie Kalvin! Merkt auf, was ihr tut; horcht auf, was die wollen, die euch zum Kriege versammeln.

Und sie möchten euch gern verwirren und die alten Streite über die Religion erneuern und euch die Hände in Bruderblut baden lassen, damit sie die Herren bleiben.

Ihr aber sollet nicht hören auf diese, sondern bedenken, daß ich der ewige Gott bin, und daß mir alle gefallen, die reines Herzens sind und mit einfältigen Sinnen sich zu mir wenden.

Denn, wer ich bin, das mag kein Sterblicher durchdringen, und sie sehen die Schatten des Himmels kaum; wie lallende Kinder stammeln sie vor mir, wie geblendete Vögel flattern ihre Gedanken im Dunkeln.

Darum sollen sie auch freundlich und verträglich sein miteinander und der verschiedenen Arten und Gottesdienste nicht spotten.

Wer anders tut, werde wie ein Frevler bestraft und wie ein Verräter aus seinem Volke vertilgt.

Denn durch die Eintracht will ich dein Heldentum erneuen, und durch die Liebe soll der Ruhm deiner Väter erstehen.

Zwölftes Kapitel. Von Freiheit und Vaterland.

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offen-

barten und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brauseten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschenaug' sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit und des Christentums ins Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig liebhaben; denn du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.

Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt dein Mut und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel stammest.

Da ist Freiheit, wo du leben darfst, wie es dem tapfern Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst; wo dich beglücket, was schon deinen Urältervater beglückte; wo keine fremden Henker über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt.

Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.

Darum auch sind sie gemeinen Seelen ein Wahn und eine Torheit allen, die für den Augenblick leben.

Aber die Tapfern heben sich zum Himmel empor und wirken Wunder in dem Herzen der Einfältigen.

Auf denn, redlicher Deutscher! Bete täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Zuversicht und Mut.

Daß keine Liebe dir heiliger sei als die Liebe des Vaterlandes, und keine Freude dir süßer als die Freude der Freiheit.

Damit du wieder gewinnest, worum dich Verräter betrogen, und mit Blut erwerbest, was Toren versäumten.

Denn der Sklav' ist ein listiges und geiziges Tier, und der Mensch ohne Vaterland der unseligste von allen.

Aus E. M. Arndts „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?"

Jetzt ist Bonaparte durch Gott geschlagen, es ist kein französisches Heer mehr, er bedarf Monate, um wieder ein neues aufzurichten; seinen Ruhm aber und den Wahn, woraus seine Siege hervorgingen, vermag er nimmer wieder aufzurichten. Nun, da Gott den Weg gewiesen hat, müssen alle Völker sich erheben; vor allem aber muß in allen Landschaften, Kreisen und Gauen das deutsche Volk sich erheben, denn kein Volk ist von ihm mehr geplagt und gemißhandelt worden als gerade das deutsche Volk. Weil er aber, wenn man ihm Zeit gibt, alle Kräfte aufbieten und wieder neue Haufen von Menschen an sich ziehen wird, so ist die größte Geschwindigkeit not, daß man die Länder und Festen vor ihm gewinne und ihm die Hilfen abschneide; auch ist es nicht genug, daß auf das schnellste die stehenden Heere gebildet, ergänzt und vermehrt werden, sondern weil er die ganze Volkskraft in die Hand nimmt und, wie er will, gebraucht, so muß das deutsche Volk gegen ihn in die Waffen gerufen werden. Wenn das geschieht, so ist es nicht zweifelhaft, daß für Gott, Freiheit und die gerechte Sache gesiegt werden wird gegen die Tyrannei, Knechtschaft und Ungerechtigkeit.

Diese Volksbewaffnung, die alle wehrhaften Männer des ganzen deutschen Landes, sowie es von Franzosen gereinigt wird, sogleich versammeln muß, begreift vom 20. bis 60. Jahre alles, was nicht durch Ämter oder körperliche Gebrechen am Dienst gehindert wird. Sie zerfällt in zwei Teile, in die Landwehr und in den Landsturm. —

Volkskrieg muß sein, Landwehr und Landsturm muß aufgeboten und gerüstet werden. Dies ist allen deutschen Männern Ehre und Pflicht. Denn Gott will Stolz und Ehre und Gerechtigkeit auf Erden; für sie soll jedermann freudig jeden Augenblick Gut und Blut einsetzen; denn in der Sklaverei vergeht alle Tugend, ein sklavisches Volk wird nicht allein von den fremden Unterjochern geplagt und geschändet, es muß sich zum Übermaße des Jammers noch von allen eigenen Schelmen, Bösewichtern und Weichlingen, welchen unter Fremden vorzüglich die Herrschaft zufällt, plagen und schinden lassen.

Volkskrieg muß sein, Landwehr und Landsturm muß aufgeboten werden; die Franzosen, welche immer vor unsern Vorvätern zitterten, müssen vor uns auch zittern lernen. So muß die Schande ge-

löst werden, die sie über uns brachten, so muß die deutsche Liebe und Treue und Streitbarkeit, wovon alle alten Geschichten klingen, und welche in Elendigkeit und Weichlichkeit fast verloschen waren, wiedergeboren werden.

Wenn also Haß gegen die Franzosen, Krieg gegen die Franzosen, Wiederherstellung deutscher Freiheit und Herrlichkeit die große Losung aller redlichen und biedern Deutschen ist, so muß jeder Mann des Volkes an seinem Teil arbeiten und wirken, was er kann, damit die Kleinen von den Großen das Beispiel nehmen, dem sie nachfolgen.

Deutsche Landsleute! ihr habt das Beispiel: Spanien und Rußland gingen euch im Volkskriege voran, sie brauchten alle Kräfte gegen die tückischen Feinde; sie sind nicht besiegt, sie rühmen sich unsterblicher Taten.

Deutsche Landsleute! die Tiroler gingen euch voran, Männer eures Volkes, deutsche Brüder, sie gingen euch in einem herrlichen Kampfe voran, trostreich für euch, unglücklich für sie: sie bewiesen, was ein kleiner Haufe vermag, der Gott fürchtet und sein Vaterland liebt. Auf denn alle! Auf in Einmütigkeit, Sanftmut, Verleugnung und Demut! Auf, ihr Herren und Edle, ihr Freie und Bürger, ihr Landleute und Bauern! Auf jeder deutsche Mann, dem ein deutsches Herz in der Brust schlägt, dem in dem Verstande oder in der Faust, in der Wissenschaft oder in der Tat eine lebendige Kraft lebt. — Auf alle! Helfet, ratet, redet, handelt! Wollet das Rechte und das Freie! Wollet lieber ehrlich sterben als schändlich dienen! Und Gott, der Schirm der Freiheit und Gerechtigkeit, wird mit euch sein!

Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung, Breslau, den 3. Februar 1813.

Die eingetretene gefahrvolle Lage des Staats erfordert eine schnelle Vermehrung der vorhandenen Truppen, während die Finanzverhältnisse keinen großen Kostenaufwand verstatten. Bei der Vaterlandsliebe und der treuen Anhänglichkeit an den König, welche die Bewohner der preußischen Monarchie von jeher beseelt und sich in den Zeiten der Gefahr immer am lebhaftesten geäußert haben, bedarf es nur einer schicklichen Gelegenheit, diesen Gefühlen und

dem Durste nach Tätigkeit, welcher so vielen braven jungen Leuten eigen ist, eine bestimmte Richtung anzuweisen, um durch sie die Reihen der ältern Verteidiger des Vaterlandes zu verstärken und mit diesen in der schönen Erfüllung der ersten von den uns obliegenden Pflichten zu wetteifern.

In dieser Hinsicht haben Se. Majestät der König die Formierung von Jägerdetachements bei den Infanteriebataillonen und Kavallerieregimentern der Armee zu befehlen geruht, um besonders diejenige Klasse der Staatsbewohner, welche nach den bisherigen Kantongesetzen vom Dienste befreit und wohlhabend genug sind, um sich selbst bekleiden und beritten machen zu können, in einer ihrer Erziehung und ihren übrigen Verhältnissen angemessenen Form zum Militärdienste aufzufordern und dadurch vorzüglich solchen jungen Männern Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben, die durch ihre Bildung und ihren Verstand sogleich gute Dienste leisten und demnächst geschickte Offiziere oder Unteroffiziere abgeben können.

Zur Erreichung dieser Allerhöchsten Absichten haben des Königs Majestät folgende nähere Bestimmungen zu erlassen geruht:

Ein jedes Infanteriebataillon und jedes Kavallerieregiment wird mit einem Jägerdetachement vermehrt, und zwar in nachfolgenden Verhältnissen:

1. Die Jägerdetachements bestehen bloß aus Freiwilligen, die sich selbst kleiden und beritten machen. Sie können zu jeder Zeit den Dienst verlassen, nur nicht im Laufe des Feldzuges und nicht detachementsweise.

2. Die Kleidung ist dunkelgrün. Sowohl bei der Infanterie als Kavallerie sind die Montierungsstücke denen der Regimenter gleich und nur durch die grüne Farbe des Rocks verschieden. Die Jäger zu Fuß tragen Stiefeln. Die Armatur ist der der Regimenter gleich, nur sind denjenigen Büchsen erlaubt, welche damit versehen sind und mit denselben umzugehen wissen. Bei der Kavallerie können die Jäger, welche einen eigenen Degen oder Säbel haben, den des Regiments vorziehen oder jenen tragen. Die gewöhnliche Armatur wird geliefert.

3. Die Jäger haben die Besoldungen der Truppengattung, mit der sie dienen, stehen aber in dem Verhältnis des Feldjägerkorps zu Fuß.

4. Kein junger Mann, welcher jetzt 17 Jahre erreicht und noch nicht das 24. zurückgelegt hat und in keinem aktiven königlichen Dienst stehet, kann, wenn der Krieg fortgesetzt werden sollte, zu irgendeiner Stelle, einer Würde, einer Auszeichnung (eines Ordens) usw. kommen, wenn er nicht ein Jahr bei den aktiven Truppen oder in diesen Jägerdetachements gedient hat. Hiervon sind nur diejenigen ausgenommen, deren Körper solche Gebrechen haben, welche sie zum aktiven Militärdienst unbrauchbar machen, oder die einzigen erwachsenen Söhne einer Witwe, deren häusliche Verhältnisse und Erhaltung den Beistand des Sohnes erfordern.

5. Aus diesen Jägerdetachements werden nach Umständen Offizier- und Unteroffizierstellen in den Bataillonen und Regimentern besetzt, wenn die Individuen diese Anstellung wünschen, sich dazu eignen und sich die Gelegenheit darbietet.

6. Die Jägerdetachements werden bei ihren Regimentern und Bataillonen zum Detachieren, zum Dienst der leichten Truppen gebraucht. Ihre vorzügliche Übung ist, ihre Waffen gehörig brauchen zu können. Zum innern Dienst in Garnisonen, zu Schildwachen — außer zur Sicherheit des Regiments, Bataillons usw. — werden sie nicht gebraucht, auch nicht zu Arbeitskommandos, Ordonnanzen, Transport- und Bagagekommandos.

7. Sie sind übrigens den allgemeinen militärischen Gesetzen gleich den Jägerkorps unterworfen.

8. Ein jedes Individuum kann sich das Regiment und Bataillon wählen, bei welchem es dienen will, und sich zu dem Ende bei dem Kommandeur dieses Regiments oder Bataillons zur Annahme melden; wenn aber das Detachement so stark ist, daß es bei dem Kavallerieregiment eine Eskadron und bei dem Infanteriebataillon eine Kompagnie formiert und dagegen bei andern Bataillonen und Regimentern die Anzahl der Jäger nur gering ist, so werden die bei jenen sich noch meldenden Individuen zu diesen geschickt.

9. Die Jäger werden von kommandierten Offizieren und Unteroffizieren befehligt, bis sie zwei oder drei Monate gedient haben, alsdann gehen jene nach und nach in das Regiment oder Bataillon zurück, und die Stellen werden aus den Jägern, wenn sie sich qualifizieren, nach ihrer eigenen Wahl ersetzt. Die ersteren werden nach

dieser bei Sr. Majestät und die letzteren bei den Regiments- und Bataillonskommandeuren in Vorschlag gebracht.

10. Diejenigen, welche bei diesen Detachements sich durch Tapferkeit, Diensteifer und Patriotismus auszeichnen, sollen auch in ihrer dereinstigen Zivildienst-Laufbahn vorzugsweise berücksichtigt werden, soweit es ihre Qualifikation erlaubt.

Vorstehende Allerhöchste Vorschriften werden hierdurch zur allgemeinen Kenntnis gebracht, mit der vertrauungsvollen Erwartung, daß der bekannte Gemeinsinn der in obengedachter Klasse befindlichen Staatsbewohner nicht verabsäumen werde, durch zahlreichen Beitritt zur Verteidigung des Vaterlandes den darauf gegründeten Hoffnungen zu entsprechen.

Die versammelten Stände von Ostpreußen, Westpreußen, vom rechten Weichselufer und Litauen an König Friedrich Wilhelm III. Königsberg, den 9. Februar 1813.

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Treue und Anhänglichkeit an König und Vaterland! das sind die Tugenden, welche jeder Preuße von seiner Kindheit an sich zueignet, stets in der treuen Brust nährt und nie, auch nicht in den schwersten Drangsalen, verleugnet. Mit diesen heiligen Gesinnungen versammeln wir uns im Auftrage der Provinz Ostpreußen, Westpreußen, vom rechten Weichselufer und Litauen in gesetzlicher Form, um zu beraten, welches Opfer wir Ew. Königl. Majestät und dem teuren Vaterlande bringen könnten, um in der jetzigen Lage der Dinge unsere Treue und Anhänglichkeit an König und Vaterland nicht in Worten zu zeigen, sondern in Taten übergehen zu lassen. Wir wandten uns an Ew. Königl. Majestät höchsten Stellvertreter im Militär, den hochgeehrten Generalleutnant v. Yorck, den treuesten Diener Ew. Königl. Majestät, den innigsten Verteidiger des Vaterlandes. Gern und willig schlug er uns die Mittel vor, dem Vaterlande zu nützen, und unter diesen die Errichtung einer Landwehr zur Vermehrung der Streitkräfte und Verteidigung des Landes.

Wir können uns mit edlem Stolze rühmen, daß heiliger Eifer für die gute Sache, treue Ergebenheit gegen Ew. Königl. Majestät

erhabene Person und rein patriotischer Sinn fürs Vaterland uns beseelten, und so übernehmen wir nicht bloß, was wir nur mit den größten Anstrengungen zu leisten für möglich halten, sondern vereinigen uns auch mit dem hochgeehrten Generalleutnant v. York in Hinsicht des uns vorgelegten Entwurfes zur Organisation einer Landwehr. Seinen Händen haben wir diesen Entwurf anvertraut, daß er durch ihn Ew. Königl. Majestät hohen Bestimmung übergeben werde. Nur was unser allgeliebter Landesvater will, wollen wir; nur unter seiner erhabenen Leitung Preußens und Deutschlands Schmach rächen, für die Selbständigkeit unseres teuren Vaterlandes kriegend siegen oder sterben. Immer war unser erhabener Regent Vater des Landes. Er wird es ferner sein und mit gnädigem Wohlwollen die Opfer betrachten, welche treue Preußen mit heiligem Sinne darbringen.

Aus Niebuhrs Briefen an seine Angehörigen. Berlin, den 13. Februar 1813.

Das Gedränge der Freiwilligen, die sich einschreiben lassen, ist heute so groß auf dem Rathause wie bei Teuerung vor einem Bäckerladen. Um Dir eine Vorstellung von dem Eifer zu geben, mit welchem alles sich hier zu dem Einschreiben in die freiwilligen Jägerdetachements drängt, muß ich Dir doch noch einiges sagen. Erst seit drei Tagen ist die Bekanntmachung deshalb erschienen, und heute fährt die Post schon mit neun Beiwagen voll derselben ab, außer denen, die zu Fuß gehen oder mit andern Gelegenheiten reisen. Natürlich ist dies überall nur ein sehr kleiner Teil: die meisten haben noch Geschäfte und wollen sich noch equipieren. Es gehen junge Leute aus allen Ständen: Studenten, Gymnasiasten, Primaner, Handlungskommis, Apotheker, Handwerker aus allen Zünften, gereifte Männer von Amt und Stand, Familienväter.

Kabinettsorder zur Errichtung von Freikorps, an die Majore v. Lützow, v. Sarnowsky und v. Petersdorff. Breslau, den 18. Februar 1813.

Ich erteile Ihnen auf Ihr Schreiben vom 9. d. M. sehr gern die Erlaubnis, ein Freikorps unter folgenden von Ihnen vorgeschlagenen Bedingungen zu errichten, nämlich:

Daß Sie die Mannschaften selbst durch Freiwillige, vorzüglich von Ausländern, anwerben, kleiden und remontieren, von seiten des Staats also nichts geliefert wird als die Waffen für diejenigen, welche sich keine brauchbaren Büchsen und Kavallerieseitengewehre anschaffen können.

Ich willige ein, daß das Korps, gleich den leichten Truppen, außer der Linie gebraucht wird und schwarze Montierung, doch nach der Ihnen noch zu gebenden Vorschrift, tragen kann, und

Genehmige Ich, daß verabschiedete untadelhafte Offiziere, vorzüglich aus dem Auslande, zur Anstellung bei dem Korps mir in Vorschlag gebracht werden dürfen.

Sie werden sich durch den Eifer, welchen Sie auf Zusammenbringung dieses Korps verwenden, ein Verdienst um das Vaterland erwerben, und ich fordere Sie um so mehr auf, alles aufzubieten, um Ihr Vorhaben auszuführen, da ich Mir versprechen darf, daß das Korps unter Ihrer Führung sehr nützliche Dienste leisten wird.

Urkunde über die Stiftung des Eisernen Kreuzes. Breslau, den 10. März 1813.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen usw.

In der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigentümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Übel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmütigkeit herabsank, bewährt der hohe Mut, welcher jetzt jede Brust belebt, und welcher nur auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend ausharren konnte.

Wir haben daher beschlossen, das Verdienst, welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege, entweder im wirklichen Kampf mit dem Feinde oder außerdem im Felde oder daheim, jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selbständigkeit, erworben wird, besonders auszuzeichnen und diese eigentümliche Auszeichnung nach diesem Kriege nicht weiter zu verleihen.

Demgemäß verordnen Wir wie folgt:

1. Die nur für diesen Krieg bestehende Auszeichnung des Verdienstes unserer Untertanen um das Vaterland ist das Eiserne Kreuz von zwei Klassen und einem Großkreuz.

2. Beide Klassen haben ein ganz gleiches in Silber gefaßtes schwarzes Kreuz von Gußeisen, die Vorderseite ohne Inschrift, die Kehrseite zu oberst unsern Namenszug F. W. mit der Krone, in der Mitte drei Eichenblätter und unten die Jahreszahl 1813, und beide Klassen werden an einem schwarzen Bande mit weißer Einfassung, wenn das Verdienst im Kampf mit dem Feinde erworben ist, und an einem weißen Bande mit schwarzer Einfassung, wenn dies nicht der Fall ist, im Knopfloch getragen; die erste Klasse hat neben dieser Dekoration noch ein Kreuz von schwarzem Bande mit weißer Einfassung auf der linken Brust; und das Großkreuz, noch einmal so groß als das der beiden Klassen, wird an dem schwarzen Bande mit weißer Einfassung um den Hals getragen.

3. Die Militärehrenzeichen erster und zweiter Klasse werden während der Dauer dieses Krieges nicht ausgegeben; auch wird die Erteilung des Roten Adlerordens zweiter und dritter Klasse, sowie des Ordens Pour le mérite, bis auf einige einzelne Fälle, in der Regel suspendiert. Das Eiserne Kreuz ersetzt diese Orden und Ehrenzeichen und wird durchgängig von Höheren und Geringeren auf gleiche Weise in den angeordneten zwei Klassen getragen. Der Orden Pour le mérite wird in außerordentlichen Fällen mit drei goldenen Eichenblättern am Ringe erteilt.

4. Die zweite Klasse des Eisernen Kreuzes soll durchgängig zuerst verliehen werden; die erste kann nicht anders erfolgen, als wenn die zweite schon erworben war.

5. Daraus folgt, daß auch diejenigen, welche Orden oder Ehrenzeichen schon besitzen und sich in diesem Kriege auszeichnen, zunächst nur das Eiserne Kreuz zweiter Klasse erhalten können.

6. Das Großkreuz kann ausschließlich nur für eine gewonnene entscheidende Schlacht, nach welcher der Feind seine Position verlassen muß, desgleichen für die Wegnahme einer bedeutenden Festung oder für die anhaltende Verteidigung einer Festung, die nicht in feindliche Hände fällt, der Kommandierende erhalten.

7. Die jetzt schon vorhandenen Orden und Ehrenzeichen werden mit dem Eisernen Kreuz zusammen getragen.

8. Alle Vorzüge, die bisher mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster und zweiter Klasse verbunden waren, gehen auf das Eiserne Kreuz über. Der Soldat, der jetzt schon das Ehrenzeichen zweiter Klasse besitzt, kann bei anderwärtiger Auszeichnung nur zuerst das Eiserne Kreuz zweiter Klasse erhalten; jedoch erhält er mit demselben zugleich die mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster Klasse verbundene monatliche Zulage, die aber fernerhin nicht weiter vermehrt werden kann.

9. In Rücksicht der Art des verwirkten Verlusts dieser Auszeichnung hat es bei den in Ansehung Unserer übrigen Orden und Ehrenzeichen gegebenen Vorschriften sein Bewenden.

Urkundlich unter Unserer Allerhöchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem königlichen Insiegel

Friedrich Wilhelm.

Aufruf des Königs Friedrich Wilhelm III. Breslau, den 17. März 1813.

An mein Volk!

So wenig für mein Volk, als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft für die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

Wir erlagen unter der Übermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte meiner Untertanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, sowie der sonst so hochgebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich, meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vorteil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Übermut und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie

seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer! Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt, ihr wißt, was euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den Großen Kurfürsten, den Großen Friedrich. Bleibet eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier und Portugiesen, selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen, erinnert euch an die heldenmütigen Schweizer und Niederländer.

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euren angeborenen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Mut und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unsern redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber welche Opfer auch von einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein.

Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es als einen ehrenvollen Frieden, oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen. Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Aus einem Briefe Theodor Körners. Breslau, den 18. März 1813.

Müssen nicht alle deutschen Fürsten, die solch Evangelium lesen und nicht daran glauben, schamrot werden? In einer solchen Sprache hat noch kein König, kein Fürst zu seinem Volke geredet, solange Deutsch gesprochen wird; dieser Donner wird nicht leer in den Lüften verhallen, und daß der Blitz einschlägt, dafür laß uns sorgen.

Wie müssen wir Gott danken, daß er uns eine so große herrliche Zeit miterleben ließ. Alles geht mit so freiem, stolzem Mut dem großen Kampfe fürs Vaterland entgegen, alles drängt sich, zuerst für die heilige Sache bluten zu können. Es ist nur ein Wille, nur ein Wunsch in der ganzen Nation, und das abgenutzte „Sieg oder Tod" bekommt eine neue heilige Bedeutung.

König und Volk, Staat und Vaterland sind hier in innigster Gemeinschaft verbunden. Bietet die Nation alles auf, um Hingebung und Treue zu bewähren, so bietet der König alles auf, um dies anzuerkennen.

Aufruf König Friedrich Wilhelms III. „An mein Kriegsheer". Breslau, den 17. März 1813.

Vielfach habt ihr das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen. — Der Augenblick dazu ist gekommen! — Es ist kein Glied des Volkes, von dem es nicht gefühlt würde. Freiwillig eilen von allen Seiten Jünglinge und Männer zu den Waffen. Was bei diesen freier Wille, das ist Beruf für euch, die ihr zum stehenden Heere gehört. Von euch — geweiht, das Vaterland zu verteidigen — ist es berechtigt zu fordern, wozu jene sich erbieten.

Seht! wie so viele alles verlassen, was ihnen das Teuerste ist, um ihr Leben mit euch für des Vaterlandes Sache zu geben. — Fühlt also doppelt eure heilige Pflicht! Seid alle ihrer eingedenk am Tage der Schlacht, wie bei Entbehrung, Mühseligkeit und innerer Zucht! — Des Einzelnen Ehrgeiz — er sei der Höchste oder der Geringste im Heer — verschwinden in dem Ganzen. Wer für das Vaterland fühlt, denkt nicht an sich. Den Selbstsüchtigen treffe Verachtung, wo nur dem allgemeinen Wohl es gilt. Diesem weiche jetzt alles. Der Sieg geht aus von Gott! Zeigt euch seines hohen

Schutzes würdig durch Gehorsam und Pflichterfüllung. Mut, Ausdauer, Treue und strenge Ordnung sei euer Ruhm. Folgt dem Beispiel eurer Vorfahren; seid ihrer würdig und eurer Nachkommen eingedenk!

Gewisser Lohn wird treffen den, der sich auszeichnet; tiefe Schande und strenge Strafe den, der seine Pflicht vergißt!

Euer König bleibt stets mit euch; mit ihm der Kronprinz und die Prinzen seines Hauses. Sie werden mit euch kämpfen — sie und das ganze Volk werden kämpfen mit euch; und an unsrer Seite ein zu unsrer und zu Deutschlands Hilfe gekommenes tapferes Volk, das durch hohe Taten seine Unabhängigkeit errang. Es vertraute seinem Herrscher, seinen Führern, seiner Sache, seiner Kraft — und Gott war mit ihm! So auch ihr! — Denn auch wir kämpfen den großen Kampf um des Vaterlandes Unabhängigkeit.

Vertrauen auf Gott, Mut und Ausdauer sei unsre Losung!

Verordnung über die Organisation der Landwehr. Breslau, den 17. März 1813.

Ein vor Augen liegendes Beispiel hat gezeigt, daß Gott die Völker in seinen besonderen Schutz nimmt, die ihr Vaterland in unbedingtem Vertrauen zu ihrem Beherrscher mit Standhaftigkeit und Kraft gegen fremde Unterdrückung verteidigen. —

Preußen! würdig des Namens, teilt ihr dies Gefühl! Auch ihr hegt den Wunsch, von fremdem Druck euch zu befreien. Mit Rührung werde Ich die Beweise davon gewahr in dem Eifer, mit welchem die Jünglinge aus allen Ständen zu den Waffen greifen und unter die Fahnen Meines Heeres sich stellen; in der Bereitwilligkeit, mit welcher gereifte Männer, voll Verachtung der Gefahr, sich zum Kriegsdienst erbieten, und in den Opfern, mit welchen alle Stände, Alter und Geschlechter wetteifern, ihre Vaterlandsliebe an den Tag zu legen.

Ein mit Mut erfülltes Heer steht mit siegreichen und mächtigen Bundesgenossen bereit, solche Anstrengungen zu unterstützen. Diese Krieger werden kämpfen für unsere Unabhängigkeit und für die Ehre des Volkes. Gesichert aber werden beide nur werden, wenn jeder Sohn des Vaterlandes diesen Kampf für Freiheit und Ehre teilt.

Preußen! zu diesem Zwecke ist es notwendig, daß eine allgemeine Landwehr aufs schleunigste errichtet und ein Landsturm eingeleitet werde. Die Zeit erlaubt nicht, mit Meinen getreuen Ständen darüber in Beratung zu treten. Aber die Anweisung zur Errichtung der Landwehr ist nach den Kräften der Provinzen entworfen. Die Regierungen werden selbige den Ständen mitteilen. Eile ist nötig. Der gute Wille jedes Einzelnen kann sich hier zeigen. Mit Recht vertraue Ich auf ihn.

Mein getreues Volk wird in dem letzten entscheidenden Kampfe für Vaterland, Unabhängigkeit, Ehre und eigenen Herd alles anwenden, den alten Namen treu zu bewahren, den unsere Vorfahren uns mit ihrem Blute erkämpften.

Wer aber aus nichtigen Vorwänden und ohne Mangel körperlicher Kraft sich Meinen Anordnungen zu entziehen suchen sollte, den treffe nicht nur die Strafe des Gesetzes, sondern die Verachtung aller, die für das, was dem Menschen ehrwürdig und heilig ist, das Leben freudig zum Opfer bringen.

Meine Sache ist die Sache Meines Volkes und aller Gutgesinnten in Europa!

Aus Niebuhrs Briefen an seine Angehörigen. Berlin, den 22. März 1813.

Ich komme von einem Geschäft, wovon Du Dir schwerlich vorstellst, daß ich es treibe: vom Exerzieren. Schon vor dem Abzug der Franzosen fing ich an, das Exerzieren heimlich zu treiben: ein Einzelner aber kann nichts Ordentliches lernen. Seitdem die Franzosen fort sind, exerziert eine Gesellschaft von einigen zwanzig Männern in einem Garten, und nun sind wir schon über das Schwierigste hinweg. Wenn meine Vorlesungen zu Ende sind, d. h. vom Anfang der künftigen Woche an, werde ich suchen, an den Vormittagen mit ordentlichen Rekruten zu exerzieren und so oft als möglich nach der Scheibe zu schießen. — In vier Wochen hoffe ich so gut eingeübt zu sein als irgendein Rekrut, den man als ausexerziert anerkennt. Das schwere Gewehr machte mir anfangs so viel zu schaffen, daß ich fast verzweifelte, ob es gehen würde; allein man findet die Kräfte wieder, die durch Nichtübung eingeschlafen waren. Ich

freue mich, daß sich nun schon Schwielen an den Händen bilden: denn solange ich eine zarte Gelehrtenhaut hatte, schnitt das Gewehr gewaltig ein.

Das ist nun freilich ein ernster Schritt, wenn die Sache vom Staat so ernsthaft gemeint ist, wie sie es sein sollte; und weil unsre Kriegsmaßregeln vom General Scharnhorst ausgehen, so kann man hoffen, daß das, was geschehen sollte, und das Beste ist, auch wirklich geschieht. Wenn aber die durch Gottes wunderbare augenscheinliche Fügung dargebotene Befreiung — nachdem er uns für unsere eingewurzelten Sünden genug gezüchtigt — uns nicht bereitfände, daß jeder sich hingebe, so könnten wir nicht gerettet werden. Wir müssen nicht von der Armee fordern, daß sie uns die Freiheit erfechte; unter der Leitung unsrer ältern und geschicktern Brüder müssen wir es auch selbst tun.

Aufruf an die Frauen im preußischen Staate. Berlin, den 23. März 1813.

Das Vaterland ist in Gefahr! So sprach der König zu seinen treuen, ihn liebenden Untertanen, und alles eilte herbei, um es dieser Gefahr zu entreißen. Männer ergreifen das Schwert und reißen sich los aus dem Kreise ihrer Familien; Jünglinge entwinden sich der zärtlichen Umarmung liebender Mütter, und diese — voll edeln Gefühls — unterdrücken die heilige Mutterträne. Alles strömt zu den Fahnen, rüstet sich zu dem blutigen Kampfe für Freiheit und Selbständigkeit. Die Flamme, die in dem Busen eines jeden lodert, sichert den glücklichen Ausgang. Aber auch wir Frauen müssen mitwirken, die Siege befördern zu helfen, auch wir müssen uns mit den Männern und Jünglingen einen zur Rettung des Vaterlandes. Darum gründe sich ein Verein, er erhalte den Namen — der Frauen-Verein zum Wohl des Vaterlandes. — Gern stellen wir uns, die wir dem Vaterlande angehören, an die Spitze dieses Vereins. Wir hegen das feste Vertrauen, es wollen die edelmütigen Frauen und Töchter jeden Standes mit uns dazu beitragen, daß Hilfe geleistet werde den Männern und Jünglingen, die für das Vaterland kämpfen, damit es wieder in der Reihe der glücklichen Staaten stehe, in welche der Friede seine Segnungen ausströmen könne.

Zu diesem Zweck wird gegen eine mit einem Siegel versehene und von einer Kommission, die wir ernennen werden, unterzeichnete Quittung in einem Lokale, welches noch näher bezeichnet werden wird, jede Gabe, jedes Geschenk nicht nur dankbar angenommen, sondern auch gesammelt, verzeichnet, in einem der Tugend und Vaterlandsliebe geheiligten öffentlichen Blatte genannt und wöchentlich aufgeführt werden.

Diese Gaben und Geschenke geben fortan das Recht, sich Teilgenossin des Frauenvereins zum Wohl des Vaterlandes zu nennen und vorzugsweise das zur Ausrüstung vorzustellende Individuum der Kommission zu empfehlen.

Nicht bloß bares Geld wird dieser Verein, als Opfer dargebracht, annehmen, sondern jede entbehrliche wertvolle Kleinigkeit, — das Symbol der Treue, den Trauring, die glänzende Verzierung des Ohrs, den kostbaren Schmuck des Halses. Gern werden monatliche Beiträge, gern Materialien, Leinewand, gesponnene Wolle und Garn angenommen, und selbst unentgeltliche Verarbeitung dieser rohen Materialien als Opfer angesehen werden.

Alles, was auf diese Art gesammelt wird, gehört dem Vaterlande. Diese Opfer dienen dazu, die Verteidiger, die es bedürfen, zu bewaffnen, zu bekleiden, auszurüsten, und wenn die reiche Wohltätigkeit der Frauen uns in den Stand setzt, noch mehr zu tun, dann sollen die Verwundeten gepflegt, geheilt und dem dankbaren Vaterlande wiedergegeben werden, damit auch von unserer Seite erfüllt werde das Große, das Schöne, damit das Vaterland, das in Gefahr ist, auch durch unsere Hilfe gerettet werde, sich neu gestalte und durch Gottes Kraft aufblühe!

Marianne Prinzessin Wilhelm von Preußen. Wilhelmine Prinzessin von Oranien. Auguste Kronprinzessin von Hessen. Wilhelmine, verw. Prinzessin von Oranien. Prinzessin Ferdinand von Preußen. Louise Prinzessin von Preußen-Radziwill. Luise, verw. Erbprinzessin zu Braunschweig. Caroline Prinzessin von Hessen. Marie Prinzessin von Hessen.

Kutusoffs Aufruf an die Deutschen. Kalisch, den 13./25. März 1813.

Indem Rußlands siegreiche Krieger, begleitet von denen Sr. Majestät des Königs von Preußen, ihres Bundesgenossen, in

Deutschland auftreten, kündigen Seine Majestät der Kaiser von Rußland und Seine Majestät der König von Preußen den Fürsten und Völkern Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit an. Sie kommen nur in der Absicht, ihnen diese entwandten, aber unveräußerlichen Stammgüter der Völker wieder erringen zu helfen und der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reiches mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu leisten. Nur dieser große, über die Selbstsucht erhabene und deshalb ihrer Majestäten allein würdige Zweck ist es, der das Vordringen ihrer Heere gebietet und leitet.

Diese unter den Augen beider Monarchen von ihren Feldherrn geführten Heere vertrauen auf einen waltenden, gerechten Gott und hoffen vollenden zu dürfen für die ganze Welt und unwiderruflich für Deutschland, was sie für sich selbst zur Abwendung des schmachvollsten Joches so rühmlich begonnen. Voll von dieser Begeisterung rücken sie heran. Ihre Losung ist Ehre und Freiheit. Möge jeder Deutsche, der des Namens noch würdig sein will, rasch und kräftig sich anschließen; möge jeder, er sei Fürst, er sei Edler oder stehe in den Reihen der Männer des Volks, den Befreiungsplänen Rußlands und Preußens beitreten mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben.

Diese Gesinnung, diesen Eifer glauben ihre Majestäten, nach dem Geiste, welcher Rußlands Siege über die zurückwankende Weltherrschaft so deutlich bezeichnet, von jedem Deutschen mit Recht erwarten zu dürfen.

Und so fordern sie denn treues Mitwirken, besonders von jedem deutschen Fürsten, und wollen dabei gern voraussetzen, daß sich keiner finden werde unter ihnen, der, indem er der deutschen Sache abtrünnig sein und bleiben will, sich reif zeige der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen.

Der Rheinbund, diese trügerische Fessel, mit welcher der Allentzweiende das erst zertrümmerte Deutschland, selbst mit Beseitigung des alten Namens, neu umschlang, kann als Wirkung fremden Zwanges und als Werkzeug fremden Einflusses länger nicht geduldet werden. Vielmehr glauben ihre Majestäten einem längst gehegten, nur mühsam noch in beklommener Brust zurückgehaltenen,

allgemeinen Volkswunsche zu begegnen, wenn sie erklären, daß die Auflösung dieses Vereins nicht anders als in ihren bestimmtesten Absichten liegen könne.

Hiermit ist zugleich das Verhältnis ausgesprochen, in welchem Sinne Seine Majestät der Kaiser aller Reußen zum wiedergebornen Deutschland und zu seiner Verfassung stehen wollen. Es kann dies, da sie den fremden Einfluß vernichtet zu sehen wünschen, kein anderes sein, als eine schützende Hand über ein Werk zu halten, dessen Gestaltung ganz allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleiben soll. Je schärfer in seinen Grundzügen und Umrissen dies Werk heraustreten wird aus dem ureignen Geiste des deutschen Volkes, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener wird Deutschland wieder unter Europas Völkern erscheinen können.

Übrigens werden Seine Majestät nebst ihrem Bundesgenossen, mit dem sie in den hier dargelegten Gesinnungen und Ansichten vollkommen einverstanden sind, dem schönen Zwecke der Befreiung Deutschlands von fremdem Joche ihre höchsten Anstrengungen jederzeit gewidmet sein lassen.

Frankreich, schön und stark durch sich selbst, beschäftige sich fernerhin mit der Förderung seiner inneren Glückseligkeit! Keine äußere Macht wird diese stören wollen, keine feindliche Unternehmung wird gegen seine rechtmäßigen Grenzen gerichtet werden. Aber Frankreich wisse, daß die andern Mächte eine fortdauernde Ruhe für ihre Völker zu erobern trachten und nicht eher die Waffen niederlegen werden, bis der Grund zu der Unabhängigkeit aller Staaten von Europa festgesetzt und gesichert sein wird.

Aufforderung Rudolph Werkmeisters. Berlin, den 31. März 1813.

„Gold gab ich für Eisen."

Während die Blüte des Volks, die jüngern Söhne des Vaterlands mutig das Leben selbst einsetzen für die große heilige Sache, die jetzt alle Gemüter bewegt, um die höchsten Güter des Menschen, Freiheit, Ehre und Eigentum wiederzugewinnen oder ruhmvoll unterzugehen, regt sich gewiß hin und wieder in so mancher Brust

der Gedanke, daß man minder glücklich als jene am väterlichen Herde stille verweilen müsse und durch den schweren Druck der Zeit selbst nicht einmal der Mittel genug besitze, um jenen, die handeln, nur einigermaßen durch bloßes Geben nachzueifern und so den Pflichtteil für König und Vaterland abzutragen. Diesen allen biete ich eine Gelegenheit dar, ihr Herz zu erleichtern und durch eine Gabe, die sie für solche Zwecke gern opfern werden, gewiß nicht geringe Schätze dem allgemeinen Wohl darzubringen. — Fast jede Familie dürfte einen oder mehrere goldene Trau- oder Verlobungsringe, zum Teil noch von Eltern und Großeltern herstammend, besitzen. In Hinsicht auf den Metallwert sind sie ihnen ein totes Kapital; nur die Veranlassung und das Andenken geben diesen Ringen Wert.

Diese Veranlassung und dieses Andenken sollen nicht untergehen; sie sollen den Besitzern unverletzt bleiben und noch heiliger werden durch die große Anwendung, die sie von dem bloßen Metallwert der Ringe machen, indem sie dafür andere, gleiche Zeichen, erhöht durch die stete Erinnerung an diese große Anwendung, eintauschen; nämlich Ringe von Eisen mit der Inschrift „Gold gab ich für Eisen 1813".

So wird, was ein Familienschatz war, ein solcher bleiben und noch ein höherer, ein Vaterlandsschatz, gleichsam ein Amulett werden, das mit dem ganzen Inbegriff häuslicher Tugenden auch noch jene höhere, die jetzt die außerordentliche Zeit entfaltet, auf Kind und Kindeskinder forterbt.

Allen, die demnach ihre goldenen Ringe herzugeben bereit sind, biete ich mich zur Empfangnahme und zum Umtausche gegen jene eisernen Ringe, welche ich zu diesem Zwecke sauber anfertigen lasse, an. Ein Allerhöchstverordnetes Militärgouvernement hat mich hierzu geneigtest autorisiert.

Auch alle andern Gegenstände von Gold und Silber, die dem Geber leicht entbehrlich sind, werde ich gern annehmen, darüber wie über obige Ringe quittieren und in den öffentlichen Blättern die strengste Rechenschaft von dem Erfolge meiner Aufforderung geben und demnächst die mir überlieferten Pretiosen mit der gewissenhaftesten Nachweisung an den zur Empfangnahme aller Beiträge zur Bekleidung, Bewaffnung und Unterstützung der freiwilligen Jäger beauftragten Rendanten, Direktor Zimmermann, abliefern.

Das Bureau zur Annahme obiger Pretiosen befindet sich Jägerstraße 25 auf dem Hofe zur Linken eine Treppe hoch, gerade über der Bibliothek, und ist jeden Morgen von 9—12 Uhr offen.

Rudolph Werkmeister, Unternehmer des Museums.

Gaben der Vaterlandsliebe für die freiwilligen Jäger und das Lützowsche Freikorps.

(Zusammengestellt aus der Haude-Spenerschen Zeitung.)

1. Vertrauen! eine lange goldene Halskette, $5^5/_8$ Lot schwer.

2. Alles! alles, was ich habe!
Ist diese ganze kleine Gabe,
Wär' die Zeit jetzt nicht so schwer,
Gerne! gerne gäb' ich mehr!

Ein paar goldene Ohrringe nebst anderm Ring $^7/_{16}$ Lot, ein silbernes Teesieb und die silbernen Enden von einem Paar Strickscheiden, zusammen $1^3/_4$ Lot, und eine eiserne Medaille mit goldener Einfassung.

3. Bei Einsendung eines Trauringes:
Du bist mir wert seit fünfundzwanzig Jahren
Und solltest mich bis in mein Grab begleiten —
Doch geh, ich weihe dich den Jünglingsscharen,
Die für des Vaterlandes Freiheit streiten;
Verwandle dich, o Ring, jetzt in ein Schwert,
Dir bleibet auch als Stahl dein heil'ger Wert.

4. Patriotischer Wunsch. Das Vaterland ist in Gefahr! — Welch über alles herzerschütternder Gedanke, der gewiß jeden biedern Menschen von Preußens Bewohnern anfeuern wird zu dem erhabenen Zwecke, zu den jetzt erforderlichen, so sehr großen Ausgaben des Staats nach Verhältnis seines Vermögens oder Einkommens aufs tätigste und schleunigste mitzuwirken. Zu diesem Ende finde ich mich durch den Drang meines Gefühls veranlaßt, die Hälfte meines jährlichen Gehalts und zwei goldene Trauringe, in dem so süßen Gefühle, dem schönen Beruf entgegenzugehen, dem Staate seine Selbständigkeit wiederzugeben oder — für selbigen zu sterben — mit der größten Freude, als ein kleines Opfer dem Altar des Vaterlandes darzubringen. Wahrlich, ich würde diese kleine gewidmete Gabe, welche ich zur Mitwirkung für das allgemeine Beste bestimmt

habe, auf keinen Fall zur öffentlichen Kenntnis bringen, wenn ich nicht damit die Absicht und den innigen Wunsch verbände, sämtliche Besitzer solcher Ringe darauf aufmerksam zu machen, daß durch Hingebung derselben mehrere Millionen bares Geld zu dem so erhabenen und allgemeinen Zwecke zusammengebracht werden könnten. Keineswegs sei dieses als Vorschlag anzusehen, nur inniger reger Wunsch, vom reinsten Patriotismus geleitet und — ich sollte glauben, daß, ohne der Bescheidenheit zu nahe zu treten, diese von mir gemachte Äußerung in den Herzen aller Braven nicht verkannt werden wird.

Gegenwärtig noch in Stargard in Pommern, den 12. März 1813. v. Katzeler, Hauptmann im Depotbataillon des 1. Ostpr. Inf.-Rgt.

5. Zwei goldene Trauringe mit den Worten: „Wir haben durch des Krieges Unglück alles verloren — nichts bleibt uns von Wert übrig wie einliegende unsere Trauringe. Hier sind sie mit Freuden."

Seelig, K. H., Kupferschmied, Elisabeth, geb. Goedke.

6. Ein schöner Anfang einer guten Sache! Die nähere Berechnung über alles künftig. Dr. Salfeld, Schloßfreiheit Nr. 3.

7. Eine unbemittelte Witwe bringt gern ihr liebstes Kleinod dem Vaterlande dar. Zwei goldene Trauringe.

8. Gott segne unsern König und seine mutvollen Krieger! v. Alvensleben, geb. v. Freyberg, zwei goldene Halsketten und ein Paar goldene Armbänder, alles zusammen $7^1/_{16}$ Lot schwer.

9. A. S. bittet, diese Kleinigkeit, die ihm noch übriggeblieben ist, nicht zu verschmähen, weil er selbige aus gutem Herzen gibt, einen silbernen Löffel und eine silberne Kinderklapper.

10. Als Scherflein einer armen Witwe für arme Krieger, ein neues Hemde, ein Paar goldene Ohrringe, drei goldene Ringe, ein silbernes Schloß und kleine Berlocke.

11. Ein guter Knabe, W. v. B., zu jung, sich selbst dem Vaterlande zu geben, opfert ihm mit Freuden sein kleines Eigentum in zwei alten silbernen Medaillen, $10^1/_4$ Lot.

12. Von einem inaktiven Offizier zwei goldene Trauringe. Das Beste und Einzige, was ich noch besitze. Mit Freuden lege ich es auf den Altar des Vaterlandes, für welches ich auch mein Leben gern opfern werde.

13. Von des Kronprinzen Königl. Hoheit 300 Tlr.

14. Von des Prinzen Karl von Preußen Königl. Hoheit 200 Tlr.

15. Vom Prinzen Friedrich, Königl. Hoheit, Neffen Sr. Majestät des Königs, 250 Tlr.

16. Vom Prinzen Wilhelm, Königl. Hoheit, Sohn Sr. Majestät des Königs, 250 Tlr.

17. Ich habe durch den Herrn Buchhändler Hitzig die Herausgabe der Ode „Germania an ihre Kinder" veranstaltet, die, von Heinrich v. Kleist im Jahre 1809 gedichtet, bis dahin noch nicht im Druck erschienen war. Ein hoher Moment von Begeisterung erzeugte diese schöne Ode, und darum wird Begeisterung von ihr ausgehen (13. März 1813). E. v. Pfuel.

18. Gern opfern das Symbol der Treue und Liebe zum freiwilligen Beitrag für König und Vaterland der Stadtinspektor Michaelis und Frau: zwei goldene Trauringe.

19. Von patriotisch gesinnten Einwohnern zu Schweidnitz 159 Taler.

20. Die Herren Professoren v. d. Hagen und D. Büsching sind entschlossen, das Leben des Götz von Berlichingen auf Pränumeration herauszugeben, und haben die Einnahme für das Detachement der Jägergarde bestimmt.

21. Aus dem Dorfe Langen im Ruppinschen von den Ackerwirten 5 Tlr. 18 Gr., von zwei Handwerkern 1 Tlr. 6 Gr., von zwei Tagelöhnern 1 Tlr. 12 Gr., von den Dienstboten 3 Tlr. 13 Gr.

22. Die Töchter Landsbergs a. d. Warthe haben unter sich zusammengebracht 100 Tlr. 16 Gr. Kurant, 30 Tlr. 42stel, 3 Laubtlr. und 4 Stück andere Münzen.

23. Ein Ungenannter ein großes Goldstück, 28 Tlr. 12 Gr. an Wert, mit den Worten: „Weder die Jahre des jugendlichen Leichtsinns noch die Jahre der Not konnten dieses Andenken einer geliebten Mutter mir entreißen. Es war zu einem edleren Zwecke bestimmt. Nehmt es, schwarze Männer, und rächt meinen Vater."

24. Amalie S.: eine goldene Kette, 7 Tlr. wert, ein Geschenk der verewigten Königin von Preußen.

25. Von den Arbeitern der Tappertschen Anstalt gesammelt 9 Tlr. 14 Gr.

26. Die Beamten und Knappschaften des Waldenburger Reviers haben für die als freiwillige Jäger hierhergekommenen Berg-

leute 221 Tlr. 6 Gr. $9^3/_5$ Pf. gesammelt. Es ist bekannt, daß die Bergknappen zu der ärmsten Einwohnerklasse gehören; aus ihrem Vermögen konnten diese unbemittelten Leute ihre Beiträge nicht aufbringen; da entschlossen sie sich, für ihre zu Felde gehenden Brüder mehrere Tage umsonst zu arbeiten, und so gelang es ihnen, durch Verfahrung unentgeltlicher Schichten auch einen Anteil an dem unter der Erde zu bezeugen, was die Hoffnung der ganzen Nation auf derselben gegenwärtig so lebhaft beschäftigt.

Aus Mebes, „Briefe aus den Feldzügen 1813 und 1814".

Zossen, den 24. März 1813.

So höchst achtbar Clausewitz als Soldat und nicht minder als Mensch ist, so kann er doch wohl kaum den Enthusiasmus ermessen, der unsere heutige Jugend erfüllt. Leute, die wie wir entschlossen sind, zu siegen oder zu sterben, und die mit dem Leben ihre Rechnung abgeschlossen haben, solchen Leuten ist unter einer guten Anführung nichts unmöglich. Die Geschichte bestätigt dies auf jeder Seite. Ob wir aber unter unsern Generalen einen Feldherrn besitzen, den wir Napoleon entgegenstellen können, ist freilich eine andere Frage. Zu den Russen habe ich kein Vertrauen; wir müssen uns auf uns selbst verlassen, es ist ja unsere eigene heilige Sache, es ist der letzte Kampf, den wir kämpfen; nach uns wird es, wenn wir erliegen, weder Preußen noch Deutsche geben; wohl dem, der für eine solche Sache sein Leben einsetzen kann! Unter unseren Generalen treten aber doch mehrere hervor, auf die die Nation mit Vertrauen sieht; es ist dies Blücher, Scharnhorst und York, und unter den Jüngeren der Oberst Gneisenau, der bekannte Verteidiger der Festung Kolberg. Leider ist Tiedemann, einer der ausgezeichnetsten Offiziere der Armee, nicht mehr am Leben, er fiel bekanntlich gleichzeitig mit dem guten Valentini in einem Gefecht in Kurland. Über Blücher sind die Urteile sehr geteilt, viele halten ihn bloß für einen Avantgarden-General ohne alles Feldherrntalent. Andere aber, die ihn näher kennen gelernt haben, versichern dagegen, daß er ein sehr umsichtiger General sei, der zwar nicht imstande ist, gelehrte militärische Dispositionen auf dem Papier zu machen, der

aber auf dem Schlachtfelde einen seltenen Überblick und ein ebenso richtiges als scharfes Urteil haben soll. Seine bewährte Tatkraft bürgt dafür, daß er das für richtig und zweckmäßig Erkannte mit dem Schwert in der Hand zur Ausführung bringt. Blücher ist der Mann des Volks, und ich gestehe, daß auch ich mit vollem Vertrauen auf ihn blicke.

Ich verhehle es mir aber keineswegs, daß wir einen schweren Kampf zu bestehen haben; ich habe die Überreste der französischen Armee vor zwei Monaten durch Berlin ziehen sehen, und ich kann nicht leugnen, daß selbst diese Trümmer — zwar nicht als Massen, denn solche waren es nicht mehr, aber in ihren Individuen — Achtung einflößten. Freilich haben in Rußland Hunderttausende ihr Grab gefunden; aber es sind doch noch viele Tausende zurückgekehrt, und diese Zurückgekehrten waren meistens Offiziere, lauter kräftige, markige Gestalten, Soldatenphysiognomien, wie sie nur die französische Armee aufzuweisen hat. Die Schwächlinge sind dem furchtbaren russischen Klima erlegen; der Überrest aber, jene abgehärteten und gestählten Soldatennaturen, sie haben alles Ungemach, welches Krieg, Pestilenz und Klima bieten kann, überstanden und stehen schon längst wieder auf französischem Boden, und in ihnen hat Napoleon wenigstens einen Schatz von ausgezeichneten Offizieren gerettet, die ihm in kurzer Zeit eine neue Armee herangebildet haben werden. Welche ungeheuren Hilfsquellen stehen ihm außerdem zu Gebote, da ihm der größte Teil von Europa untertan ist. Ich halte daher seine Macht keineswegs für gebrochen, wie manche glauben, die von einem Triumphzug nach dem Rhein träumen, vielmehr bin ich der Meinung, daß Deutschlands Befreiung nur nach einem Kampf auf Leben und Tod erreicht werden wird. Auf die Fürsten des Rheinbunds ist wohl nicht eher zu rechnen, als bis Deutschland vom Feinde gesäubert oder bis wenigstens ein entscheidender Schlag geschehen ist.

Wittenberge a. d. Elbe, den 31. März 1813.

Am 29. März, nachmittags um 3 Uhr, versammelte sich unsere wunderschöne Kompagnie auf dem Dönhoffsplatz, um den Marsch nach der Niederelbe zum Korps des Generals Tschernitscheff anzu-

treten. Eine ungeheure Volksmenge hatte sich versammelt und gab uns das Geleite durch die Leipziger und die Friedrichstraße bis zum Oranienburger Tor. Unter unendlichem Jubel und unter dem Schall unserer Gesänge zogen wir durch die Stadt. Ich gab selbst das Signal, indem ich das Schillersche „Frisch auf Kameraden" anstimmte, begleitet von tausendstimmigen Vivats einer aufs höchste begeisterten Volksmenge. Unser Zug durch das große Berlin war wirklich ergreifend; ich kann noch heute nicht ohne Bewegung daran denken. Wie viele Augen sah ich in Tränen schwimmen. Die Fenster waren mit Damen besetzt, die mit weißen Tüchern wehten; viele sahen dem Zuge stumm mit gefalteten Händen nach. Herrn und Damen drängten sich während unseres Defilierens durch die Stadt in unsere Glieder, drückten uns die Hände und wünschten uns Glück und Segen. Ein jeder schien mit uns zu fühlen, daß der Kampf, dem wir entgegengehen, der letzte entscheidende ist, und daß wir nur als Sieger oder nie wieder heimkehren dürfen. Dem Umstande, daß dieses Jägerdetachement beinahe aus lauter Berliner Kindern besteht, und daß es das einzige, wenigstens das erste ist, welches hier in Berlin vollständig organisiert worden (denn die übrigen hiesigen Freiwilligen haben sich beinahe sämtlich nach Breslau oder zu den Linienregimentern gewandt), ist es wohl beizumessen, daß wir so viel Interesse erregt haben.

Wilhelm v. Eberhardt an seine Mutter. Dahmsdorf in Sachsen, den 31. März 1813.

Vorgestern betraten wir den sächsischen Boden, von den Einwohnern mit Freuden begrüßt; die Bauern sind allerorten hier froh, daß wir sie vom französischen Joch befreien, und haben den besten Willen, auch das ihrige hierzu beizutragen, als echte Deutsche für das Wohl des gesamten Vaterlandes zu kämpfen.

Gott gebe seinen Segen zu dem begonnenen Werke.

Wir stehen drei Meilen von Wittenberg, welche Festung noch vom Feinde besetzt ist, hoffen sehr, daß es bald etwas für uns zu tun gibt, denn bis jetzt ist noch nichts vorgefallen.

Der Abschied von Dir, teure Mutter, von den Geschwistern und Freunden, ist mir diesmal gar nicht so schwer geworden; so rüh-

rend er auch war, es mischte sich doch die herrliche Empfindung hinein: du ziehst ins Feld zur Befreiung des Vaterlandes, all das Unrecht zu rächen, was Preußen in diesen letzten Jahren widerfahren, und das Gefühl hob die Brust eines jeden von uns mit Stolz empor. Am Morgen unsres Abmarsches von Berlin hatte das Regiment, wie unser ganzes Korps, Gottesdienst, welcher für uns im Lustgarten abgehalten wurde. Diese Feier wird uns allen unvergeßlich bleiben. Das Regiment schloß einen Kreis, in dessen Mitte unser General York zwischen den beiden Fahnen stand; seine Hände waren gefaltet, sein Blick gen Himmel gerichtet mit aufrichtiger Andacht. Ihm gegenüber stand der Feldpropst und hielt nach dem Gebet eine kurze Anrede, in welcher er auf die heiligen Pflichten hinwies, die wir zu erfüllen gedächten, für König und Vaterland auch unser Leben gern zu lassen. Nach dem Segen ergriff General York das Wort, und indem er seine Rechte gen Himmel streckte, rief er laut: „Brave Kameraden! Sieg oder Tod, das schwört euch euer Feldherr; glücklich sehen wir unser Vaterland und in ihm die Unsrigen wieder, oder nie! Fluch und Verderben treffe denjenigen, der durch Pflichtvergessenheit die Erwartungen täuscht, die das Vaterland mit Recht auf jeden Einzelnen setzt!" — Ein dreimaliges Hoch unserm teuern Könige folgte diesen Worten. Unser Oberst v. Horn sagte zum General: „Ich und mein Regiment und die anderen alle werden unsere Pflicht erfüllen und für das Heiligste kämpfen!" Da erscholl aus der Mitte des Regiments ein Ruf: „Ja, das soll ein Wort sein", und alles wiederholte diesen Schwur. Als dann auch unserm General ein Lebehoch gebracht wurde, lehnte er das ab mit den Worten: „Für jetzt behalte ich euch meinen Dank vor; schallt mir aber nach der ersten siegreichen Schlacht euer Jubel entgegen, dann soll er mir willkommen sein."

Vom Höchsten bis zum Niedrigsten war jeder tief ergriffen von diesem heiligen Moment, und mit welcher Freude, mit welchem Vertrauen folgt man nicht solchem Führer wie unserm General York!

Einleitungsartikel B. G. Niebuhrs zum „Preußischen Korrespondenten". Berlin, den 2. April 1813.

Die Freiheit der Rede und der Schrift ist uns wiedergegeben, wie die des Handelns. Das Handeln leiten die Gesetze des Königs:

die Verwirklichung weiser Entwürfe des Monarchen, von unerschütterten und auf Gott vertrauenden Feldherrn durchdacht und vorbereitet, während der Menge die Erscheinung freier Tage eine leichtblütige Täuschung und nichts als ein Pfad in den immer grundloseren Abgrund der Knechtschaft vor uns zu liegen schien. Das Gefühl der Not, das Beispiel erhabener Völker, der Anblick der Gerichte Gottes erweckte auch in der ganzen Nation den Instinkt der Rettung; er kam den Verordnungen des Königs entgegen; und die Gesetze des Monarchen waren wie einmütig angenommene Beschlüsse einer Volksgemeinde.

Wir waren nach unsern Vätern in die Erschlaffung und feige Faulheit versunken gewesen, die seit dem Dreißigjährigen Kriege Deutschland zu untergraben begonnen hatten. Gott mußte uns züchtigen, um uns zu heilen. Aber es ist ihm genug, was er an uns getan; er erbarmt sich unser, weil wir uns von unsern Sünden bekehren: er hat sein Erbarmen gezeigt durch die Ausdauer Großbritanniens, durch den Segen, mit dem er diese edle Insel belohnt, durch die Begeisterung der Spanier und Portugiesen, durch den Heldenmut und die Aufopferung der Russen, durch den Todesengel, der mit den Russen kämpfte und Frankreichs Heere vertilgte.

Unsere Zeit und die unserer Väter war so tief gesunken, so verirrt, daß, als der Krieg Frankreichs gegen die Welt vor einundzwanzig Jahren begann, eine hochverräterische Parteilichkeit für die ewigen Feinde des Vaterlandes, die, welche Friedrich den Großen verließen und zugrunde richten wollten, die, in denen er noch in den letzten Jahren seines Lebens einst die notwendigen Feinde Preußens und des mit ihm wieder versöhnten Österreichs voraussah — Parteilichkeit für sie und Haß und Hohn gegen die Widersacher der Revolution die öffentliche Meinung tyrannisierten. Wir hatten die Denkfreiheit, die Friedrich schuf, die Anhänger Frankreichs mißbrauchten sie, um das Vaterland zu untergraben. Eins allein mindert unsere Schande, daß in ganz Deutschland gesündigt ward wie hier.

Von den wohltätigen Züchtigungen Gottes, die wir erfahren, und wie wir ihm dafür danken müssen, werden wir oft reden. Denn, ihm sei Dank, wir dürfen es uns sagen, sie waren endlich nicht mehr vergeblich: unsere Verstockung ist geheilt.

Wir mißbrauchten die Schreibfreiheit; unselige Toren, verruchte Verbrecher wandten sich gegen das Vaterland. Darum haben wir sie entbehren müssen, bis ein gesunder Volkssinn ihren Mißbrauch unmöglich machte. Es ist eine unbeschreibliche Seligkeit, daß wir den Tag erlebt haben, daß die Worte des Königs das beste Gefühl eines jeden Bürgers, vom Höchsten bis zum Geringsten, ausdrücken. Das ist die Freiheit, das ist die Gleichheit, aus deren Namen vor zwanzig Jahren teuflische Götzenbilder geworden waren.

Wir haben Jahre durchlebt, in denen wir stumm sitzen mußten. Wir mußten jedes Wort ersticken, was Liebe für den König und das Vaterland bei dem Anblick und Mitgefühl ihrer Leiden hervorriefen. Wir durften nicht bewundern, was groß und tugendhaft in der Gegenwart war: schon kam es dahin, daß der Furchtsame sich scheute von den längst verflossenen Jahrhunderten zu reden. Die Besten schwiegen über das Elend der Gegenwart und ihre Gräßlichkeiten; die Furchtsamen verstanden sich zu abscheulichen Handlungen. Täglich und stündlich mußten wir verbeißen und verschmerzen, was wir sahen und erlitten; und schon suchte der Leichtsinnige es sich in seinen Fesseln bequem zu machen: noch eine kleine Zeit, und wir verdarben ganz.

Das war heilsam, daß wir einsehen lernten, es bedurfte des Handelns, der Arm rette nur mit den Waffen, nicht mit der Feder.

Doch auch sie ist jetzt nicht nutzlos, da Gott unsere Ketten gebrochen hat. Wir müssen uns besinnen, wir müssen das lange entwöhnte Licht wieder gebrauchen lernen, und um so mehr, da wir es in den früheren Zeiten des äußern Glücks nicht zu gebrauchen wußten. Der Deutsche muß klar einsehen, was er zu tun hat, er bedarf der Reflexion und des Begriffs. Wir müssen wie Erlöste denken und handeln, nicht wie die, welche ihre Fesseln wild gesprengt haben.

Wir müssen noch nicht genießen wollen; sondern nur siegen und unser Vaterland befreien und seine Freiheit fest begründen.

Wir müssen in allen allgemeinen Dingen zum gesunden Gefühl, zum gesunden Urteil zurückkehren: alles nach der Wahrheit betrachten und richten.

Die Rettung liegt in unsern Händen: das Glück hat schon mehr getan, als der frömmste Schwärmer je hoffen durfte. Vom Glück wollen wir nicht mehr fordern, als Gott uns schon gewährt hat.

Wir müssen nie träumen oder uns täuschen, daß der Feind schwächer, der Kampf leichter sei, als er ist. Es schadet ja nichts, daß man höret, daß er noch mächtig ist, daß er große Scharen versammelt und heranführt, da wir uns stark wissen und die edlen Bundesgenossen unsers Königs; da wir nur die Wahl haben, die der König ausgesprochen hat, und darum des Lebens froh sind, weil von keiner andern die Rede sein kann. Von uns hängt es ab, daß die Macht des Vaterlandes wachse, und wie sie wächset und sich begründet, nimmt die des Feindes ab.

Cäsar redete zu seinen Soldaten vor der Schlacht und vergrößerte die Zahl der feindlichen Streitkräfte, damit jeder der Seinigen alle anwende, welche ihm die Natur verliehen hatte. Dann war er des Siegs gewiß.

König Friedrich Wilhelm III. an die Bewohner der ehemaligen, durch den Frieden von Tilsit abgetretenen preußisch-deutschen Provinzen. Gegeben Breslau, den 6. April 1813.

Nicht Mein freier Wille oder eure Schuld riß euch, Meine vormals so geliebten und getreuen Untertanen, von Meinem Vaterherzen. Die Macht des Verhängnisses führte den Frieden von Tilsit herbei, der uns gewaltsam trennte. Aber selbst diese, sowie alle später mit Frankreich geschlossenen Verträge wurden von unsern Feinden gebrochen. Sie selbst haben durch ihre Treulosigkeit uns unserer lästigen Verbindung mit ihnen entledigt, und Gott hat durch die Siege unserer mächtigen Bundesgenossen die Freiheit Deutschlands vorbereitet.

Auch ihr seid von dem Augenblick an, da Mein treues Volk für Mich, für sich selbst und für euch die Waffen ergriff, nicht mehr an den erzwungenen Eid gebunden, der euch an eure neuen Beherrscher knüpfte. An euch richte Ich also die nämlichen Worte, die Ich über die Veranlassung und den Zweck des gegenwärtigen Krieges zu Meinem geliebten Volke sprach.

Ihr habt jetzt wieder gleiche Ansprüche an Meine Liebe, sowie Ich an eure Ergebenheit. Mit Meinem Volk wieder vereinigt, werdet ihr gleiche Gefahren, aber auch gleichen Lohn und gleichen Ruhm teilen.

Ich rechne auf eure Anhänglichkeit, das Vaterland auf eure Kraft. Schließt eure Jünglinge an Meine Krieger, die jüngst den alten Ruhm der preußischen Waffen aufs neue bewährt haben.

Ergreifet das Schwert, bildet eure Landwehr und euren Landsturm nach dem Beispiel eurer hochherzigen Brüder, die Ich mit gerechtem Stolz Meine Untertanen nenne. Gehorchet unbedingt den Beamten, die Ich euch senden werde, euch Meine Befehle kundzutun und eure Kräfte zu leiten, Männer, die früher mit Vertrauen und Nutzen unter euch gelebt und gewirkt haben.

Dann, wenn ihr mitgekämpft für das gemeinsame Vaterland, wenn ihr durch eure Anstrengungen unsere Selbständigkeit mitbegründet und bewiesen habt, daß ihr eurer Ahnen und des preußischen Namens würdig seid, dann heilt die Zukunft die Wunden der Vergangenheit, und wir finden das verloren gewesene Glück in dem Bewußtsein von gegenseitiger treuer Anhänglichkeit und im ungetrübten Genusse von Freiheit und Frieden.

Zweites Kapitel.

Die ersten Kämpfe. Groß-Görschen und Bautzen. März bis Mai 1813.

Geharnischtes Sonett.

Horch' auf, Berlin, horch' auf mit deinen Ohren,
Die lang schon hörten keine Freudenkunde;
Ein andrer Tag bringt eine andre Stunde,
Die Freudenbotschaft steht vor deinen Toren.

Wer sie dir bringt, ist fern von dir geboren,
Doch wenn du's willst, ist er mit dir im Bunde!
Horch', hören könntest du schon in der Runde
Sein Sporngeklirr, ritt' er nicht ohne Sporen.

So kannst du hören doch sein Roßgewieher,
Und wenn dein Aug' ihn noch, den Freund, nicht sähe,
So kann es doch schon sehn den Feind, den Flieher.

Auf, feiert betend eures Retters Nähe;
Er kommt und macht euch, staubgebückte Knieer,
Zu Stehern unter Waff' und auf Trophäe.

Friedrich Rückert (Freimund Reimar),
Geharnischte Sonette II, 12.

Ausmarsch der französischen Truppen aus Berlin am 4. März 1813. (Bericht in der Haude-Spenerschen Zeitung, den 9. März 1813.)

Am 4. März räumte die französische Garnison vor Tagesanbruch die Stadt und defilierte zum Hallischen Tore hinaus. Während dies auf der Südseite der Stadt geschah, drang von der Nordseite die russische leichte Kavallerie unter dem General Tschernitscheff gegen das Oranienburger Tor. Die Kosaken ebneten mit Hacken und

Schaufeln augenblicklich die von den Franzosen veranstalteten Erdaufwürfe und Gräben, und um 6 Uhr zogen unter Anführung des kommandierenden Generals die russischen Truppen in die Stadt. Ihr Einmarsch ging durch die gedrängten Reihen des Volkes, das von allen Seiten hinzuströmte und ihnen den freundlichsten Willkommen entgegenbrachte. Der das 18. Kosakenregiment Grecow kommandierende General Graf v. Mussin-Puschkin hatte, zur Versicherung seiner friedlichen Gesinnungen gegen die Bürger, seiner gesamten Mannschaft die preußische Nationalkokarde anstecken lassen, und so traten sie mit dem Ausruf: „Es lebe König Friedrich Wilhelm III.!" in die Stadt. Jener Zuruf wurde von dem Volke mit dem „Hoch lebe Kaiser Alexander!" erwidert. Bei dem Kavalleriekorps des Generals Tschernitscheff befanden sich namentlich die Obersten Graf Dolow, Wlasow und Efremow.

Die siegreichen russisch-kaiserlichen Truppen stürzten ohne den mindesten Zeitverlust den ausrückenden französischen Truppen nach und erreichten die letztern Bataillone noch innerhalb des Hallischen Tores. Diese gaben auf dem großen Platze, dem Rondell, auf die eindringenden Kosaken Feuer, wodurch von beiden Seiten mehrere blieben und verwundet, auch russischerseits Gefangene gemacht wurden. Die Russen verfolgten hiernächst auf mehreren Straßen den Feind und wiederholten ihre Angriffe, namentlich in der Nachbarschaft der Dörfer Schöneberg und Steglitz, wobei die Franzosen an Toten und Gefangenen gegen viertehalbhundert Mann verloren.

An Nachzüglern und Verspäteten waren in der Stadt 218 Mann aufgegriffen worden und in den Hospitälern an Verwundeten und Kranken ungefähr 1600 Mann in russische Gefangenschaft geraten.

Nach 11 Uhr vormittags traf unter dem Befehle Sr. Exzellenz des Generalmajors Fürsten Repnin ein Avantgardekorps der Wittgensteinschen Armee, aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie bestehend, hier ein, bei welchem sich der General v. Diebitsch und v. Benckendorf und der Kosakengeneral Rodjonoff befanden; die Infanterie marschierte unter dem Schalle ihrer Feldmusik und die Kosaken unter Anstimmung ihrer Nationallieder. Die sämtliche Mannschaft stellte sich im Lustgarten und auf andern großen Plätzen auf, ward dort teils durch die Behörden, teils von den Einwohnern reichlich

und freundlich versorgt und biwakierte die Nacht hindurch. Bloß die Generalität und die oberen Offiziere hatten in den vornehmsten Gast- und einigen Privathäusern Quartier genommen.

Im Schauspielhause wurde bei einem überaus zahlreichen Zulaufe statt des schon mehrere Tage vorher angekündigten Trauerspiels „Othello" die Oper „Die Dorfsängerin" und ein fröhliches Ballett gegeben. Zweimal wurde den russischen Heerführern bei ihrem Eintritt in die für sie bestimmte Loge ein freudiges Hurra entgegengebracht, und das Orchester fiel mit einem Tusch in den allgemeinen Jubel ein. Mit Einbruch der Nacht war ohne vorhergegangene Verabredung die ganze Stadt erleuchtet. Teils in der Stadt, teils in der Gegend umher lagen 19 Regimenter Kosaken. Außer diesen bestand die hier eingerückte Kavallerie aus dem Isjunschen, dem Grodnoschen und dem Elisabethgorodschen Husaren-, desgleichen aus dem kasanschen und dem finnländischen Dragonerregiment. Nach dem nun schon zu weiteren Operationen erfolgten Abmarsch des bei weitem größeren Teils dieser Truppen erwarten wir jetzt allhier Se. Exzellenz den Herrn Grafen von Wittgenstein mit den unter seinen Befehlen stehenden übrigen Armeekorps. Am 5., morgens um 11 Uhr, hielten die im Lustgarten aufgestellten russisch-kaiserlichen Truppen ein feierliches Dankfest, bei welchem während der Erteilung des Segens eine Salve von 21 Kanonen gegeben und von allen Anwesenden den beiden Souveräns abermals ein feierliches Lebehoch gebracht wurde.

Proklamation Blüchers an seine Truppen. Bunzlau, den 23. März 1813.

Preußen! wir überschreiten die Grenze unseres Gebietes und betreten ein fremdes, nicht als Feinde, sondern als Befreier. Ausziehend zum Kampf um unsere Unabhängigkeit, wollen wir nicht ein Nachbarvolk unterdrücken, das mit uns dieselbe Sprache redet, denselben Glauben bekennt, öfters ehedem seine Truppen mit den unsrigen siegreich fechten ließ, denselben Haß gegen fremde Unterdrückung fühlt, und das nur durch die von Frankreichs Arglist irregeleitete Politik seines Landesherrn bis jetzt verhindert ward, die Waffen gegen die Schergen fremder Tyrannei zu kehren. Seid

mild und menschlich gegen dieses Volk und betrachtet die Sachsen als Freunde der heiligen Sache deutscher Unabhängigkeit, für welche wir die Waffen erhoben haben; betrachtet sie als künftige Bundesgenossen. Sachsens Einwohner werden dagegen auf ordnungsmäßigem Wege eure billigen Wünsche befriedigen. Ahmt das Beispiel eurer Waffengefährten im Yorckschen Armeekorps nach, die, obgleich lange auf fremdem Gebiet stehend, durch die strengste Manneszucht die Ehre des preußischen Namens bewahrt haben.

Den Unwürdigen, der den Ruhm preußischer Mannszucht entheiligt, werde ich nicht als einen der Unsrigen anerkennen, sondern durch entehrende Strafen sein Verbrechen zu ahnden wissen. Soldaten meiner Armee, ihr kennt mich. Ihr wißt, daß ich väterlich für euch sorge, Ihr wißt aber nicht weniger, daß ich Ausschweifungen nicht dulde, sondern solche einen unerbittlichen Richter an mir finden. Achtet euch hiernach!

Einsegnung des Lützowschen Freikorps. Rogau, den 27. März 1813.

Am 27. März legte das Korps des Majors v. Lützow zu Rogau den Eid ab. Der evangelische Pastor Peters hielt dabei eine zweckmäßige Anrede. Am 28. brach das Korps, das 1400 Mann stark sein soll, nach Sachsen auf. Es haben sich bei demselben mehrere für Deutschlands Sache begeisterte Österreicher engagiert, unter andern der Wiener Hof- und Theaterdichter Körner, der den ersten preußischen Grenzadler mit einem Gedicht begrüßte, das mit den Worten schloß:

Bald werd' ich unter deinen Fahnen stehen,
Bald werd' ich dich im Kampfe wiedersehn,
Du wirst voran zum Sturm, zur Freiheit wehen!
Und was dann immer aus dem Sänger werde,
Heil ihm, erkämpft er sich auch mit dem Schwerte
Nichts als ein Grab in einer freien Erde.

Lützows wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.

Es zieht sich herunter in düsteren Reihn,
Und gellende Hörner schallen darein,
Erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurra jauchzt, und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wütrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein
Und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein,
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was braust dort im Tale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackeren Herzen erzittern nicht;
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefallnen fragt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land ist ja frei — und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

Theodor Körner.

Mitteilung des Militärgouvernements für das Land zwischen Oder und Elbe über die ersten Siege. Berlin, den 6. April 1813.

Aus dem Hauptquartier des russisch-kaiserlichen kommandierenden Generals, Herrn Grafen v. Wittgenstein, traf am 6. d. M. hier die Nachricht von einem Siege des Generals Dörnberg über das Morandsche Korps ein, der durch das hiesige Kgl. Militärgouvernement, vermittels folgenden Anschlags, bekanntgemacht ward:

Der erste Sieg jenseits der Elbe ist erfochten! So segnet die Vorsehung gerechte Waffen! —

Die soeben aus Zerbst, als dem Hauptquartier des kommandierenden kaiserlich-russischen Generals Grafen v. Wittgenstein eingegangene offizielle Nachricht lautet folgendergestalt:

Der General Dörnberg, vom Feinde verfolgt, welcher in bedeutender Zahl von Werben und Stendal anrückte, eilte in schnellen Märschen nach Lüneburg, wo die feindliche Division des Generals Morand mit 3000 Infanteristen und 300 Mann Kavallerie nebst 12 Kanonen sich postiert hatte. Er vereinigte sich hier mit dem General Tschernitscheff und griff den Feind am 2. d. Mts. bei Lüneburg an. Die Stadt wurde im Verlauf des Gefechts zweimal genommen und endlich nicht nur behauptet, sondern das ganze Morandsche Korps vernichtet. Der Divisionsgeneral Morand ist verwundet und gefangen, mit ihm der Chef seines Generalstabes, Oberst Loud, 80 Offiziere und 2500 Gemeine, 3 Adler und 12 Kanonen sind erobert.

Der General Dörnberg kann die Tapferkeit der russisch-kaiserlichen und königlich-preußischen Truppen nicht genug rühmen. Sieg oder Tod war ihre Losung. Der diesseitige Verlust ist unbedeutend.

Heil den braven Kriegern, welche zuerst jenseits der Elbe so herrlich gefochten haben! So wird und muß der Feind der Freiheit und des Vaterlandes fallen!

Scharnhorst an L'Estocq, Gouverneur von Berlin, über die Schlacht bei Groß-Görschen oder Lützen, den 2. Mai 1813.

Der Feind hatte den Rücken nach Leipzig, und wir hatten Naumburg und Weißenfels im Rücken. Auf den Flügeln beider Armeen war der Elsterfluß und die Luppe (ein Arm der Elster zwischen Leipzig und der Saale) in bedeutender Entfernung von den Flügeln. Vor unserm rechten Flügel hatten wir ein vom Feinde besetztes Dorf. Mit dem Angriff dieses Dorfs fing die Schlacht an; das Dorf wurde vom rechten Flügel des Blücherschen Korps genommen; bald darauf traf man vor dem linken Flügel dieses Korps ein anderes Dorf, vor welchem der Feind mehrere Batterien auffuhr; wir stellten ihm fast ebensoviel Artillerie entgegen und deckten diese durch unsere Kavallerieresерve, weil die Infanterie des Korps nicht so weit reichte. Nun kamen nach und nach die übrigen Korps heran, und die Schlacht wurde auf der ganzen Front allgemein und dehnte sich links über das letzte Dorf hinaus. Ich weiß nicht wie weit. Das genommene Dorf auf unserem rechten Flügel des Blücherschen Korps wurde von uns mehrere Stunden behauptet; hierauf kam der Feind mit einer großen Gewalt an, umging und nahm dasselbe; behauptete es jedoch nur ungefähr $1^1/_2$ Stunde.

Darauf griffen wir dieses Dorf von neuem an, nahmen es und drangen nun weiter vor und nahmen noch zwei andere Dörfer, so daß wir in der Flanke des Feindes standen. Jetzt wurde das Gefecht auf diesem Punkte sehr hartnäckig. Die meiste Infanterie des Blücherschen Korps und ein Teil der anderen kam hier nach und nach ins Feuer. Man stand nahe voreinander. Bald schien der Sieg sich für die eine, bald für die andere Partei zu erklären; doch behaupteten wir unser Terrain in der Flanke des Feindes, ohne davon eine Handbreit zu verlieren. Es war ungefähr zwischen 6 und 7 Uhr, als ich am Beine verwundet wurde und das Schlachtfeld verlassen mußte. Was auf dem linken Flügel geschah, weiß ich nicht. Ich sah nur, daß auch hier von uns ein bedeutendes Terrain gewonnen war. Die Schlacht ist

also gewonnen; unter welchem weiteren Erfolg, weiß ich jetzt noch nicht. Die Feinde haben in ihrem Rücken Leipzig besetzt. Gegen Abend war von der großen Armee Verstärkung angekommen; auch das Miloradowitsche Korps war im Anmarsch. Eben höre ich, daß die Schlacht geendet und wir nicht allein das erste Schlachtfeld, sondern auch das gewonnene Terrain behauptet haben. Indes zwingt uns der in Leipzig befindliche Feind zu Seitenbewegungen.

Lied auf Lützen.

Wer reitet so frisch und singt so hell
Dem rühmlichen Kampfe entgegen?
Die Krieger, die kenn' ich als keck und schnell,
Vor keiner Gefahr verlegen;
Das ist meine reitende Jägerschar,
Die so kühn und freudig bei Lützen war.

Hurra, hurra, so riefen sie laut,
Und frisch in den Feind geritten,
Den Tod gegrüßt, wie die blühende Braut,
Gejauchzt in der Waffen Mitten,
Dann wieder geruhig den ganzen Tag
Geschaut in der Kugeln Hagelschlag.

Was hat ein Held, ein russischer Mann,
Von euch, ihr Jäger, gesprochen?
Der auch seitdem mit blutigem Bann
Am stolzen Feind sich gerochen:
„Gegrüßt," sprach der, „meine Jäger mir,
Bei Lützen fochtet wie Engel ihr!"

Und Gott hat der jungen, fröhlichen Schar
Auch schützende Engel gesendet,
Und vielen die finstere Todesgefahr
Vom blühenden Haupte gewendet.
Ihr streitet vergnügt im lächelnden Mai
Und lächelt meist alle noch frisch dabei.

Frisch auf, du rüstige Jägerschwadron,
Hilf ferner dem Könige siegen,
Der Feind, er staunet, stutzet schon,
Bald wird er nun ganz erliegen.
Dann herzen euch Mutter und Schwester und Braut,
Und wir preisen den gütigen Herrgott laut.

Friedrich Baron de la Motte-Fouqué.

Aus einem Schreiben aus der Gegend von Meißen vom 8. Mai 1813.

Unsere Armee hat sich zurückgezogen, um sich mehr zu konzentrieren. Der Rückzug geschah in der besten Ordnung. Hier, hinter der Elbe, ziehen wir alle mögliche Verstärkungen an uns — und dann kommt es zu einer neuen Schlacht. Nach Berlin zu gehen, werden die Franzosen schwerlich wagen.

Geharnischte Sonette.

Es steigt ein Geist, umhüllt von blankem Stahle,
Des Friedrichs Geist, der in der Jahre sieben
Einst tat die Wunder, die er selbst beschrieben,
Er steigt empor aus seines Grabes Male

Und spricht: „Es schwankt in dunkler Hand die Schale,
Die Reiche wägt, und meins ward schnell zerrieben.
Seit ich entschlief, war niemand wach geblieben;
Und Roßbachs Ruhm ging unter in der Saale.

Wer weckt mich heut und will mir Rach' erstreiten?
Ich sehe Helden, daß mich's will gemahnen,
Als säh' ich meinen alten Zieten reiten.

Auf, meine Preußen, unter ihre Fahnen!
In Wetternacht will ich voran euch schreiten,
Und ihr sollt größer sein als eure Ahnen."

Der alte Fritz saß drunten in den Nächten,
Auf einem Thron aus Tatenglanz gewoben,
Und dachte, weil den Busen Seufzer hoben,
An sein einst freies Volk, das ward zu Knechten.

Da kam, so lange von des Schicksals Mächten
Im ird'schen Stand des Lebens aufgehoben,
Sein alter Bruder kam jetzt her von droben,
Den sah er und hub an: „Will's noch nicht fechten?"

Der aber sprach: „Ich komme, vom Geschicke
Zu dir gesandt als Bote, daß erschienen
Jetzt ist die Stunde, wo es bricht die Stricke."

Da sprang der alte König auf mit Mienen,
Als ob er selbst zu neuem Kampf sich schicke,
Und sprach: „Jetzt will ich wieder sein mit ihnen."

Friedrich Rückert (Freimund Reimar),
Geharnischte Sonette I, 13 und II, 16.

Bekanntmachung des Militärgouvernements für das Land zwischen Elbe und Oder. Berlin, den 14. Mai 1813.

Da der Kriegsschauplatz, auf welchem die großen Heere kämpfen, sich mehr von Berlin entfernt hat, die örtliche Lage dieser Residenz aber dem Strome nahe ist, dessen Übergänge zum Teil in den Händen des Feindes sind, so fordert es die Vorsicht, selbst bei nicht obwaltender Gefahr, diejenigen Gegenstände von hier abführen zu lassen, deren Fortschaffung in einem weniger ruhigen Moment mehr Schwierigkeiten erzeugen und Mittel und Kräfte benehmen würde, die sodann zweckmäßiger verwendet werden müssen.

Das Publikum kann daher aus dieser einzig durch die Lage Berlins entspringenden Vorsichtsmaßregel keine beunruhigende Ansicht schöpfen.

Der Generalleutnant v. Bülow steht mit einer hinlänglichen Macht bereit, die Residenz zu decken, welche Macht, wenn sie wirklich von einer überlegenen feindlichen zum Rückzug gegen Berlin bewogen werden sollte, durch die zur Unterstützung aufgestellten Truppen sich immer mehr verstärkt und eine Verteidigungslinie vorbereitet findet, die der Feind nicht überschreiten wird; und was noch mehr als alles dieses dem Feinde schreckbar und verderblich sein muß, ist der Mut jedes braven Märkers, der seinem König treu, seinem Vaterland innig ergeben, sein Weib, seine Kinder, seinen Herd und alles, was

seinem Herzen teuer ist, gegen fremde Willkür verteidigt. Auf diesen Mut, wenn die Gefahr eintritt, vertraut der König und vertrauen wir; ihn fürchtet der Feind. Jede Besorgnis ist daher bei solchen Schutzmitteln unzeitig.

Wenn Staatsdiener der oberen Verwaltungsbehörden, deren Wirkungskreis sich auf die ganze Monarchie erstreckt, sich entfernen: so geschieht dies auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majestät des Königs und aus dem natürlichen Grunde, damit nicht allgemein eine Stokkung in den Geschäften erfolgen könne. Schwächlinge, welche, ohne dazu Befehl erhalten zu haben, sich dennoch gesetzwidrig ohne Urlaub und heimlich entfernen, mögen immer dahinziehen, ihr Kleinmut und ihr unpatriotischer Sinn würde in Augenblicken, wo es auf Kraft im Handeln ankommt, nur schädlich werden können — sie sind zu bedauern!

Wir werden keine Vorsichtsmaßregel verabsäumen, welche Zeit zur Vorbereitung erfordert; erwarten aber dagegen von der Besonnenheit des Publikums, daß es hieraus nicht einen Beweis der verschlimmerten Lage der allgemeinen Angelegenheiten sowie der hiesigen Residenz drohenden Gefahr entnehmen werde.

Bekanntmachung des Militärgouvernements des Landes zwischen Oder und Weichsel. Stargard, den 18. Mai 1813.

Durch die Errichtung des Landsturms in den gesamten preußischen Staaten sind alle streitbaren Bürger desselben als Soldaten anzusehen. Es darf mithin keiner ohne Erlaubnis seines Befehlshabers von dem Bezirke sich entfernen, zu welchem er gehört. Demzufolge, und da die Reisepässe ohne Rücksicht hierauf bisher ausgestellt werden konnten, werden alle und jede Polizeibehörden unseres Gouvernements hierdurch angewiesen, gegenwärtige Verordnung an ihrem Orte öffentlich bekanntmachen zu lassen, und acht Tage nach erfolgter Bekanntmachung bei allen und jeden sich aus fremden Orten in ihrem Polizeirevier aufhaltenden, zum Landsturm pflichtigen Männern genau zu untersuchen, ob dieselben auf höheren Befehl ihrer Amtsvorgesetzten oder mit Urlaub ihres Landsturms-Befehlshabers sich daselbst befinden. Alle diejenigen, welche sich dieserhalb nicht durch schriftliche Zeugnisse völlig ausweisen können, sollen unverzüglich in

ihre Heimat zurückgewiesen werden, und muß diese Weisung auf ihrem Passe bemerkt werden. In zweifelhaften Fällen haben die Polizeibehörden an uns zu berichten, die betreffenden Personen aber inzwischen unter Aufsicht zu nehmen. Diejenige Polizeiobrigkeit welche diese Verordnung nicht mit aller Aufmerksamkeit und Strenge befolgt und sich dabei irgendeine Vernachlässigung zuschulden kommen läßt, hat die strengste Ahndung zu gewärtigen.

Wenn Prinzessinnen des Königlichen Hauses sich gegenwärtig von Berlin entfernen, wenn die obersten Staatsbehörden, von deren Wirksamkeit die Staatsverwaltung in allen Provinzen abhängig ist, angewiesen werden, auf das rechte Oderufer zu gehen, wenn Kassen und Archive dahin geschafft werden sollten, so wird jeder denkende Mensch dadurch sich nicht beunruhigen lassen, weil er bedenken wird, daß die Vorsicht und Bedachtsamkeit gebietet, solche Maßregeln nicht bis zum möglichen letzten Augenblicke zu verschieben, sondern sie mit Ruhe und Ordnung auszuführen; daß Berlin nur sechs Meilen von der Grenze und nur elf Meilen von der Elbe entfernt ist; daß bei großen militärischen Operationen es manchmal notwendig ist, eine Gegend bloßzugeben, um mit desto größerem Nachdrucke auf den entscheidenden Punkt zu wirken; und daß endlich, so mehr auch auf die Verteidigung Berlins Bedacht genommen wird, doch der Schutz dieser Stadt der Verteidigung des ganzen Staats nachstehen muß. Noch ist indessen auch für Berlin nichts zu fürchten. Die Elbe ist überall von unsern schützenden Armeen gedeckt; der Feind ist geschlagen und hat die Tapferkeit und Kraft unserer Landsleute kennen gelernt. Die rückgängige Bewegung unseres Heeres, nach dem glorreichen Siege darf keinen irren, da außer anderen sehr berechneten Ursachen schon allein der Grund dazu bewegen konnte, um die herannahenden Verstärkungen an sich zu ziehen und die Folgen eines abermaligen Sieges mit mehr Kraft benützen zu können, als ein schwächeres Heer gegen die überlegene Zahl vermag. Schon ist die Landwehr aller Provinzen in Bewegung, um nicht nur die Grenzen des Landes zu schützen, sondern auch ihre geübteren Brüder vor den Festungen abzulösen. Eine so achtbare, aus ersten Söhnen des Vaterlandes bestehende und durch ihre Zahl ebensosehr als durch den Geist, der sie beleben wird, entscheidende Streitmasse muß un-

sere Kräfte dergestalt vermehren, daß sie dem Feinde fürchterlich werden müssen.

Die größte Stärke aber liegt in dem ganzen Volke, dessen Kräfte der Landsturm vereinigt. Was will der Feind gegen eine Million streitbarer Männer beginnen, die ihren Herd, ihre Weiber und Kinder verteidigen? Das Tier, dem seine Jungen geraubt werden, verachtet jede Gefahr und verfolgt seinen Feind; und wir Preußen sollten mutlos werden, wenn der Feind unserer Heimat näher kommt? Wird nicht jeder mit Lebensgefahr den Dieb angreifen und aus seinem Hause verjagen, der einen Einbruch gewagt hat? Und wir sollten nicht dem einbrechenden Feinde entgegengehen, der uns alle bedroht, uns unseren König, unsere Gesetze, unsere Selbständigkeit und Ehre rauben will?

Nur wenn Kleinmut, Selbstsucht und Unbesonnenheit uns übermannen, können wir unterliegen. Mit Benutzung unserer Kräfte, in enger Vereinigung, in wechselseitigem Vertrauen, mit Besonnenheit, Überlegung und Mut ist es unmöglich, das ganze Volk zu bezwingen und uns zu unterjochen. Je näher die Gefahr kommt, desto größer muß dieser Mut werden, desto mehr die Begierde wachsen, denen von unseren Brüdern beizuspringen, welche zuerst angegriffen werden.

Das ist der Geist, der den ganzen Landsturm beseelen muß. Diesen Sinn hoffen wir unter den Männern unseres Gouvernements zu finden, mit diesem werden wir auf dieselben fest vertrauen und niemals von dem Landsturm unseres Gouvernements weichen. Auf Gott und unsere Brüder vertrauen, die Pflicht bis zum Tode erfüllen, die Freiheit und die Ehre einem schmächlichen Leben vorziehen, den Mut der Pommern, Märker und Preußen bewahren; das sichert uns. So finde uns der Feind, wenn er es wagt, uns anzugreifen!

Schreiben eines Augenzeugen (v. Hippels) über die Schlacht bei Bautzen, 20./21. Mai 1813, veröffentlicht im „Preußischen Korrespondenten" Nr. 32, den 26. Mai.

Am 20. mittags griff der Feind die vereinigte Armee in ihrer Stellung bei Bautzen an. Seine Anstrengungen waren, obgleich er sie gegen einzelne Punkte mit großer Überlegenheit richtete,

ohne Erfolg, und die vereinigte Armee blieb in ihrer Position die Nacht vom 20. zum 21. stehen. An diesem Tage fing das Gefecht auf unserm linken Flügel um 4 Uhr morgens mit großer Lebhaftigkeit an. Der hier von dem Feinde gemachte Angriff war, wie es sich nachher auswies, nur ein Scheinangriff gewesen. Der General Miloradowitsch, unter welchem General Emanuel die leichten Truppen befehligte, kommandierte unter dem Herzog von Württemberg den linken Flügel. Späterhin zog sich das Gefecht mit großer Lebhaftigkeit nach dem Zentrum, wo die Artillerie vorzüglich wirkte und alle Angriffe des Feindes zurückgeschlagen wurden. Nun erschien das Korps des Generals Lauriston, um unsern rechten Flügel zu umgehen, ward aber durch den General Barclay de Tolly, der bei Gothamilde zur Beobachtung des Feindes aufgestellt war, aufgehalten, bis das Korps v. Kleist und die Brigaden v. Klux und Röder dem Feinde in den Rücken fielen, durch nahes Kartätschenfeuer eine Niederlage unter ihm anrichteten und ihn zum Rückzuge zwangen. Durch die Detachierung dieser Brigaden war aber die Stellung des Generals v. Blücher auf den Kreckwitzer Höhen schwächer geworden, und dieser Zeitpunkt wurde vom Feinde benützt, dieses Korps mit großer Übermacht anzugreifen, ehe Verstärkung ankommen konnte. Der General v. Blücher sah sich daher genötigt, in einer geringen Entfernung rückwärts eine Stellung zu nehmen, um sich mit dem General v. York, der seine Reserve bildete, zu vereinigen. Unterdessen drang, um das Gleichgewicht wiederherzustellen, unser linker Flügel bedeutend vor und nahm dem Feinde Kanonen und Gefangene. Der vorgesetzte Zweck wurde dadurch erreicht, und der Feind von allem weiteren Vordringen gegen unseren rechten Flügel abgehalten. Der Abend machte dieser für den Feind höchst mörderischen Schlacht ein Ende, und die vereinigte Armee stellte sich in geringer Entfernung von Weißenburg schlagfertig und in größter Ordnung wieder auf. Wir haben weder Gefangene, außer einigen schwer Blessierten, noch Geschütz verloren. Dem Feinde dagegen sind Kanonen und Gefangene abgenommen worden, und viel von seinem Geschütz ist demontiert. Ein Bataillon Württemberger, welche bei Kreckwitz eine Batterie stürmen sollten, ging zu uns über, ingleichen eine Abteilung sächsischer Truppen. Unser Verlust sowie

der des Feindes läßt sich in Zahlen noch nicht angeben. Im Verhältnis zu uns aber hat der Feind das Dreifache verloren, weil das Terrain, die Überlegenheit unseres Geschützes und der Mut unserer Truppen uns bei jedem seiner Angriffe Vorteile über ihn verschaffte.

Unsere Reserven vom Zentrum und dem linken Flügel, darunter der Kern der russischen Truppen und ihre Artillerie, kamen gar nicht zum Gefecht, und ihre Kräfte mußten für wichtigere Zwecke aufbewahrt werden.

Aus dem offiziellen Berichte über die Schlacht bei Bautzen, veröffentlicht am 28. Mai.

Am 20. gegen 4 Uhr nachmittags: Der Kampf ward immer lebhafter und blutiger; es mußte jetzt entweder alles gewagt oder die Schlacht abgebrochen werden. Um mit mehrerer Ausdauer den Krieg auf die Länge führen zu können, ward das letztere gewählt und der Rückzug angeordnet. Er begann unter den Augen des Feindes um 5 Uhr nachmittags und ward wie auf dem Übungsplatze ausgeführt, ohne daß der Feind eine einzige Kanone oder Siegeszeichen erobert hätte. — — Die Ordnung des Rückzuges muß dem Feind gezeigt haben, daß er aus höheren Rücksichten angeordnet war; schwach hat er bis jetzt nur gefolgt; unsere Truppen sind zu jeder Stunde bereit, abermals eine Schlacht zu liefern, und von dem besten Geiste beseelt.

Erlaß König Friedrich Wilhelms III. Löwenberg, den 23. Mai 1813.

An die Preußen!

Die Anstrengungen unserer Verbündeten und Meiner Truppen haben den Erfolg gehabt, daß dem Feinde viel bedeutendere Verluste zugefügt sind, als wir selbst erlitten haben; daß er die vereinigte Armee ebensosehr achten als fürchten gelernt hat. Jeder Angriff, den sie gemacht hat, ist von dem glücklichsten Erfolge gekrönt gewesen. Dennoch ist sie dem Feinde mit Vorsicht gewichen, um sich ihren Hilfsquellen und Verstärkungen zu nähern und den Kampf mit desto gewisserm Erfolge zu erneuern. Jeder Preuße, der für sein Vaterland den Tod gefunden, ist als Held gefallen, in jedem, der zurückkehrt, habt ihr ritterlichen Sinn und Heldenmut zu ehren.

Von dem nämlichen Geiste muß ein Volk beseelt sein, das solche Muster vor sich sieht, das unter Friedrichs Regierung mit Mut, Beharrlichkeit und Treue mehrjährige Drangsale ertrug, welche endlich zu einem glorreichen Ausgange und glücklichen Frieden führten.

Ich erwarte diesen Mut, diese Treue, diesen Gehorsam von Meinem Volke, besonders aber von den Märkern und Schlesiern, denen der Schauplatz des Krieges am nächsten ist.

Jeder tue willig, was Gesetze und Pflicht ihm gebieten. Keinen verlasse das Vertrauen auf Gott, auf das tapfere Heer und auf eigene Kraft.

Aus Niebuhrs Briefen an seine Angehörigen.

Neumarkt in Schlesien, den 25. Mai 1813.

Die schmerzliche Wahrheit ist, daß die alliierte Armee ihren Rückzug aus der Lausitz nach der Schlacht bei Bautzen bis in die vorliegenden Kreise Schlesiens fortgesetzt hat. Tröstlich dabei ist, daß eine neue russische Armee unter General Sacken schon bei Breslau vorbeimarschiert ist und in Eilmärschen der zurückziehenden entgegengeht; daß die eintreffenden Reservebataillone unsern Verlust reichlich ersetzen, so daß die Alliierten in einigen Tagen zahlreicher sein müssen als vor der Schlacht; daß wir in sehr kurzer Frist von Österreich eine Diversion in der Nähe erwarten dürfen, wenngleich ein Feldherr wie Napoleon sich von den entfernteren Unternehmungen der größeren österreichischen Armee nicht irremachen lassen wird. Muß er aber, wie wir zu Gott hoffen dürfen, vor unserm eisernen Widerstande stillestehen, so wird unser Land freilich entsetzlich leiden. Aber dann kann es auch fast nicht fehlschlagen, daß er sich zerstößt.

Frankenstein in Schlesien, den 31. Mai 1813.

Von den Österreichern erwarten wir zuversichtlich Beistand. Es wird ein Jubel sein, ein deutsches Volk an unserer Seite kämpfen zu sehen.

Drittes Kapitel.

Die Zeit des Waffenstillstandes. Scharnhorsts Tod. Österreichs Beitritt. Juni bis August 1813.

Bekanntmachung König Friedrich Wilhelms III. Ober-Gröditz bei Schweidnitz, den 5. Juni 1813.

Der Feind hat einen Waffenstillstand angeboten; Ich habe ihn mit Meinen Alliierten bis zum 20. Juli angenommen. Dies ist geschehen, damit die Nationalkraft, die Mein Volk bis jetzt so ruhmvoll gezeigt hat, sich völlig entwickeln könne. Rastlose Tätigkeit und ununterbrochene Anstrengungen werden uns dazu führen.

Bis jetzt war uns der Feind an Zahl überlegen, und wir konnten nur den alten Waffenruhm wiedergewinnen; wir müssen jetzt die kurze Zeit benutzen, um so stark zu werden, daß wir auch unsere Unabhängigkeit erkämpfen.

Beharrt in eurem festen Willen, vertraut eurem Könige, wirkt rastlos fort, und Wir werden auch diesen heiligen Zweck erringen.

Aus Mebes, „Briefe aus den Feldzügen 1813 und 1814".

Zerbst, den 16. Juni 1813.

Ich habe nie ein Korps gesehen, in welchem ein so vorzüglicher Ton herrscht wie bei uns; vom Kommandeur an bis zum schlechtesten Pulverkarrenknecht herunter glüht alles für König und Vaterland, und Du wirst Dir also unsere Verzweiflung denken können, als nach einigen Stunden jener vorausgesandte Offizier uns mit der Schreckenspost entgegenkam, es sei ein achtwöchentlicher Waffenstillstand abgeschlossen worden. Ich wünschte Dir ein Bild von den verschiedensten Eindrücken entwerfen zu können, welche diese Nachricht hervorbrachte. Einige waren ganz gedankenlos geworden, andere weinten,

der größte Teil war in die größte Wut versetzt. Für den Psychologen wäre dies gewiß eine sehr interessante Szene gewesen, auf mich machte sie einen schmerzhaften Eindruck. Die meisten dachten nur an einen schimpflichen Frieden. Ich für mein Teil, nachdem ich den preußischen Heldensinn kennen gelernt habe, bin der festen Zuversicht, daß unser edler König keinen Frieden machen werde, der ihn aufs neue von der französischen Tücke abhängig machen könnte, sondern daß er, dem Mute seiner Nation vertrauend, in einem frischen Kampfe die bisherigen Hindernisse besiegend, unsere siebenjährige Schmach durch Deutschlands Befreiung endigen werde.

Blücher an Gneisenau. Strehlen, den 29. Juni 1813.

landwehren sie man imer drauff, ich höre vihll guhts davon, aber wen die Fehde wieder begintt, denn gesellen sie sich ia wider zu mich, es ist in aller hinsicht nohtwendig daß wihr zusamen sind, vorzüglig aber daß ich iemand habe den ich meinen kumer vertrauen kan, und der mich bey den villen krenkungen, die mich so unverschuldet treffen, ufrichtet. abermahls hatt der könig mein ahrmen Sohn ein gantze hetze, und sogahr den Major Boht vorgezogen, mein Sohn komt morgen, ich will in der Sache nichts tuhn er ist allt genug und muß sich selbst rahten.

mit unsern braven Scharnhorst geht es nicht guht, liber noch eine Schlagt verlohren, nuhr nicht Scharnhorst. Die Caballe hat im Feintschaftt. mich sollen sie nicht dahin bringen daß ich Früer abgehe, als bis ich sehe ob wihr wider schlagen oder nicht, ob wihr mit unsern alliirte zusamen bleiben oder uns von sie loß machen. leben sie wohl und schreiben nach eigen fällen. mit die Ostereicher fange ich an unglaubig zu werden adio.

Auf Scharnhorsts Tod.

In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General.
Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen,
Doch ihn traf der Todesstrahl.

„Kugel raffst mich doch nicht nieder,
Dien' euch blutend, werte Brüder.
Führt in Eile mich gen Prag,
Will mit Blut um Östreich werben,
Ist's beschlossen, will ich sterben,
Wo Schwerin im Blute lag."

Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heil'ge von den Brücken sanken,
Reißet alle Blüten ab —
Nennen dich mit leisen Schauern
Heil'ge Stadt, nach deinen Mauern
Zieht uns manches teure Grab.

Aus dem irdischen Getümmel
Haben Engel in den Himmel
Seine Seele sanft geführt;
Zu dem alten deutschen Rate,
Den im ritterlichen Staate
Ewig Kaiser Karl regiert.

„Grüß' euch Gott, ihr teuren Helden,
Kann euch frohe Zeitung melden,
Unser Volk ist aufgewacht.
Deutschland hat sein Recht gefunden,
Schaut, ich trage Sühnungswunden
Aus der heil'gen Opferschlacht."

Solches hat er dort verkündet;
Und wir alle stehn verbündet,
Daß dies Wort nicht Lüge sei.
Heer, aus seinem Geist geboren,
Jäger, die sein Mut erkoren,
Wählet ihn zum Feldgeschrei!

Zu den höchsten Bergesforsten,
Wo die freien Adler horsten,
Hat sich früh sein Blick gewandt;

Nur dem Höchsten galt sein Streben,
Nur in Freiheit konnt' er leben,
Scharnhorst ist er drum genannt.

Keiner war wohl treuer, reiner,
Näher stand dem König keiner —
Doch dem Volke schlug sein Herz.
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben,
Besser als in Stein und Erz.

Laß uns deine Blicke scheinen,
Darfst nicht länger mehr beweinen,
Schöne Gräfin, seinen Fall.
Meinen's alle recht in Treue,
Schau'! dein Vater lebt aufs neue
In des deutschen Liedes Schall.

Max v. Schenkendorf (1813).

Scharnhorst der Ehrenbote.

Wen erlest ihr für die großen Toten,
Die einst ritterlich fürs deutsche Land
Ihre Brust dem Eisen boten?
Wen erlest ihr als den rechten Boten,
Götter, für das Schattenland?

Wer ist würdig, solche Mär zu bringen:
„Aufgestanden sind die Söhne Teuts,
Millionen Stimmen klingen:
Unsre Schandeketten sollen springen!?
Auch der Donner klingt's des Streits."

Wer mag Hermann seine Rechte reichen
Und der Väter Angesichter schaun?
Wahrlich keine von den bleichen
Seelen, die vor jedem Sturmwind streichen,
Die zermalmte schier das Graun.

Nur ein Held mag Helden Botschaft tragen.
Darum muß Germaniens bester Mann,
Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
„Unser Joch, das wollen wir zerschlagen,
Und der Rache Tag bricht an!"

Heil dir, edler Bote! Hohe Weihe
Gibt dein Gang dem deutschen Waffenspiel:
Jeder wird ein Held in Treue,
Jeder wird fürs Vaterland ein Leue,
Wann ein solcher blutig fiel.

Heil dir, edler Bote! Männerspiegel,
Biedermann aus alter, deutscher Zeit!
Herrlich grünt dein Grabeshügel,
Und der Ruhm schlägt seine goldnen Flügel
Um ihn bis in Ewigkeit.

Und er steht uns wie ein heil'ges Zeichen,
Wie ein hohes, festes Götterpfand,
Daß die Schande wird entweichen
Aus dem Vaterlande grüner Eichen,
Aus dem heil'gen deutschen Land.

Wann einst fromme Herzen deutsch sich finden,
Ohne Eide mit dem Händedruck
Werden hier sie Treue binden;
Bräuten, welche Hochzeitskränze winden,
Blühet hier der Ehrenschmuck.

Wann sich Männer nächtlich still verschwören
Gegen Lug und Vaterlandsverrat,
Gegen Gaukler, die betören,
Gegen Memmen, welche Knechtschaft lehren,
Hieher lenken sie den Pfad.

Will der Vater seinen Sohn bewehren,
Hieher führt er ihn im Abendschein,

Heißt ihn knien, heißt ihn schwören,
Treu des Vaterlandes heil'gen Ehren,
Treu bis in den Tod zu sein.

So blüht Tugend aus der Tugend Samen
Herrlich durch die Zeiten ohne Ziel;
Buben zittern bei dem Namen,
Edle rufen Scharnhorst! wie ein Amen
Für das gläubigste Gefühl.

E. M. Arndt (1813).

Gneisenau an Eichhorn. Patschkau, den 3. Juli 1813.

Lange habe ich nichts von Ihnen gehört, mein teurer Freund. Ich vermute Sie bei den Landwehren oder in deren Generalstab. Diese Schöpfung vervollkommt sich endlich trotz der Schwierigkeiten, die der Unverstand ihr in den Weg gelegt hat. Ich sehe meinen Lieblingsplan zur Reife gedeihen. Ohne diese Landwehren, wo wären wir da? Durch sie soll der Staat gerettet werden, denn sie geben uns das Mittel, unsere Armee zu verdreifachen. 50 000 Mann derselben haben wir in Schlesien aufgestellt. Ich bin nun damit beschäftigt, diese verwaisten Söhne des Vaterlandes auszurüsten und zu kleiden. Zwei Dritteile davon sollen mit ins Feld rücken, ein Dritteil die Festungen besetzen. Streitmittel sind genug vorhanden, wenn man nur Entschlossenheit genug hat, sie zweckmäßig zu gebrauchen.

Blücher an Gneisenau. Strehlen, den 24. Juli 1813.

Mein verehrungswürdiger Freund.

Gestern habe ich 20 Bataillone und 4 Esquadronen von Ihnen formirten Landwehren hier besehen. ich muß gestehen daß mich ihr Zustandt sehr erfreut hat, grade bey deren besichtigung kam der Großfürst, er stieg auß ich ließ ihm ein Pferd geben und ihm die Truppen vorbey marchiren, und er bezeugte seine verwunderung über ihren guhten zustandt und ihren anstendigen marsch. heutte kam nun wider 16 Bataillione, morgen werde ich daß Kleistsche Corps

beſehen, mit dem Yorckſchen iſt es ſchon geſchehen. Die Truppen ſind in guhtem zuſtande.

Geſtern abend habe ich von Generall Barkly de Tolly den befehl erhalten ieder ſtunde mit der armeen marchfertig zu ſein.

der groß Fürſt ſagte mich die Ruſſen würden ſich zu ſamen zihn und der Keiſer würde die Truppen beſehen, er lud mich ein nach Grattkau zu komen, und die Cavallerie, wen ſie die Revuh vor den Keiſer Paſſirtte zu ſehen, ich ſagte ihm aber daß ich mich in der jetzigen Zeit nicht getraute einen Tag abweſend zu ſein.

nun mein Freund komen ſie nuhn ballde zu mich, da unſer Freund todt iſt, ſo wird es nothwendig, daß wir handt an hand mit ein ander gehen, dann fürchte ich nicht daß wihr nicht ieder Caballe begegnen werden. wir wachen; ich habe große Luſt eine Subcribtion zu eröffnen um unſer Scharnhorſt in der Garniſonkirche zu Breslau eine Statue zu ſetzen, miniſter Stein hat mich dazu aufgefordert. Schreiben ſie mich Ihre gedanken darüber, wenn ſie nicht gleich anhero komen.

den König erwahrte ich alle Tage. Yorck der in Ohlau ſteht ſchreibt mich die Oder ſey ſo hoch, daß der König ſie nicht paſſiren konte, er würde alſo wohl über Ohlau und Strehlen gehn.

geſtern ſchreibt mich der König daß ein 4tes Armeeh Corps zuſamen geſtellt würde, und Tauenzien daß Comando erhillte, Generall Stutterheim iſt dagegen Gouverneur von Pomern. daß Tauenzienſche Corps wird ſtark 7 Bataillone Reſerve, 69 Landwehr 29 Esquadrone landwehr und $7^1/_2$ Batterien. Die ſterke ſoll noch ein geheimniß bleiben.

Ihr Sohn iſt hier bey mich; er freute ſich ſichtlich wie ich ihm daß Ruſſiſche kreutz anhink; leben ſie wohl und vergeſſen ihren Freund nicht.

Wellington ſoll leben, ſo müſſen wihr die Franzoſen auch krigen, wihr können es auch, wenn wihr kraft dran wenden.

Blücher an den Staatsrat v. Hippel, aus der Zeit des Waffenſtillſtandes.

Mein theuerſter und werthgeſchätzter Freund!

Sagen ſie dem Statzkantzler, um gotteswillen keinen Frieden, kan es dahin gebracht werden, daß unſere Truppen führ ſich und ſo auch

die Rußen vor sich agiren, so wollte ich woll mit mein Kobff vor den guhten ervolg bürgen, aber in gemeinschaft geht es nicht guht, unsere alliirte verlangen zu vihl von uns wihr haben daß mögliche geleistet, aber die Russischen Garden und so auch ihre schwehre Cavallerie werden wie im schatz kasten ufbewahrt, wehrend die unsrigen sich uf opffern, nun ist denn leider unser guhter Scharnhorst auch todt, glauben sie mich eine verlohrene schlagt wehre kein größerer Verlust führ uns gewesen, nun ist Gneisenau noch da, geht der auch ab, so vollge ich lebendig oder todt, den mit Hrn. von Knesebeck treffe ich in einigen nicht überein, noch weniger mit Hrn. von Krusemarck, der letztere hat zu vihl Pariser luft ein gesogen. Schreiben sie mich doch, waß bei ihm da vorgeht. Empfehlen sie mich dem braven Jordan um gotteswillen machen sie daß ich in 14 tagen mit meine angelegenheit zu stande bin, in 3 wochen wird es doch hoffe ich wieder donnern und blitzen, leben sie wohl und vergessen nicht Ihren Freund Blücher.

Aus dem „Preußischen Korrespondenten", den 31. Juli 1813.

Die hiesigen Zeitungen enthalten die Nachricht, daß am 26. dieses die Waffenstillstands-Kommissarien zu Neumarkt eine förmliche Verhandlung über die schon bekannte Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 16. August unterzeichnet haben.

Aus dem „Preußischen Korrespondenten", den 14. und 16. August 1813.

Dem Vernehmen nach ist russisch-preußischer- und österreichischerseits der Waffenstillstand am 10. August den Franzosen aufgekündigt worden. — — Die Sache ist noch gerechter geworden durch die empörende Ungerechtigkeit und Tyrannei, welche von feindlicher Seite auf deutschem Boden überall ist ausgeübt worden, das Gefühl ist noch dringender geworden, daß jetzt oder nie für das lebende Geschlecht die Befreiung muß erfochten werden; die Tapferkeit der Heere ist vor ganz Europa auf das glänzendste bewährt worden an den Tagen der Schlacht und hat auch die sonst nicht selten gefährliche Probe des Rückzugs und der Waffenruhe herrlich bestanden; denn es steht da ebenso kampflustig, ebenso zuversichtlich, befestigt

durch die allgemeine Stimme von Freund und Feind, daß es nicht möglich sei, ein solches Heer gänzlich zu schlagen, bereichert mit allen Erfahrungen eines ewig denkwürdigen Feldzuges.

In der Nacht vom 10. zum 11. dieses Monats ist österreichischerseits die Kriegserklärung gegen Frankreich erfolgt.

Aus Niebuhrs Briefen an seine Angehörigen. Prag, den 7. Oktober 1813.

Der Waffenstillstand und der Prager Kongreß schlugen alle Gemüter lähmend nieder. Ich gehörte zum Glück zu denen, welche, wenige Momente ausgenommen, wo sehr schlimme Anzeichen ganz irremachen mußten, dabei beharrten, daß die Gewalt des Schicksals herbeiführen werde, was die vielen Teilnehmer an der Entwickelung vielleicht lieber nicht gesehen hätten, und so hielt ich mich im ganzen mutig. Es ist aber ein abscheulicher Zustand, immer mit allen Kräften auf einen Punkt hinzusehen, durch alles veranlaßt werden, nur dorthin zu sehen und nichts Bestimmtes gewahr zu werden. Gewiß ist es, daß das russische Kabinett und eine Partei in der Armee sich zum Frieden neigte: der Kaiser Alexander hielt am allerfestesten, und wir sind ihm viel Dank schuldig. Bei uns war die Friedenspartei äußerst klein und regte sich nur in geringfügigen Intrigen: die Nation wie die Armee schrieen um Ausdauer. Die Österreicher hatten sich weit genug avanciert und verflochten sich immer tiefer mit uns, aber das ist gewiß, daß ihr Ultimatum keins gewesen sein würde, wenn der Kaiser Napoleon nur einigermaßen hätte nachgeben wollen. Darauf nun baute ich: auf seine blinde, hochmütige Halsstarrigkeit und auf das Schicksal, welches rächend an ihn will. — — — Österreich ist zögernd in den Krieg gegangen, aber wir werden ihn gemeinschaftlich treu und ausdauernd zum glücklichen Ziel führen.

Der Freudenklang.

Durch Deutschland flog ein heller Klang
Vom Süden bis zum Norden,
Ein Ehrenklang, ein Freiheitsklang
Ist laut geklungen worden:

Der Wütrich ist gefallen,
Durch Gott den Herrn gefallen,
Mit seinen Henkerhorden.

Drum auf, ihr Männer! auf ins Feld!
Drum auf, ihr deutschen Brüder!
Die Bösen hat der Herr gefällt,
Ihr Glück ersteht nicht wieder —
Drum auf mit Jubelschalle!
Und ruft und schwöret alle:
Wir sind und bleiben Brüder.

Nicht Bayern und nicht Sachsen mehr,
Nicht Österreich und nicht Preußen,
Ein Land, ein Volk, ein Herz, ein Heer,
Wir wollen Deutsche heißen;
Als echte deutsche Brüder
Haun wir die Räuber nieder,
Die unsre Ehr' zerreißen.

In gleicher Liebe fest und treu,
In einem Bund geschlossen,
Ihr Welschen, ziehen wir herbei
Mit Männern und mit Rossen:
Wie Herbstesstürme brausen
Und wilde Meere sausen,
So kommen wir geflossen.

So kommen wir, so brausen wir
Und schwören rote Rache,
Und Gott der Herr ist mit uns hier
Und hält die gute Sache;
Der Herr der Himmelsscharen
Wird Recht und Licht bewahren,
Vor ihm erliegt der Drache.

Mit diesem Glauben ziehn wir aus
Als rechte deutsche Brüder,
In Deutschland stand der Freiheit Haus,
Wir baun es tapfer wieder,
In Fahr und Todesflammen
Wir baun es kühn zusammen,
Kein Teufel reißt es nieder.

E. M. Arndt (1813).

Viertes Kapitel.

Der Völkerkampf. Groß-Beeren. Katzbach. Kulm-Nollendorf. Dennewitz. Leipzig. August bis Oktober 1813.

Aus dem „Preußischen Korrespondenten" über die Aufstellung der verbündeten Heere, den 18. August 1813.

In Schlesien sollen 80- bis 100000 Mann russischer und preußischer Truppen unter General Blücher vorläufig stehen bleiben, der größte Teil der alliierten Armee aber in Verbindung mit einer österreichischen von Böhmen aus operieren. Die drei Monarchen selbst werden vorderhand mit ihrem Gefolge in Prag bleiben.

Das Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden ist nach Potsdam verlegt worden. Se. Königl. Hoheit wohnen im Neuen Palais. Schwedische Truppen sind in und um Spandau eingetroffen.

Aus dem Armeebericht. Jauer, den 18. August 1813.

Der Zweck des Waffenstillstands ist erreicht. Die Armee ist ergänzt. Die Infanterie, durch die Reserveregimenter verdoppelt, und die Landwehren aus allen Provinzen stehen in den Reihen der alten Soldaten. Ostpreußen hat ein schönes und komplettes National-Kavallerieregiment gestellt, die andern Provinzen sind diesem Beispiel gefolgt.

Mutig und von Vaterlandsliebe beseelt, gehen die Truppen dem Feinde entgegen, der alle billigen Vorschläge zu einem dauerhaften Frieden zurückwies.

Die russischen Armeen, so stark als sie noch nie auf dem linken Ufer der Weichsel waren, mit allem aufs vollkommenste ausgerüstet, stehen an unserer Seite.

Österreich, von der Gerechtigkeit unserer Sache durchdrungen, hat sich mit großen und vortrefflichen Armeen an uns angeschlossen.

Schweden hat seine Anstalten vollendet. Der Kronprinz befehligt eine schöne, aus den Truppen der nordischen Mächte zusammengesetzte Armee.

England hat seine Armeen in Spanien, aber demungeachtet unterstützt es die übrigen Alliierten mit allen Kriegsbedürfnissen.

Der Waffenstillstand wurde am 10. August dem Feinde aufgekündigt; nach der Konvention vom 4. Juni sollten die Feindseligkeiten erst den 17. anfangen. Da jedoch der Feind seine Patrouillen bis Jauer, bis Schönau und andere Orte vorschickte und sich Requisitionen erlaubte, folglich das neutrale Gebiet verletzte, ließ der kommandierende General v. Blücher den 14. die Schlesische Armee in das neutrale Gebiet rücken und den Feind auf die Katzbach beschränken, um alle Plünderungen des neutralen Gebietes zu verhüten.

Aus den Papieren der Gräfin Sophie Schwerin über die Schlacht bei Groß-Beeren, den 23. August 1813.

Wilhelm war unterdessen zum Bülowschen Armeekorps geraten und hatte dies bei der Nähe des Feindes auch nicht wieder verlassen können. Auch versprach ihm Bülow, der vor Begierde brannte, mit den Franzosen anzubinden, eine Schlacht, mit deren Rapport er dann zum König reisen könne. Trotz seiner öfteren, dringenden Sendungen an den Kronprinzen von Schweden konnte er aber noch immer nicht den Befehl zu einem allgemeinen Angriff erhalten. Nur kleinere Affären hatten bis dahin, und von unserer Seite beinahe nur defensiv, stattgefunden, und sehr traurig war das Treffen bei Wittstock ausgefallen, wo die brave uckermärkische Landwehrreiterei ihr erstes Erscheinen im Felde beinahe mit ihrer Vernichtung bezahlte. — — Dennoch hatte Wilhelm die wütende Bravour der Truppen, die Einsicht und Tüchtigkeit der Anführer, die Stimmung aller auch in den trüberen Stunden mit einem Vertrauen auf das Gelingen unserer Sache erfüllt, wie er es nie empfunden. So brachte er aus den vielfachen Erfahrungen dieser Tage auch eine tiefe Anerkennung der Verdienste des Oberst Boyen mit. Dieser hatte eine Zeitlang bei uns im Quartier gelegen, und eine gewisse steife und zierliche Pedanterie hatte mich veranlaßt, an ihm einige kleine Lächerlichkeiten

zu finden. Wie wurde mir dies verwiesen, nun da Wilhelm diesen in der Gesellschaft so steifen Mann an seiner wahren Stelle gesehen hatte. Er war damals dem Bülowschen Hauptquartier als dirigierender Generalstabsoffizier zugestellt, und Wilhelm konnte kaum fassen, wie man solch einem Posten unter solchem Drang der Umstände und Geschäfte mit solcher Ruhe und Klarheit vorstehen könne.

In einer sehr trüben Stimmung waren Wilhelm und viele Offiziere aus dem Bülowschen Hauptquartier von der Affäre bei Wittstock nach Heinersdorf zurückgekommen, und bei dem beständigen Weigern des Kronprinzen von Schweden, den Befehl zum Angriff zu erteilen, schien auch wenig von dem kommenden Tage zu erwarten. Doch gelang es Bülows wiederholten Sendungen, den Bescheid zu erhalten: „wenn er einen Angriff vorteilhaft halte, so möge er ihn wagen". — Bülow ließ sich so ersehnte Worte nicht wiederholen, und der 23. August ward der erste Tag, der das preußische Waffenglück durch vollständige Siege, hier bei Groß-Beeren und dort an der Katzbach eröffnete! — Um 6 Uhr abends erst begann der Angriff, nach einem zweistündigen Widerstand ward die Retraite so wild und allgemein, daß noch geladene Kanonen in unsere Hände fielen. Um 10 Uhr war bei beständigem Regenguß und beim Schein eines dennoch brennenden Dorfes der vollständige Sieg errungen. Hier sah mancher langgediente Preuße zum erstenmal die Franzosen fliehen. Wilhelm konnte den leider so neuen, aber wohl gerade darum so tief begeisternden Anblick nicht vergessen — den so lange nur mit Schmach und Unglück bekämpften, stets siegreichen und übermütigen Feind nun zum erstenmal in der völligen Unordnung eiliger Flucht — welch ein Schauspiel! — Am wunderbarsten wirkte es indes auf die Landwehren, die, so unerfahren im Angriff wie in der Verfolgung, sich der Freude des Sieges so ganz überließen, daß sie von keinem Einhalten und Umkehren hören wollten und zu glauben schienen, ein fliehender Feind müsse bis ans Ende der Welt verfolgt werden. Auf die Art wagten sie sich so weit vor, daß nur die gänzlich einbrechende Finsternis sie wieder zum Stehen brachte. Aus dieser Zeit schreibt sich die Anekdote von Bernadotte her, der bei einer Besichtigung dieser Landwehren die Leute fragte, weshalb sie sich denn der Kolben so vorzugsweise bedienten, und auf die Antwort: „Dat

flufcht veel bäter!" mit voller Anerkennung dieſer neuen Manier erwidert haben ſoll: „Eh bien messieurs, flouchez toujours, — cela fait merveille." Doch erhoben ſich ſchon damals viele Zweifel, ob er wirklich an dem Erfolg der Sache, die er unterſtützt, ſo gar warmen Anteil nehme. Der Ruf, in dem er bei ſeinem erſten Erſcheinen ſtand, und der, in welchen ihn die erſten Monate des Feldzuges ſtellten, bildeten den ſchneidendſten Gegenſatz. Beide Meinungen mögen gleich weit von ſeinem wahren Wert getroffen haben. — Die im ſchwediſchen Hauptquartier gedruckten Bulletins, die für Geiſt und Ausdruck ihre Vorbilder im „Moniteur" gar nicht verleugnen konnten, waren unbeſchreiblich widerlich.

Gneiſenau an Gibſone, den 26. Auguſt 1813.

Wir haben einen ſehr glänzenden Sieg an der Katzbach erfochten, entſcheidend, wie die Franzoſen nie eine Niederlage in einer Schlacht erlitten haben.

Der Feind wollte das ruſſiſche Korps des Grafen v. Langeron angreifen, der einige Meilen von uns entfernt ſtand. Wir hatten den Entwurf gemacht, mit der vereinigten Armee über die Katzbach zu gehen und den Feind anzugreifen. Wir waren ihm demnach zwei Meilen näher (dem Feinde), als er uns vermutete. Das Hauptquartier hatte ſich zeitig nach Brechtelshof verfügt, um allen Meldungen näher zu ſein. Nach einigen Stunden Aufenthalts entſpann ſich zwiſchen dem Korps Langeron und dem Feinde eine Kanonade. Wir ließen die Truppen halten. Einige Zeit darauf kam die Meldung, der Feind rücke auch in der Richtung auf uns vor. Wir führten die Truppen vor und ließen ſie in Kolonnen, verdeckt hinter ſanften Anhöhen, halten. Ich nebſt dem Oberſten v. Müffling galoppierten zur Avantgarde vor, um das Terrain und die Bewegungen des Feindes zu ſehen. Wir machten unſere Anſtalten. Der Feind war eben im Begriff, das eine halbe Meile von uns entfernte Korps von Langeron in die rechte Flanke zu nehmen, ſowie er dies bereits in der linken getan hatte. Die wenigen Bataillone unſerer Avantgarde wollte er eben über den Haufen rennen, als wir den General Blücher benachrichtigten und er nun ſchnell die Truppen aus ihrem Hinterhalt hervorbrechen ließ. Drei Brigaden machten den Angriff,

eine blieb als Reserve verdeckt. Unsere Batterien waren vorteilhaft gestellt und schossen mit Wirkung. Wir ließen die Infanterie, ohne zu schießen, mit dem Bajonett auf den Feind losgehen. Ein großes Kavalleriegefecht begann mit abwechselndem Erfolg, meist stehend in einer langen Linie. Die Wage schwankte einen Augenblick. Neue Schwadronen wurden herbeigeführt, um die Reiterei zu unterstützen, andere, um gegen die feindliche Infanterie zu gehen. Die Infanteriemassen, die, um den Ausgang des Kavalleriegefechts abzuwarten, stehen geblieben waren, wurden gegen die feindliche Infanterie geführt, und endlich wurde der Feind, der mit dem Rücken an dem steilen Talrand der wütenden Neiße und der Katzbach angepreßt stand, denselben hinuntergestürzt, nachdem man ihn vorher noch mit Kartätschen begrüßt hatte. Nach dem Gewühl dieses Tages stand die Infanterie, die überhaupt in bewunderungswürdiger Ordnung die ganze Schlacht über geblieben war, in wohlgeordneten vollen Vierecken. Dieser Tag ist der Triumph unserer neugeschaffenen Infanterie. Ein braves ostpreußisches Bataillon und ein Landwehrbataillon gingen auf eine große feindliche Infanteriemasse los und machten mit Bajonett und Kolben alles nieder, bis auf einige hundert Mann. Das Landwehrbataillon wurde nachher von feindlicher Kavallerie umringt und aufgefordert, sich zu ergeben. „Nein! Nein!" schrieen die Landwehr und versuchten zu feuern. Nur ein einziges Gewehr ging des heftigen Regens wegen los; dennoch wehrten sich die braven Leute die Kavallerie mit dem Bajonett ab. Als diese sie wieder verlassen hatte, gingen sie sogleich auf ein paar Kanonen los und nahmen sie. Das ist das höchste, was alte versuchte Soldaten tun können, um so bewunderungswürdiger ist dies für eine ganz neugeschaffene Infanterie.

Die Beute dieser Schlacht sind: 30 Kanonen, 300 Munitionswagen, Feldschmieden usw., 15 000 Gefangene. Die Schlacht hatte bis eine Stunde in der Nacht gedauert. Die Dunkelheit derselben erlaubte nicht, unseren Gewinn während derselben genau anzugeben, deswegen erwähnt der sogleich nach der Schlacht geschriebene Armeebericht nur der mit dem Degen und Bajonett eroberten Kanonen, ohne derer zu erwähnen, die der Feind auf den Feldern umher stehengelassen hatte, oder die sich in den steilen Talrand gestürzt

hatten. Die Wege zwischen der Katzbach und dem Bober zeugen von dem Schrecken, der die Feinde ergriffen hat. Übergefahrene Leichname stecken noch allerwärts im Schlamme.

Die Schlacht wird die Schlacht an der Katzbach genannt, zu Ehren des tapferen und einsichtsvollen russischen Generals v. Sacken, der mit dem rechten Flügel bis an diesen Fluß geschwenkt hatte, während wir uns an die wütende Neiße schwenkten. Diese beiden Flüsse vereinigen sich vor unserer Front und im Rücken der feindlichen Stellung.

Durch unseren Sieg ward der in großer Gefahr schwebende General Langeron befreit.

Von der feindlichen Armee ist nur wenig noch geschlossen vorhanden. Die von den Flußübergängen abgeschnittenen Franzosen irren in den Wäldern umher und begehen Unordnungen. Ich habe die Sturmglocke zu läuten befohlen, um solche durch die Bauern totschlagen oder gefangennehmen zu lassen. Durch unsere Anstalten hoffen wir den Rest der Macdonaldschen Armee ebenfalls aufzureiben.

Die Schlesische Armee hat sich hochverdient gemacht. In acht Tagen hat sie sieben große (ohne die kleineren) Gefechte und eine Schlacht geliefert. Gefechte, die uns zum Teil (uns Preußen allein, ohne die Russen) 1800 und 2000 Mann an Toten und Verwundeten gekostet haben. Der französische Kaiser wollte uns am 21. dieses hier bei Löwenberg in eine Schlacht verwickeln. Wir zogen uns heraus, und die Truppen fochten mit herrlicher Ordnung. Nur die Avantgarde und ein Teil einer Brigade ward dem Feind entgegengestellt. Mit dem Rest zogen wir uns Schritt vor Schritt eine kleine halbe Meile zurück und wiesen die Zähne. Der Feind hatte 140 000 Mann gegen uns. Als er seine Versuche fruchtlos fand, ging er mit 60 000 Mann zurück und ließ den Marschall Macdonald gegen uns zurück. Ich muß diesen als einen ausgezeichneten General ansehen. Er hat sehr geschickt manöveriert. Bei Goldberg hatte die Brigade von Mecklenburg einen harten Stand. Dieser Prinz betrug sich mit großer Tapferkeit. Mehrere seiner Bataillone wurden durch ein überaus heftiges Feuer und eine überlegene Kavallerie hart mitgenommen. Die Armee kämpft mit Ungemach, Beschwerden und Mangel; durch die in dem unaufhörlichen Regen ausgetretenen Ge-

wässer watet der Soldat bis über den Gürtel. Die durch Freund und Feind von Fuhrwerk entblößten, von ihren Einwohnern verlassenen Dörfer bieten weder Transportmittel noch Erquickung an. Die Lebensmittel können wegen dieses Mangels an Fuhrwerk und wegen der grundlosen Wege nicht herangeschafft werden. Viele, sehr viele Soldaten gehen barfuß. Indessen der wackere Soldat erträgt alles Ungemach und alle Entbehrungen mit Geduld, ohne Murren, selbst mit Heiterkeit. Gibt es etwas Ehrwürdigeres, als solches Dulden, gepaart mit solcher Tapferkeit? Hoch ragt der Soldat in solchen Momenten über seine daheimbleibenden Mitbürger hervor. —

Wir haben 100 Kanonen erobert. Grüßen Sie die braven Ostpreußen. Das sind tüchtige Soldaten.

Blücher an den Landschaftsdirektor v. Bonin zu Stargard. An der Katzbach, den 27. August 1813.

libster Freünd. Durch die Francosen Jhre Insolentz wurde ich bewogen die Feindsehligkeitten 2 tage vor ablauff des waffenstillstandes an zu Fangen ich trib die Francoishe Ahrme unter Ney bis am bower, hir erSchin der große Napoleon, mit 6 marschelle und 5 verschidene Corps, der grossen übermacht muste ich weichen in bestendigen gefechten zog ich mich bis hinter der katzbach uf Jauer zu rück, nun krigte ich kunde, daß der kaißer nach Saxen zu rück gegangen, u den Marschall Marmot mit sein Corps mit sich genomen ich Faste nun den entschuß die Offensive zu er greiffen marchirte den 26ten gegen den Feind um ihn an zu greiffen, der Feind hatte den Selbigen entschluß, und wahr bereitz die Katzbach Paßirt, bey Prechtellshoff traffen wihr uf ein ander, ich griff an, von 2 uhr nachmittag bis zum abend dauerte daß gefegt, der Feind wurde gentzlich geschlagen über 40 Canonen, und der gröste theill seiner amunitzion Fihl in meine hende, gefangen sind nicht so vihll gemagt die Truppen wahren zu erbittert u. magten alles nider, wihr sind im vervollgen des Feindes und ich darff mich noch große vortheille versprechen, es regnete den gantzen tag und gegen abendt gink kein gewehr mehr loß, meine Infantrie fochte mit dem Bajonet, Preußen und Rußen wetteiferten mit ein ander, und keiner wollte den andern den vorzug ein Räumen, unsere Truppen haben mit großer Bravour

gefogten, meinen verluſt kann ich noch nicht beſtimmen in deſſen iſt er in hinſicht der vortheille die wihr errungen nicht groß.

dein und mein Sohn ſind bey der großen armeeh in Boehmen.

Auf die Schlacht an der Katzbach.

Nehmt euch in acht vor den Bächen,
Die da von Tieren ſprechen,
Jetzt und hernach!
Dort bei Roßbach! Dort bei Roßbach!
Dort von eueren Roſſen
Hat man euch einſt geſchoſſen,
Iſt das Blut gefloſſen
In rechtem Bach.

Nehmt euch in acht vor den Bächen,
Die da von Tieren ſprechen,
Jetzt und hernach!
An der Katzbach! An der Katzbach!
Da haben wir den Katzen
Abgehaun die Tatzen,
Daß ſie nicht mehr kratzen;
Kein Hieb ging flach!

Friedrich Rückert.

Aus einem Briefe eines Offiziers von der Blücherſchen Armee, vom 27. Auguſt 1813, veröffentlicht im „Preußiſchen Korreſpondenten" Nr. 92, den 8. September 1813.

(Verfaſſer: Kammergerichtsrat Johann Albrecht Eichhorn, der ſpätere Kultusminiſter.)

In der Nacht vom 25. zum 26. wurde von dem ruſſiſchen General v. Korff, der zu einer großen Rekognoſzierung ausgeſchickt war, gemeldet, daß der Feind ſtark anrücke und ſchon an mehreren Punkten die Katzbach auf der Straße von Goldberg nach Jauer paſſiert ſei. Unſer kommandierender General faßte ſogleich den Entſchluß, dem Feind entgegenzugehen und ihn anzugreifen. Das Hauptquartier, welches ſchon in Jauer war, wurde nach Brechtelshof, $1^1/_2$ Meile

von Jauer nach Goldberg zu, verlegt. Man supponierte, daß der Feind noch mit dem größten Teil seiner Macht jenseit der Katzbach stehe, und beschloß den Angriff auf nachmittag $2^1/_2$ Uhr. Um 2 Uhr wurde rapportiert, daß der Feind mit seiner Hauptmacht in vollem Anzug schon diesseits der Katzbach sei. In fünf Minuten wurde eine andere Disposition zum Angriff des Feindes in seiner veränderten Stellung entworfen; Blücher mit dem Generalstabe und dem Gefolge setzte sich zu Pferde und jagte hin nach dem Platze, wo das Treffen geliefert werden sollte. Schon hatte eine lebhafte Kanonade begonnen. Nahe bei Christianshöhe, einem Vorwerke $1^1/_2$ Meile von Brechtelshof und über eine Meile von der Katzbach, war das Yorcksche Korps aufgestellt, die Brigade von Steinmetz in der Reserve. Vierunddreißig Feuerschlünde verkündigten dem Feind von dieser Seite unsern Angriff. Der Feind erwiderte das Feuer auf das lebhafteste. Blücher, unser kommandierender General, ritt mit dem ganzen Gefolge an die einzelnen Kolonnen heran und ermahnte sie mit eindringender Beredsamkeit: „Kinder, heute gilt's. Ihr sollt beweisen, ob ihr euren König und euer Vaterland liebt. Seht dort den Feind! Auf, zeigt euch wie wackere Preußen!" Ein allgemeines: „Es lebe der König!" tönte durch das Schlachtfeld. Es ward nun die Order zum allgemeinen Angriff mit allen Kolonnen gegeben. Die Infanterie avancierte, der Kanonendonner wurde unterbrochener und stiller, die Kavallerie kam zum Einhauen. Durch den ersten glücklichen Erfolg verleitet, wagte sich das ostpreußische National-Kavallerieregiment zu weit vor, eine dreifach stärkere Übermacht sprengte eine Schwadron davon auseinander, und schon war eine halbe Batterie, welche durch das Werfen der Kavallerie entblößt worden, in den Händen des Feindes. Dies Ereignis brachte hin und wieder einige Mutlosigkeit hervor, und schon ward das Vorrücken und der Angriff unserer Truppen matter. Auf die Nachricht davon sprengte der General Gneisenau nach der Avantgarde. Er zog das mecklenburgische Husarenregiment und noch einige andere Kavallerieregimenter hervor, ermunterte die Landwehrbataillons, die er gebildet, zur Tapferkeit und ordnete einen neuen Angriff. Marsch, marsch, schmetterte die Trompete, vorwärts, vorwärts! hurra, hurra! — alles stürmte voran, und in einer Viertelstunde war das Zentrum

des Feindes durchbrochen und in einer völligen Flucht. Der Feind ließ Kanonen und alles im Stich. So ward er getrieben bis an die Katzbach. Auf den Flügeln tat er noch einigen Widerstand, zog sich aber auch da bald zurück. — Die Franzosen haben sich nicht sonderlich geschlagen. Zwar hatten sie die Fassung, unsere Kolonnen bis auf 10 Schritte herankommen zu lassen, ehe sie Feuer gaben. Nach der ersten Salve kehrten sie aber gleich um. Die Zahl der Toten ist auf beiden Seiten verhältnismäßig nicht groß geworden. Denn kleines Gewehrfeuer fand wegen des anhaltenden Regens und der allgemeinen Nässe nicht statt. — Die Russen haben auf das tätigste zum Siege mitgewirkt, sowohl durch zweckmäßige Anordnung ihrer Feldherrn als durch die Tapferkeit ihrer Truppen. Kosaken vom Sackenschen Korps haben die reitende Artillerie des Feindes angegriffen, die Artilleristen niedergestochen und die Kanonen genommen. — Das Gefühl einer gewonnenen Schlacht, ich wüßte nicht, mit welchem es zu vergleichen wäre. Es war das fürchterlichste Wetter am Tage der Schlacht. Schon den Tag vorher Regen, den Tag selbst ein unaufhörliches Gießen vom frühen Morgen an. Die Kolonnen waren ganz stumm, keiner redete zum andern. Als aber die Schlacht sich zum Siege neigte, was war das für ein jauchzendes Geschrei! Ein Trupp Soldaten brachte einige hundert Gefangene vom rechten Flügel des Yorckschen Korps her. Die Leute waren außer sich. Wir fragten sie: „von welchem Regiment?" — „Wir sind Brandenburger, vom 2. brandenburgischen Regiment!" antworteten sie voll Erhebung. Jeder von ihnen wollte nun die Gefangenen zeigen, die er gemacht habe, und mit Umständlichkeit erzählen, wie es dabei zugegangen. Kam Blücher an eine Kolonne heran, so schrie alles: „Hör', Vater Blücher, heute geht's gut!" Nach der Schlacht brachte das ganze Heer Blücher und Yorck ein Vivat. Oft standen mir die Tränen in den Augen, wenn ich die freudige Begeisterung des gemeinen Mannes wahrnahm; er wußte sich gar nicht darin zu finden, nach so vielen Anstrengungen und Opfern, nun die Freude des Siegs zu empfinden. Jedermann hat auch seine Schuldigkeit getan.

Aus einem Schreiben aus Prag über die Schlacht bei Dresden, am 26. und 27. August 1813, im „Preußischen Korrespondenten", den 11. September.

Napoleon war den 22. August zu Dresden gewesen und hatte in der folgenden Nacht Korps aus der Lausitz, vielleicht bis aus Schlesien, befehligt, mit Eilmärschen heranzukommen. Während wir nun vor der Stadt standen, sah man ihn selbst mit seiner Begleitung von der Bautzener Straße herankommen und einen unermeßlichen Heereszug ihm folgen, welcher am 26. und 27. unaufhörlich in die Stadt defilierte. Am 26. um 4 Uhr nachmittags begann man, die Altstadt zu beschießen und zu bewerfen; man stürmte und nahm mehrere Außenwerke und vernagelte die Kanonen auf denselben. Ein Hauptangriff ward von unsern Preußen auf den Großen Garten ausgeführt und derselbe genommen. Um 6 Uhr abends geschah ein heftiger Ausfall nach dem Plauenschen Grunde hin, wobei österreichische Reiterei Gelegenheit hatte, sich sehr auszuzeichnen. Der Große Garten ward uns am Anfang der Nacht wieder entrissen. Man fuhr fort, Granaten zu werfen, und es brannte an sieben Stellen, vorzüglich stark hinter der Frauenkirche; aber das Feuer ward gelöscht. — Die Armee bildete einen Halbkreis, ihre beiden Flügel lehnten sich an die Elbe: die Österreicher links, unsere Preußen an ihnen, die Russen auf dem rechten Flügel. Am 27. sollte der Angriff mit verdoppelter Heftigkeit ausgeführt werden. Aber schon um 4 Uhr morgens begann ein gräßlicher Regen, der ununterbrochen bis in die folgende Nacht anhielt. Die Kanonen prellten bei jedem Schuß tief in den Kot hinein; die Flinten versagten; die Pferde sanken in den Morast. Napoleon führte seine Armee aus der Stadt hinaus und eröffnete unter den Begünstigungen sehr vieler Lokalvorteile eine ungeheure Kanonade, die zum Glück so schlecht dirigiert war, wie wir die französische Artillerie fast allenthalben gefunden haben, und uns daher über alle Erwartung wenigen Schaden getan hat. Die Alliierten hatten den Regensturm von Norden in das Gesicht; die Truppen waren durch forcierte Märsche und das schon vorhergegangene schlechte Wetter matt; man hatte auch Sachsen von der Grenze an in einem Grade erschöpft und ausgesogen gefunden, wie sich nicht erwarten ließ. Unter diesen Umständen mußte der

Angriff um 4 Uhr nachmittags aufgegeben werden, und die Armee zog sich auf das Gebirge zurück.

Während man sich vor Dresden kanonierte, wußte man bei der Hauptarmee nicht, daß ein Korps von 9000 Franzosen in der Nacht vom 26. auf den 27., begünstigt von dem Platzregen, bei Königstein über die Elbe gegangen und auf die Chaussee von Dresden nach Teplitz vorgerückt war. Hier fiel dieser Kolonne einige Bagage in die Hände.

Am 28. war das Hauptquartier des Feldmarschalls Schwarzenberg zu Altenburg. Die Wege waren über alle Beschreibungen abscheulich; mit wunderbarem Glück ist die Artillerie und das Fuhrwesen ohne Verlust zurückgebracht. Der Feind folgte, mit sichtbarer Abneigung, eine Schlacht zu veranlassen; doch haben einige Regimenter, die den Rückzug deckten, etwas gelitten. Napoleon wollte uns nicht in der Front angreifen. Vandamme war diesmal, wie gesagt wird, anstatt Davoust Gouverneur des unglücklichen Dresden. Diesen detachierte er mit seinem Korps zu der Kolonne, welche auf der Teplitzer Straße bei Berggießhübel Posto gefaßt hatte, und Vandamme drang auf der rechten Flanke der Alliierten in Böhmen ein, gegen Teplitz.

Extrablatt über die Schlacht bei Nollendorf. Hauptquartier Teplitz, den 31. August 1813.

Der Feind hatte sich über die Ursachen unserer rückgängigen Bewegungen getäuscht und unternahm es, uns einzelne Korps aus den Defileen des Erzgebirges nach Böhmen nachzusenden. General Vandamme, Befehlshaber des ersten Armeekorps, mußte mit 52 Bataillonen und 4- bis 5000 Pferden von Königstein über Peterswalde vorrücken. Ihm entgegen stand nichts als das kaum 8000 Mann starke Korps des tapfern russischen Generals Ostermann, welches mit dem ausgezeichnetsten Mute jeden Fußbreit Landes streitig machte. Den 29. gegen Mittag trafen nach einem der beschwerlichsten Märsche die russisch-kaiserlichen Garden zur Unterstützung ein; auch sandte der kommandierende General en chef eine russische Grenadierbrigade von Eichwald aus zur Verstärkung hin; sie griffen den Feind mit Löwenmut an und warfen ihn nach ungeheuren Anstrengungen bis Karwitz. Das Gefecht war durch

diese glückliche Haltung der Russen hergestellt und die Ausführung der Disposition zum Angriff des Feindes für den folgenden Tag möglich.

Der kommandierende General-F.-M. Fürst von Schwarzenberg erteilte dem General Barclay de Tolly den Auftrag zum Angriff, den dieser General mit jener Geschicklichkeit ausführte, die man von ihm erwarten durfte. Die Divisionen Colloredo und Bianchi nebst der russischen Garde des Generals Knorring umgingen am 30. morgens den Feind in seiner linken Flanke, während die Russen seinen rechten Flügel beschäftigten, General Kleist aber im Rücken des Feindes auf den Paß von Nollendorf marschierte und ihm dadurch jeden Rückzug unmöglich machte. General Knorring stürmte mit seiner vortrefflichen Kavallerie die erste Batterie des Feindes und nahm 3 Kanonen. Die Kolonne des Feldmarschall-Leutnants Colloredo stürmte auf die ausgezeichnetste Weise die Höhen des feindlichen linken Flügels und vertrieb ihn aus Karwitz und Neudorf; nach der tapfersten Gegenwehr wurde der Paß von Nollendorf durch den General Kleist forciert; dem Feinde blieb nichts als die Wut der Verzweiflung; von allen Seiten umgangen, in der Front aber unausgesetzt von den Russen nach den Defileen gedrängt, glückte es nur einem kleinen Rest der feindlichen Kavallerie sich durchzuschlagen; alles übrige ward niedergemacht oder gefangen. Das Schlachtfeld ist mit Toten bedeckt; gegen 8000 Gefangene sind bis jetzt eingebracht. Der Überrest wird in den Wäldern aufgesucht, und jeden Augenblick vermehrt sich ihre Zahl. 81 Kanonen, 2 Adler und 2 Fahnen fielen in unsere Hände; auch nicht ein Geschütz des Feindes entkam. General Vandamme, der Divisions-Genie-General Haxo, die Brigadegenerale Guyot und Heimbrodt sind gefangen. Die Generale Dumonceau, Montesquiou-Fezensac und Prinz Reuß blieben auf dem Platze, alle übrigen sind zerstreut und blessiert. Das erste Armeekorps des Generals Vandamme hat aufgehört zu sein.

Die Folgen unserer früheren Offensivdemonstrationen bewähren sich in diesem Augenblick. General Blücher hat die Korps von Macdonald, Ney, Lauriston und Sestabiani am 26. August bei Jauer angegriffen und nach der heftigsten Gegenwehr geschlagen. Der Feind ist in der größten Unordnung; 80 Kanonen und gegen 6000 Gefangene waren nach den letzten Nachrichten bereits eingebracht;

die Anzahl der Gefangenen würde noch größer sein, wenn nicht mit so großer Erbitterung gefochten und größtenteils das Bajonett gebraucht worden wäre.

Der Oberst Menzdorf operierte mit dem besten Erfolge im Rücken des Feindes, hob Kuriere auf, machte Gefangene, zerstreute mehrere gegen ihn ausgesandte Kavallerieabteilungen und hielt sogar die 8000 Mann starke Besatzung von Leipzig in so großer Ehrfurcht, daß sie es nicht wagte, ihm aus der Stadt etwas entgegenzuschicken.

Der Kronprinz von Schweden schlug den Feind am 23. zwischen Teltow und Trebbin und nahm ihm eine bedeutende Anzahl Geschütze. Die in dem Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden und des Generals Blücher erschienenen Bulletins enthalten die näheren Umstände über diese Gefechte.

Die vereinigten Armeen setzen ihre Operationen in vollkommenstem Einverständnis fort.

Hauptquartier Teplitz, den 1. September 1813, 6 Uhr abends.

In diesem Augenblick trifft ein Kurier des Generals Blücher mit neuen Siegesnachrichten ein.

Von der 80 000 Mann starken französischen Armee, welche gegen Schlesien aufgestellt war, sind kaum 10 000 in Ordnung; alles übrige ist aufgelöst. 15 000 Gefangene, 92 Kanonen, 300 Munitionswagen und 4 Adler sind in den Händen der Sieger. Alles übrige ist tot, blessiert und zerstreut, bloß das ausgetretene Wasser des Bobers hinderte die gänzliche Vernichtung des Feindes.

Zugleich fand die ganze Division Puthod vor Löwenberg ihr Ende; sie fiel, ihren General und alle Offiziere seines Generalstabs an der Spitze, dem General Langeron in die Hände; was nicht gefangen ward, ertrank in dem Bober.

Die Armee des Marschalls Macdonald ist so gut als vernichtet.

Aus dem Berichte des Kronprinzen von Schweden, Hauptquartier Jüterbog, den 8. September, über die Schlacht bei Dennewitz am 6. September 1813.

Das Kanonen- und Gewehrfeuer begann unverzüglich zwischen der preußischen und feindlichen Armee. Als die russischen und schwe-

dischen Armeekorps in Eilmärschen herangekommen waren, mußten sie einen Augenblick haltmachen, um sich in Schlachtordnung zu stellen. Die höchstens 40 000 Mann starke preußische Armee hielt inzwischen mit einem wahren Heldenmut die wiederholten Angriffe von 70 000 Feinden und 200 Feuerschlünden aus. Der Kampf war ungleich und blutig.

Gleichwohl ergab sich bei den preußischen Truppen kein Augenblick von Ungewißheit und Schwanken, und wenn einige Bataillone das gewonnene Terrain im ersten Augenblick räumen mußten, so geschah es, um dasselbe im zweiten wiedereinzunehmen.

In diesem Zustand der Dinge näherten sich 70 russische und schwedische Bataillone, von 10 000 Mann Kavallerie beider Nationen und 150 Kanonen unterstützt, und bildeten mehrere Angriffskolonnen mit den notwendigen Intervallen, um sich deployieren zu können.

Schon hatten sich über 4000 Mann russischer und schwedischer Reiterei nebst mehreren Batterien in Galopp gesetzt, um einige Punkte zu unterstützen, gegen welche der Feind seinen Hauptangriff richtete. Ihr Mitwirken hielt ihn auf. Die Erscheinung der Kolonnen vollendete das Werk. Die Schlacht entschied sich im ersten Augenblick. Die feindliche Armee zog sich zurück. Die Kavallerie verfolgte sie mit einer Entschlossenheit, die an Kühnheit und Wut grenzte, und brachte die Kolonnen in Unordnung, welche in großer Übereilung den Rückzug über Dahme nahmen.

Die feindlichen Streitkräfte bestanden aus 4 Armeekorps, des Herzogs von Reggio (Oudinot), der Generale Bertrand, Regnier, des Herzogs von Padua, und aus ungefähr 3- bis 4000 Polen, sowohl Infanterie als Kavallerie. Das Ganze stand unter den Befehlen des Marschalls Fürsten von der Moskwa (Ney).

Das Resultat dieser bei dem Dorfe Dennewitz gelieferten Schlacht belief sich gestern vormittag schon auf beinahe 5000 Gefangene, 3 Fahnen, 25 bis 30 Kanonen und über 200 Pulverwagen. Das Schlachtfeld und die Wege, die der Feind genommen, sind mit Toten und Verwundeten und mit einer großen Menge von Waffen aller Art bedeckt. Man hat bereits 6000 Gewehre gesammelt. — — Der preußische Verlust ist ansehnlich und kann sich auf 4- bis 5000 Tote und Verwundete belaufen. Gleichwohl eignen sich die Resultate

dieses Tages ganz dazu, jeden guten Patrioten durch den Triumph seines Vaterlandes über den Verlust dieser Tapfern zu trösten. Die schwedischen und russischen Truppen haben wenig gelitten.

Alle Truppen haben sich um die Wette durch Mut und Hingebung ausgezeichnet. Das bei dieser Gelegenheit von der preußischen Armee gegebene Beispiel wird und muß im Gedächtnisse aller Krieger leben, wird und muß jeden, der für die Freiheit von Deutschland streitet, elektrisch anfeuern. Diejenigen russischen und schwedischen Truppen, welche Anteil an der Schlacht genommen, haben die Anstrengungen ihrer Waffenbrüder tapfer unterstützt.

Der General v. Bülow hat sich mit der Kaltblütigkeit und der Bravour eines Kriegers gezeigt, dessen einziger Zweck der Ruhm seines Königs und die Verteidigung seines Vaterlandes ist. Die unter seinen Befehlen stehenden Offiziere folgten seinem ehrenvollen Beispiele.——

Unter den Gefangenen befindet sich eine große Menge Sachsen. Sie haben um die Erlaubnis angehalten, eine sächsische Legion bilden zu dürfen, welche für die Unabhängigkeit von Deutschland streiten soll. Der Kronprinz hat ihnen die Bitte gewährt, überzeugt, daß der Entschluß dieser Braven den Beifall der verbündeten Höfe erhalten wird.

Marschall Ney.

Ey, ey!
Ney, Ney!
Ey, Ney, was hast du verloren?
Deinen alten Feldherrnruhm,
Und dein junges Fürstentum
Von Moskwa, kaum geboren,
Hast du, hast du verloren!

Ey, ey!
Ney, Ney!
Ey, Ney, was hast du verloren?
Deinen schönen Marschallstab,
Den dein Kaiser selbst dir gab
Zu Krasnoi, wo dich's gefroren,
Hast du, hast du verloren!

Ey, ey!
Ney, Ney!
Ey, Ney, was hast du verloren?
Die Königskron' von Preußen gar,
Die in Gedanken dein schon war,
So nah schon an Berlins Toren,
Hast du, hast du verloren!

Ey, ey!
Ney, Ney!
Ey, Ney, was hast du verloren?
Die gute Schlacht bei Dennewitz
Durch unseren und Gottes Blitz,
Der mit uns war verschworen,
Hast du, hast du verloren!

Ey, ey!
Ney, Ney!
Ey, Ney, was hast du verloren?
Deinen Mut und deinen Kopf,
Da dich Bülow hielt beim Schopf,
Da Tauentzien dich hielt bei den Ohren,
Hast du, hast du verloren!

Ey, ey!
Ney, Ney!
Ey, Ney, was hast du verloren?
Bis du, da du Reißaus nahmst,
Von Jüterbog nach Torgau kamst,
Vor lauter Eile die Sporen
Hast du, hast du verloren!

Friedrich Rückert.

Aus Mebes, „Briefe aus den Feldzügen 1813 und 1814".

Boitzenburg in Mecklenburg, den 7. September 1813.

Wallmodens Stellung wird sehr erschwert durch das Benehmen der Schweden, die eigentlich nirgends standhalten und ihre ganze

Manövrierfähigkeit darin zu erschöpfen scheinen, wie sie sich für den Fall, daß die Sache schief geht, den Rückzug sichern. — Die Hand, die ihre unbegreiflichen Bewegungen leitet, ist keine andere als die des Kronprinzen von Schweden. Er ist und bleibt mir in Beziehung auf die deutschen und preußischen Interessen verdächtig. Ihn leitet nur die Absicht, mit Frankreich oder Napoleon, wenn die Chancen des Krieges vielleicht eine unerwartete Wendung nehmen, es nicht ganz zu verderben, sondern auch nach dieser Richtung hin den Rücken sich frei zu erhalten. Aber sein falsches Spiel wird nicht unentdeckt bleiben, und ich hoffe, daß er es auf dem von ihm betretenen Wege mit allen Parteien verderben und zuletzt nach Gebühr mit Schimpf und Schande bestehen wird. Gottlob, er ist nicht der Retter in der Not, den manche in ihm erblicken wollten. Er konnte ein zweiter Gustav Adolph werden; so hoch aber vermag der vormalige französische Sergeant sich nicht zu erheben. — — Was soll man zu einem solchen Benehmen sagen wie bei Groß-Beeren? Aber einen Vorteil werden wir daraus ziehen, der in meinen Augen einen hohen Wert hat; wir werden uns auf uns selbst verlassen, wir werden unsere Sache mit unseren eigenen Armen auskämpfen, und die Geschichte wird nicht zu melden haben, daß es uns nur durch den Beistand eines oder einiger vormaliger französischen Generale gelungen sei, Deutschland von dem Joch der Franzosen zu befreien. — — —

Um 9 Uhr bezogen wir das Biwak. Unsere Proviantwagen waren uns gefolgt. Für Brot, Branntwein und Fleisch war gesorgt; ein wohlbestandenes Kartoffelfeld, freilich nicht für uns angebaut, war in der Nähe. Wir lagerten uns um mächtige Wachtfeuer und dachten kaum noch an den Ernst des heutigen Tages. — — Da ließ sich plötzlich aus dem Hintergrund unsere schöne Musik mit dem herrlichen Mozartschen „Dort vergiß leises Flehen, süßes Wimmern" aus „Figaros Hochzeit" hören, was so vortrefflich auf unsere Lage paßte. Die Hornmusik machte einen nicht zu beschreibenden Eindruck. Von allen Seiten eilten die Zuhörer herbei. Unter unseren Berliner Freiwilligen befinden sich recht tüchtige Sänger, von denen mehrere Mitglieder der dortigen Chöre gewesen sind. Die Sänger fanden sich bald zusammen, und nun wechselte unsere Musik mit herrlichen

vierstimmigen Liedern und anderen Gesängen. Den Chor bildeten Hunderte von kräftigen Stimmen; er war von ergreifender Wirkung. Weithin schallte unser Gesang durch die Stille der Nacht. Unsere Wachtfeuer flackerten zum Himmel empor. „Frisch auf, Kameraden!" aus „Wallensteins Lager", dann das neue Arndtsche Lied „Des Deutschen Vaterland"; vor allen waren es aber unsere herrlichen Körnerschen Lieder, welche die höchste Teilnahme und selbst Tränen der Rührung hervorbrachten. Aus dem nur eine Viertelmeile entfernten Lager der Kosaken hatten sich auch viele eingefunden, unter anderen auch mein Freund, der Kosakenmajor Denisow. In seiner Begleitung befand sich auch ein älterer Kosakenoffizier, der etwas Deutsch radebrechen konnte. Diese nächtliche Szene nahm sein Gefühl mächtig in Anspruch; er umarmte und küßte mich mehrmals. „Ach," rief er in einem solchen Moment in seinem gebrochenen Deutsch aus, „nix besser Kamerad als Preuße, immer voran, immer Hurra, ich will sie alle sterben lassen!" Es war aber so böse nicht gemeint, denn er wollte eigentlich nur sagen: für meine preußischen Kameraden könnte ich mein Leben lassen. Als das Körnersche „Gebet vor der Schlacht", welches einen wahrhaft erhebenden Eindruck machte, an die Reihe kam, da entblößten die Kosaken ihre Häupter, so sprach die Macht des Gesanges diese Naturkinder an.

Ach, und dieser herrliche Körner ist nicht mehr unter uns. Er blieb, wie Du schon wirst vernommen haben, am 29. August in einem unbedeutenden Gefecht bei Gadebusch. Am folgenden Tage bestatteten wir im Biwak von Wöbbelin seine irdischen Überreste unter einer alten Eiche. Auch ich warf eine Handvoll Erde in seine Gruft und flüchtete dann für den Rest des Tages in die Einsamkeit, denn ich war von diesem Ereignis so innig bewegt, daß ich für die Gesellschaft völlig unbrauchbar war.

„Und sollt' ich einst beim Siegeseinzug fehlen,
Weint nicht um mich, beneidet mir mein Glück,
Denn was berauscht die Leier vorgesungen,
Das hat des Schwertes freie Tat errungen, —"

so sang er in einem seiner Lieder, und die darin ausgesprochene Ahnung mußte leider so bald in Erfüllung gehen.

Das Lützowsche Korps, so reich an gebildeten und interessanten Menschen, hat durch Körners Tod seine schönste Zierde verloren.

Das deutsche Vaterland.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland, ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möwe zieht?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Bayerland, ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland, Westfalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer? ist's Tirol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß, es ist das Österreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt —
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund —
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel sieh darein
Und gib uns rechten deutschen Mut,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

E. M. Arndt.

Gneisenau an Hardenberg. Wartenburg, den 3. Oktober 1813.

Am 3ten d. haben wir unseren Elbübergang mit gewaltsamer Hand gemacht. Der Feind hatte eine fast unüberwindliche Stellung inne. Früher war er schon durch die wenig nachhaltigen Versuche der Kronprinzlichen Armee auf diesen Punkt aufmerksam gemacht worden, und er hatte das Dorf Wartenburg, zu zwei Dritteilen schon von der Natur mit Wasser

und Sümpfen, sowie auch durch Dämme umgeben, noch durch Hilfsmittel der Kunst befestigt. Der Entwurf war, den Feind von vorn zu beschäftigen, mit dem eigentlichen Angriff das feste Dorf zu umgehen und solches dann von hinten anzugreifen. Die Tapferkeit der Truppen riß aber solche in dem Gefecht fort, und nach einem sechsstündigen heftigen Gefecht erstürmten sie endlich das Dorf fast auf dessen stärkster Seite. Die Landwehren spielten hierbei mit die vorzüglichste Rolle, namentlich das Bataillon Sommerfeld aus dem Hirschberger Kreise, großenteils aus Leinwebern bestehend. So bilden sich jetzt die jungen Truppen zum Krieg aus. Möge die Weisheit der Führer einen solchen Geist in den Truppen zweckmäßig leiten! „Seht, dort rückt das Bataillon des Leib-Infanterieregiments an den Feind; die wollen was Besseres sein als ihr!" redete der General Horn die Landwehrmänner an. „Nein! Nein! wir sind ebensogut als sie", antworteten die Landwehrmänner, und zugleich mit den andern setzten sie an den Feind.

Möchten Ew. Exzellenz diese braven, armen Leute sehen, wie sie die notdürftigsten Kleidungsstücke ermangeln und den Krankheiten und der Ermattung erliegen, es würde Ihnen das Herz pressen.

Blücher am 4. Oktober 1813, nach der Schlacht, über Scharnhorst.

Wir haben gottlob! heute einen guten Schritt zur Befreiung des Vaterlandes getan; aber der das Beste dazu getan hat, ist nicht mehr unter uns. Ich bin nur wie ein Handwerker, der da die aufgegebene Arbeit geleistet hat; aber wer alles so zubereitet, daß wir hier alle zusammen zum Erfolge miteinander wirken konnten, das ist — sich zum Leutnant Scharnhorst wendend — Ihr Vater. Lassen Sie uns alle auf sein Andenken trinken!

Aus den Armeenachrichten. Hauptquartier Chemnitz, den 9. Oktober 1813.

Soeben erhält man die bestimmte Nachricht, daß die Armeen des Kronprinzen von Schweden und des Generals Blücher sich vereinigt haben.

Bei dem dermaligen Stande und den Bewegungen der verbündeten und feindlichen Heere lassen sich baldige, große Ereignisse erwarten.

Kommotau, den 11. Oktober 1813.

Am 8. d. M. ist zu Ried zwischen dem k. k. Feldzeugmeister Fürsten v. Reuß und dem königlichen bayrischen General der Kavallerie Grafen v. Wrede im Namen Sr. Maj. des Kaisers von Österreich und Sr. Maj. des Königs von Bayern ein Freundschafts- und Allianztraktat unterzeichnet worden, vermöge dessen Bayern den Verhältnissen des Rheinischen Bundes entsagt und seine Gesamtkraft mit jener der alliierten Mächte zu gleichem erhabenen Zwecke unverzüglich vereinigt.

Soldaten-Morgenlied.

An Friedrich Freiherrn de la Motte-Fouqué.

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh'!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenrot,
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott in Gnaden,
Schau' her vom blauen Zelt,
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen
Und gib uns heute Sieg;
Die Christenbanner wehen,
Dein ist, o Herr, der Krieg.

Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen, mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schar.

Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann,
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!

Dann Klang von allen Türmen
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen
Und Lieb' und Lebenslust!
Es schallt auf allen Wegen
Dein frohes Siegsgeschrei —
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei!

Max v. Schenkendorf.

Beschreibung der Schlacht bei Möckern, den 16. Oktober 1813. Vom Grafen Schack im „Preußischen Korrespondenten".

Der Feind unter dem Marschall Marmont hatte Freirode, Radefeld, Lindenthal und Möckern besetzt, um Leipzig gegen die von Halle vorrückende Schlesische Armee zu decken. Seine Position auf den Höhen von Radefeld und Lindenthal hatte er durch Schanzen verstärkt. Die Schlesische Armee griff nachmittags um 2 Uhr an; General Langeron vertrieb den Feind aus Freirode und Radefeld, General Yorck aus Lindenthal. Marschall Marmont zog seinen rechten Flügel und das Zentrum zurück und konzentrierte seine Geschütze und seine Infanteriemassen, um den Posten von Möckern zu halten, den der Major Hiller mit acht preußischen Bataillonen angriff. Auf diesem Punkte fing das Gefecht an hartnäckig zu werden, da er dem Feinde zur Deckung von Leipzig besonders wichtig war. Das brennende Dorf wurde mit großem Verluste zweimal genommen und zweimal verloren. General Yorck unterstützte den Angriff durch die Brigade des Prinzen Karl von Mecklenburg, aber auch der Feind brachte immer mehr Geschütze und neue Infanteriemassen, die von Gohlis defilierten, ins Gefecht, deren Feuer sich auf die Angriffskolonne des Prinzen konzentrierte. Es fielen über die Hälfte der Braven, die sieggewohnt nur siegen wollten. So auch Prinz Karl

nebst dem größten Teil seiner Stabsoffiziere. Seine Bataillone, durch das fürchterliche Feuer fast aufgelöst, hielten noch als kleine Haufen das schon gewonnene Terrain fest, als die Reservebrigade des Obersten Steinmetz heranrückte. Auch er und viele seiner tapferen Soldaten wurden verwundet und bedeckten als Leichen den Platz, um dessen Besitz so wütend gestritten wurde.

Die Brigaden des Generals Hünerbein und Horn auf dem linken Flügel des Yorckschen Korps rückten währenddem unaufhaltsam gegen die Batterien des feindlichen Zentrums an, die sie mit Kartätschen empfingen. Niemand achtete auf das, was liegen blieb, und nachdem die letzte Kartätschenladung auf wenige Schritte abgebrannt war, wurden stürmend 16 Kanonen genommen und die feindliche Infanterie geworfen. Fast zu derselben Zeit war auf unserm rechten Flügel bei Möckern der Moment der höchsten Gefahr, aber auch der der Entscheidung. Major Sohr warf sich mit zwei brandenburgischen Husareneskadronen zuerst in die feindliche Batterie. Unsere Infanterie, durch das Beispiel der wenigen übriggebliebenen Offiziere entflammt, drang vor. Dennoch blieb der Erfolg höchst zweifelhaft, als General Yorck, die Wichtigkeit des entscheidenden Moments mit hoher Selbstverleugnung fühlend, sich selbst mit entblößtem Säbel an die Spitze der Kavallerie setzte und sie mit dem belebenden Zuruf: „Es lebe der König!" in den Feind führte. Einige 30 Kanonen waren nun im Augenblick genommen, die feindlichen Kernmassen alter Garden umzingelt und nach hartnäckiger Gegenwehr niedergehauen oder gefangen, und alles, was sich noch den Siegenden entgegenzustemmen versuchte, wich den Bajonetten der unvergleichlich fechtenden Infanterie. Nie hat sich der Geist vaterländischer Tapferkeit schöner als in unserer jungen Landwehr gezeigt, die an diesem Tage sich mit den französischen Garden maß.

Der Feind wurde über Gohlis nach Leipzig geworfen, 1 Adler der kaiserlichen Garde, 47 Kanonen, 30 Munitionswagen und über 2000 Gefangene waren das Resultat dieses glänzenden, aber auch blutigen Gefechts, welches den ferneren Siegen bei Leipzig den Weg bahnte, Siegen, die ewig denkwürdig in der Weltgeschichte bleiben werden.

Leider beklagen wir den Verlust der Tapfersten im 1. preußischen Korps. Wir haben den Sieg mit einem Drittel unserer Waffenbrüder

erkauft. Auch ein edler deutscher Mann, dessen Andenken uns ewig teuer bleiben wird, fiel an diesem Tage. Der Major Krosigk, Chef eines Füsilierbataillons, bekannt durch seinen Heldenmut, durch Edelsinn und Herzensgüte. Als Vasall eines durch den Despotismus auf deutschen Boden verpflanzten fremden Königs, gab er ein herrliches, leuchtendes Beispiel hoher Anhänglichkeit am preußischen Vaterlande und opferte alles und zuletzt sein Leben der allgemeinen guten Sache.

Gneisenau an seine Frau, Wetterwitz bei Leipzig, den 18. Oktober 1813, des Morgens 5 Uhr.

Ich schreibe Dir am Morgen einer Schlacht, wie sie in der Weltgeschichte kaum gefochten ist. Wir haben den französischen Kaiser ganz umstellt. Diese Schlacht wird über das Schicksal von Europa entscheiden. Schon vorgestern hat die Blücherschе Armee abermals einen herrlichen Sieg erfochten. Wir hatten das beste französische Armeekorps, das des Marschalls Marmont, dann noch das 4. und 7. Armeekorps, einen Teil der französischen Garden und ein polnisches Korps gegen uns. Der Kampf war lang und hartnäckig; er kostete viel Blut. Wir warfen den Feind dennoch endlich aus seinen Stellungen heraus. Die Tapferkeit der Truppen unterstützte auf das herrlichste unsere Anordnungen. Wir hatten uns in Bataillonsmassen aufgestellt. Das feindliche Geschütz wütete darin sehr. Unsere Landwehrbataillone taten herrlich. Wenn eine feindliche Kugel 10 bis 15 Mann darniederriß, riefen sie: „Es lebe der König!" und schlossen sich wieder in den Lücken über die Getöteten zusammen.

Das Schlachtfeld ist mit Toten und Verstümmelten bedeckt, wie selten. Gottlob! viel mehr Franzosen als der Unsrigen. Indessen ist unser Verlust ebenfalls groß. Das Yorcksche Korps allein hat 6000 Mann verloren, ohne den Verlust der Russen zu rechnen.

Einige und vierzig Kanonen haben wir abermals erobert und so viel Pulverwagen, daß wir das, was wir in der Schlacht verschossen, wieder haben ergänzen können. — —

Gott befohlen! Eine halbe Million Menschen stehen jetzt auf einem engen Raum zusammengedrängt, bereit, sich wechselweise zu vertilgen. Wenn nicht große Fehler begangen werden, so sind wir Sieger. Durch die Schritte, die unsere Armee getan hat, durch

ihre kühnen Bewegungen, durch die Schlachten und Gefechte, die sie gewonnen, und durch die Ratschläge, die von unserm Hauptquartier ausgegangen sind, hat selbige zur vorteilhaften Wendung des Krieges so ungemein viel beigetragen. Die Siege der anderen Armeen sind ohne Folgen geblieben, und nur die unsrigen haben auf den Gang der Begebenheiten gewirkt. Die Nachwelt wird erstaunen, wenn dereinst die geheime Geschichte dieses Krieges erscheinen kann.

Umarme die Kinder, und Gott nehme Euch in seinen Schutz!

Armeebericht über die Schlacht bei Leipzig. Hauptquartier Rötha, den 19. Oktober 1813.

Der Kaiser Napoleon hatte am 15. d. Mts. seine ganze Macht bei Leipzig versammelt, seinen rechten Flügel bei Connewitz, das Zentrum bei Probstheida und den linken Flügel bei Stötteritz aufgestellt, und vor der Front die Dölitz, Wachau und Holzhausen stark besetzt. Gegen die Armee des Generals der Kavallerie v. Blücher hatte er zwei bis drei Armeekorps, worunter sich auch ein Teil der Garde befand, aufgestellt. Das Korps des Generals Reynier, welches durch Detachements von andern Korps verstärkt wurde, war an diesem Tage noch bei Wittenberg, wo es die Elbe passiert hatte, um auf dem rechten Ufer Demonstrationen gegen Roßlau zu unternehmen. Es wurde beschlossen, den Feind mit der Hauptarmee und mit der Armee des Generals Blücher, welcher bei Schkeuditz angekommen war, den 16. morgens anzugreifen.

General Blücher drang von Schkeuditz über den Parthebach gegen Leipzig vor. Feldzeugmeister Graf Giulay rückte von Leipzig gegen Lindenau; der General der Kavallerie Graf Meerveldt und das österreichische Reservekorps von Pegau über Zwenkau in der Richtung von Connewitz; der General der Kavallerie Graf Wittgenstein mit dem Korps des Generalleutnants v. Kleist und des Generals der Kavallerie Grafen Klenau aus seiner Stellung über Gröbern und Gossa gegen Liebertwolkwitz.

Der Angriff der Hauptarmee begann um 8 Uhr früh. Der Feind entwickelte eine Streitmacht von 140- bis 150000 Mann; er schien besonders unsern rechten Flügel debordieren zu wollen und zeigte bei Liebertwolkwitz sehr große Kavalleriemassen.

Die Schlacht begann auf allen Punkten mit äußerst heftiger Kanonade. Mehr als 1000 Feuerschlünde spielten gegeneinander.

Der Angriff von Connewitz war in der Front nicht ausführbar, weil der Feind die Brücke und den Damm mit sehr viel Geschütz und Infanterie verteidigte und das Terrain es unmöglich machte, Geschütze dagegen aufzuführen. Sobald man sah, daß derselbe mehrere große Angriffskolonnen gegen das Zentrum und den äußersten rechten Flügel in Bewegung setzte, ließ der kommandierende Feldmarschall Fürst v. Schwarzenberg das ganze österreichische Reservekorps unter dem General der Kavallerie Erbprinzen von Hessen-Homburg über Gaschwitz und Deuben auf das rechte Ufer der Pleiße übersetzen und vor Gröbern aufmarschieren.

Der General der Kavallerie Graf v. Wittgenstein, der Generalleutnant v. Kleist und der General der Kavallerie Klenau wiesen alle Angriffe des Feindes zurück. Der General Barclay de Tolly unterstützte das Zentrum mit dem Grenadierkorps und einigen Kavallerieregimentern der Garde. Bei dieser Gelegenheit eroberte das Kleistsche Korps 5 Kanonen.

In dem Augenblicke, als die Tete der österreichischen Reservekavallerie unter F.-M.-L. Grafen Nostitz aus Gröbern debouchierte, war es dem Feinde gelungen, auf dem linken Flügel mit einer großen Kavalleriemasse, unterstützt von mehreren Karrees Infanterie, bis nahe an Gröbern vorzudringen. Der F.-M.-L. Graf Nostitz verlor keinen Augenblick, stürzte sich mit seiner Kavallerie auf die feindliche, warf sie über den Haufen, hieb in mehrere Karrees ein und zersprengte sie gänzlich. Der Erbprinz von Hessen-Homburg rückte mit der Division des F.-M.-L. Bianchi, welche gleich nach der Kavallerie aus Gröbern debouchiert war, bis auf die Höhe von Markt-Kleeberg vor. Der F.-M.-L. Bianchi dirigierte das Feuer seiner Artillerie in die Flanke der feindlichen Linie, schlug sie zurück und eroberte 8 Kanonen.

Der Feind unternahm nun mit einer außerordentlichen Kühnheit einen Angriff auf den rechten Flügel; seine Absicht war, ihn vom Zentrum zu trennen. Der General der Kavallerie Graf Wittgenstein und Graf Klenau empfingen ihn abermals mit der größten Kaltblütigkeit, und selbst, als er mit seiner Kavalleriekolonne bis nahe vor

Gossa vorgedrungen war, behaupteten die russischen Grenadiere ihre Stellung unerschütterlich. Das wohldirigierte Feuer der Artillerie und eine glänzende Attacke des Gardekosakenregiments unter Anführung des Generaladjutanten Sr. Majestät des Kaisers aller Reußen, General Grafen Orloff-Denisoff, zwang den Feind wieder zum Rückzuge bis hinter Wachau. Der kommandierende Feldmarschall befahl nun eine allgemeine Vorrückung, um ganz Meister des Plateaus von Wachau zu werden. Die russischen Garden und die österreichische Grenadierdivision Weiffenwolf wurden zur Unterstützung dieses Angriffs bestimmt, wodurch der Feind weit über seine erste Aufstellung zurückgedrängt wurde.

Der General der Kavallerie Graf Meerveldt hatte den Auftrag, den Übergang über die Pleiße im Rücken des feindlichen rechten Flügels bei dem Dorfe Connewitz zu forcieren. Gegen Abend gelang es dem bemeldten General der Kavallerie, nach den äußersten Anstrengungen über den Fluß zu setzen. Eine große feindliche Übermacht brachte jedoch das übergesetzte Bataillon zum Weichen. Das Pferd des Generals Meerveldt wurde getötet; er selbst erhielt eine leichte Schußwunde und wurde gefangen. Der F.-M.-L. Fürst Alois Lichtenstein behauptete den ganzen Tag mit einem Teile des Meerveldtschen Korps seine Stellung gegen die heftigsten Angriffe. Der F.-Z.-M. Graf Giulay drang bis Lindenau, woselbst der Feind, durch das Terrain begünstigt, hartnäckigsten Widerstand leistete, vor und eroberte hierbei 2 Kanonen.

Der General der Kavallerie v. Blücher schlug seinerseits den Feind, vertrieb denselben aus Möckern und eroberte 1 Adler von der Marinegarde und 50 Kanonen und machte 2000 Gefangene.

Die Nacht machte der Schlacht für diesen Tag ein Ende.

Der General der Kavallerie Freiherr v. Bennigsen, welcher nach Hinterlassung eines hinlänglichen Armeekorps vor Dresden zur Hauptarmee im Anmarsche war, konnte, der größten Anstrengungen ungeachtet, am folgenden Tage, den 17., nicht weiter als bis Caldiz, und der F.-Z.-M. Graf Colloredo, der den Weg über Freiberg und Chemnitz genommen hatte, nur bis Borna kommen.

Der Kronprinz von Schweden, welcher bei Köthen stand, überzeugte sich, daß die Bewegungen des Generals Reynier bloße

Demonstrationen waren; er entschloß sich daher, sich mit dem General v. Blücher zu vereinigen, um entweder dieses feindliche Korps abzuschneiden oder, im Fall es sich mit der französischen Hauptarmee vereinigen sollte, selbst an dem allgemeinen Angriff in den Ebenen von Leipzig teilzunehmen, und rückte zu diesem Ende noch an diesem Tage bis in die Gegend von Halle vor.

Der Umstand, daß am 17. die Armee des Kronprinzen von Schweden, das Armeekorps des Generals v. Bennigsen und die Armeeabteilung des F.-Z.-M. Grafen Colloredo noch so weit von der Hauptarmee entfernt waren, daß sie unmöglich zur rechten Zeit eintreffen konnten, um tätigen Anteil an der Schlacht zu nehmen, bestimmte den kommandierenden Feldmarschall, den folgenden Tag zum erneuerten Angriffe abzuwarten. Am Abend des 17. traf der Kronprinz von Schweden in Taucha, der General der Kavallerie Freiherr v. Bennigsen in Naunhof und der F.-Z.-M. Graf Colloredo bei der Hauptarmee selbst ein.

Am 18. früh war die feindliche Hauptmacht von Connewitz über Dösen vorwärts Wachau gegen Fuchshain und Seiffershain in Schlachtordnung aufmarschiert und hatte Armeekorps gegen den General v. Blücher und den Kronprinzen von Schweden aufgestellt. Leipzig hielt der Feind fortan stark besetzt. Um 8 Uhr früh begann der Angriff der Hauptarmee in drei Kolonnen. Die Absicht war, den Feind gegen Leipzig zu drängen, zu welchem Ende der kommandierende Feldmarschall die rechts gehende Kolonne der Armeekorps der Generale der Kavallerie Freiherr v. Bennigsen und Grafen v. Klenau bestimmte. Die zweite Kolonne unter dem Oberbefehl des Generals Barclay de Tolly wurde aus den Korps des Generals der Kavallerie Grafen v. Wittgenstein und des Generalleutnants v. Kleist gebildet und hatte zur Reserve die gesamten russischen und preußischen Garden. Die 3. Kolonne unter dem General der Kavallerie Erbprinzen von Hessen-Homburg formierten die Divisionen Bianchi, Fürst Alois Lichtenstein, Graf Weiffenwolf und Graf Nostitz. Als Reserve dieser Kolonne folgte der F.-Z.-M. Graf Colloredo mit seiner Armeeabteilung.

Die erste Kolonne rückte von Seifferhain in der Richtung gegen Holzhausen; die zweite von Gossa gegen die Höhen von

Wachau, während die dritte das Plateau zwischen Dösen und Lößnig besetzt hielt.

Der Feind bot alles mögliche auf, um dem Vorrücken unserer Angriffskolonnen Schranken zu setzen. Doch nichts konnte der Tapferkeit der verbündeten Truppen widerstehen. Er wurde aus einer Stellung in die andere zurückgedrängt, so daß er mit einbrechender Nacht auf die Stellung von Connewitz über Probstheida gegen Zweinaundorf beschränkt wurde. Der Feind ward von dem rechten Flügel sehr gedrängt, wobei ihm 7 Kanonen abgenommen wurden.

Der Kronprinz von Schweden vertrieb den vor ihm stehenden Feind und rückte bis Paunsdorf vor, während der General der Kavallerie v. Blücher mit mehreren Abteilungen seiner Armee über die Parthe setzte.

Zwei württembergische Kavallerieregimenter und 7 sächsische Füsilierbataillone mit 4 Batterien zu 26 Feuerschlünden, unter den Befehlen des Generals v. Rüssel, traten an diesem Tage aus den feindlichen Reihen und schlossen sich ganz ausgerüstet an die Armee der Alliierten an, um gemeinschaftlich mit ihnen die Sache Deutschlands zu verfechten.

Bereits gegen 10 Uhr früh begann die französische Armee ihren Rückzug auf den Straßen von Weißenfels und Merseburg, den sie diesen Tag und die folgende Nacht ununterbrochen fortsetzte. Da es nicht möglich war, auf das linke Ufer der Elster so viele Truppen zu bringen, als nötig gewesen wären, um den Feind bei seinem Debouchieren aus Lindenau mit gutem Erfolge anzugreifen, so erhielt der F.-Z.-M. Graf Giulay den Befehl, sich mit seiner Armeeabteilung gegen Pegau zu ziehen und den Feind bloß mit seinen leichten Truppen beunruhigen zu lassen.

Am 19. mit Tagesanbruch behauptete der Feind nur noch Zweinaundorf und die Windmühle vor den Straßenhäusern gegen Connewitz. Der allgemeine Angriff wurde um 7 Uhr früh erneuert und der Feind nach Leipzig geworfen. Hier suchte er Zeit zu gewinnen, um seine Truppen, Artillerie und Armeegepäck zu retten, zu welchem Ende er Parlamentairs schickte und den Antrag machte, den Rest der sächsischen Truppen unter der Bedingung zu überliefern, daß die Stadt mit der Beschießung verschont und der französischen Garnison

mit allem noch in derselben befindlichen französischen Armeegut freier Abzug gestattet würde.

Dieser Antrag wurde abgeschlagen, die Alliierten hatten sich bereits der Vorstädte bemächtigt; der Feind wollte jedoch fortan die Stadt verteidigen; die Alliierten drangen trotz seines Feuers in dieselbe ein; die auf dem Platze aufmarschierten Sachsen kehrten zugleich ihre Waffen gegen die Franzosen, ein badisches Infanterieregiment folgte dem Beispiele der Sachsen; das Handgemenge wurde allgemein; der Feind geriet in eine beispiellose Verwirrung; jeder Einzelne dachte nunmehr an seine eigene Rettung, und die Alliierten wurden Meister der Stadt.

Die Folgen der so tief durchdachten als glücklich ausgeführten Operationen, welche auf die Vereinigung aller alliierten Armeen auf einem Punkte gegen die feindliche Hauptmacht berechnet waren, sind in diesen drei glorreichen Tagen die Eroberung von mehr als 250 Kanonen und bei 900 Munitionswagen. An Gefangenen sind bis jetzt mehr als 8000 eingebracht. Unter diesen befinden sich die drei Armeekorps-Kommandanten, Generale Lauriston, Reynier und Bertrand nebst noch 10 anderen Generalen.

Der am 16. d. M. zum französischen Reichsmarschall ernannte Fürst Poniatowsky, da er sich nicht mehr über die Brücke flüchten konnte, wollte sich durch die Elster retten, fand jedoch, der Aussage seiner in Gefangenschaft geratenen Adjutanten zufolge, seinen Tod in diesem Flusse.

Noch an diesem Abend verließen acht polnische Infanterieregimenter die feindlichen Fahnen und gingen zu den Alliierten über.

Das Schlachtfeld von drei Stunden Länge und ebensoviel Breite, auf welchem für die Sache Deutschlands und die Ruhe Europas beinahe drei volle Tage über gekämpft wurde, ist dergestalt mit feindlichen Leichen bedeckt, daß man den Verlust, welchen die französische Armee auf allen Seiten erlitten hat, auf wenigstens 40 000 Mann rechnen kann. Der Verlust der verbündeten Armeen beläuft sich im ganzen an Toten und Verwundeten höchstens auf 10 000 Mann.

Die drei verbündeten Monarchen waren gestern, als am entscheidenden Tage, auf den Höhen zwischen Wachau und Probstheida Zeugen der außerordentlichen Tapferkeit ihrer Truppen.

Se. k. k. Majestät haben auf dem Schlachtfelde selbst dem kommandierenden Feldmarschall Fürsten v. Schwarzenberg das Großkreuz des Maria-Theresia-Ordens, Se. Majestät der Kaiser von Rußland demselben den St.-Georgen-Orden erster Klasse und Se. Majestät der König von Preußen den Schwarzen Adlerorden zu verleihen geruht.

Dem General der Kavallerie v. Blücher, welcher durch seine im Laufe des gegenwärtigen Feldzuges mit seltener Klugheit und Entschlossenheit geleiteten und sehr beschwerlichen Operationen so viel zu den glücklichen Resultaten dieser Schlacht beigetragen hat, haben Se. k. k. Maj. ebenfalls das Großkreuz des Maria-Theresia-Ordens, und dessen Generalquartiermeister, dem General v. Gneisenau, das Kommandeurkreuz desselben Ordens zu verleihen geruht.

Der kommandierende Feldmarschall behält sich vor, Seiner k. k. Maj. diejenigen Herren Generale, Stabs- und Oberoffiziere, welche sich an diesen glorreichen Tagen besonders ausgezeichnet haben, noch vor Einreichung der ausführlichen Relation namhaft zu machen.

Sämtliche Armeen sind in Bewegung, um dem Feinde auf dem Fuße zu folgen.

Gneisenau an seine Frau. Leipzig, den 19. Oktober 1813.

Die große Schlacht ist gewonnen; der Sieg ist entscheidend. Gestern kämpften die ungeheuren Massen gegeneinander. Ein Schauspiel, wie es seit Tausenden von Jahren nicht gegeben hat. Von einer Höhe konnte ich die jenseitige Armee übersehen; die unsrige fast diesseits. Viel Blut ist geflossen. Auf meilenlangen Strecken liegen die Toten und Verstümmelten. Wir drängten endlich die französische Armee in einem engen Raum dicht bei Leipzig zusammen. Die Nacht ließ endlich das Feuern aufhören. Heute früh griff ein Teil unserer (der Schlesischen) Armee Leipzig an. Das preußische Korps unter General York war bereits in der Nacht vorausmarschiert, um dem Feind auf seinem Rückzuge zuvorzukommen. Unser Angriff auf Leipzig war sehr blutig. Nach vielen Stunden Arbeit erstürmten unsere Truppen die Stadt. Von allen Seiten begegneten sich die Truppen der verschiedenen Armeen. Der General Blücher und wir waren die ersten, die einzogen. Wir wurden von dem Freudengeschrei der Einwohner und von dem

Hurrarufen der siegenden Truppen bewillkommt. Wir fanden eine Menge Gefangene, 20 000 Verwundete, noch viel mehr Kranke. Die Toten lagen überall umher. Eine Menge Geschütz ist erobert, 500 Munitionswagen. Viele Generale sind in unsern Händen. Zertrümmerte Häuser, umgeworfene Bagagewagen, Truppen aller Nationen. Es ist eine Verwirrung ohnegleichen. Eine Stunde später als wir zogen der Kaiser Alexander, der Kaiser Franz, unser König, die Prinzen und die Generalität aller Nationen ein, denn wir hatten mehrere gefangene Generale.

Alle Anstalten sind getroffen, um den Feind aufs lebhafteste zu verfolgen. Den Rest seiner Armee wollen wir vernichten.

So weit habe ich es endlich gebracht. Vieles habe ich zu dieser Wendung der Angelegenheiten beigetragen. Ich genieße jetzt die Belohnung für langjährige Sorgen und Mühen. August ist gesund. Umarme die Kinder! Gott mit Euch.

Blücher an seine Frau. Lützen, den 20. Oktober 1813.

liebes malchen gestern konnte ich nicht Schreiben ich wahr zu müde, aber mein Freund Gneisenau hat an dich geschrieben und gesagt daß ich gesund bin. Den 16ten habe ich dem Feind vor Leipzig bei dem Dorff Möckern wieder eine Schlacht geliefert, 4000 gefangene gemagt, 45 Canonen ein ahdler und verschiedene Fahnen erobert, den 18. warff ich den Feind in Leipzig hinein, und nahm 4 Canonen, den 19. und 20. [18. und 19.] ist die größte Schlacht geliffert die ni uf der erde stadt gefunden hat, 600000 man kempftten mit einander, um 2 uhr nachmittag nahm ich Leipzig mit Stuhrm, der König von Saxen und ville generalls der Franzosen wurden gefangen der Pollnische Fürst Poniatowski Ertrank. 170 Canonen wurden erobert und gegen 40 000 man sind gefangen. Napoleon hat sich gerettet, aber er ist noch nicht durch. diesen Augenblick bringt meine Cavallerie wider 2000 gefangene, die ganze Feindlige armee ist verlohren, der Kaiser von Rußland hat mich in Leipzig uf öffentlichen margt geküßt und den befreier Deutschlands genannt, auch der Kaiser von Oestreich überhäufte mich mit lob und mein könig dankte mich mit tränen in den augen, da mich der Kaiser kein orden mehr geben kann so erhallte ich von ihm ein goldenen Degen mit Brillanten

beſetzt, den man ein groſſen wehr gibt. in dieſem augenblick bin ich nuhr 10 Meilen von Fritze, und da nun alles wider frei iſt, ſo kannſt du mit Fritze coreſpondiren und ihr könnt euch aufhalten wo ihr woldt. ich ſchlage euch Leipzig vor es iſt ein angenehmer Ohrt, und da ich Leipzig welches man in Brand ſchiſſen wollte dadurch gerettet daß ich verboht keine Granaten hinein zu werffen, ſo wird man euch uf Henden tragen. Schreib mich dein Entſchluß, guht quartier will ich dich dan beſorgen, ich gehe mit meine armeh durch tühringen nach weſtphahlen und meine Truppen ſollen ballde in münſter ſein gott mit dich lebenslang dein Blücher.

Das Lied vom Feldmarſchall.

Was blaſen die Trompeten? Huſaren, heraus!
Es reitet der Feldmarſchall im fliegenden Saus,
Er reitet ſo freudig ſein mutiges Pferd,
Er ſchwinget ſo ſchneidig ſein blitzendes Schwert.

O ſchauet, wie ihm leuchten die Augen ſo klar!
O ſchauet, wie ihm wallet ſein ſchneeweißes Haar!
So friſch blüht ſein Alter wie greiſender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes ſein.

Der Mann iſt er geweſen, als alles verſank,
Der mutig auf gen Himmel den Degen noch ſchwang,
Da ſchwur er beim Eiſen gar zornig und hart,
Den Welſchen zu weiſen die deutſcheſte Art.

Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in'n Sattel ſich ſchwang,
Da iſt er's geweſen, der Kehraus gemacht,
Mit eiſernem Beſen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue er hielt ſolchen Strauß,
Daß vielen tauſend Welſchen der Atem ging aus.
Daß Tauſende liefen dort haſigen Lauf,
Zehntauſend entſchliefen, die nimmer wachen auf.

Am Waſſer der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzoſen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzoſen, zur Oſtſee hinab!
Und nehmt, Ohnehoſen, den Walfiſch zum Grab.

Bei Wartburg an der Elbe wie fuhr er hindurch!
Da ſchirmte die Franzoſen nicht Schanze noch Burg,
Da mußten ſie ſpringen wie Haſen übers Feld,
Hinterdrein ließ erklingen ſein Huſſa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzoſen das Glück und die Macht,
Da lagen ſie ſicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarſchall.

Drum blaſet, ihr Trompeten! Huſaren, heraus!
Du reite, Herr Feldmarſchall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen, zum Rhein! übern Rhein!
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

E. M. Arndt.

Soldaten-Abendlied. 23. Oktober 1813.

An Karl v. Bardeleben.

So zündet nun die Feuer
In Gottes Namen an,
Es hat wohl keiner treuer
Sein Tagewerk getan;
Und fern von Liebesarmen
Und fern von Weibesbruſt
Laß uns an dir erwarmen,
Du Feuer, unſre Luſt!

So ruht, ihr müden Glieder —
Vielleicht zum letztenmal;
Wie bald, ſo ſinkt ihr nieder,
Verletzt von Blei und Stahl.

Wir haben uns ergeben,
Herr Gott, in deine Hand;
Nimm hin den Leib, das Leben
Für unser Vaterland!

Ihr fernen teuren Seelen,
Wir wünschen gute Nacht;
Wir wollen euch empfehlen
Der ew'gen Liebesmacht.
Wir grüßen, ach, wir grüßen
Viel tausend-, tausendmal,
Und unsre Blicke küssen
Sich wohl im Mondenstrahl.

Schlaf ruhig, Vater Röder,
Du lieber General!
Das betet wohl ein jeder
Aus deiner Krieger Zahl.
Du bist uns Lust und Segen
In Schlacht und Ungemach;
Du schläfst in Sturm und Regen,
Wie wir, oft ohne Dach.

Auch du im Lager drüben
Magst ruhig schlafen, Feind,
Wir ha'n mit Schuß und Hieben
Es ehrlich stets gemeint.
Mit einem aber ringen
Wir morgens wie zu Nacht,
Er möcht' uns gern verschlingen,
Der Löwe brüllt und wacht.

Du Feldwacht und ihr Runden,
Seid wacker und bereit,
Um fleißig zu erkunden,
Von wo Gefahr uns dräut;

Der Herr hat viele Scharen
Zu unserm Schutz bestellt,
Die heil'gen Engel wahren
Des frommen Kriegers Zelt.

Ihr Wächter in der Höhe,
O schwebt um diesen Raum,
Und jeder Schläfer sehe
Das Liebste heut im Traum. —
Nun gute Nacht, ihr Brüder,
Gut' Nacht, mein Schlafkamrad,
Wir sehn uns morgen wieder
Bei frischer Heldentat.

Max v. Schenkendorf.

Stein an seine Frau. Leipzig, den 21. Oktober 1813.

Endlich, meine liebe Freundin, wagt man sich dem Gefühl des Glücks hinzugeben. Napoleon ist geschlagen, in unordentlicher Flucht; man treibt ihn auf das linke Rheinufer, und das österreichisch-bayersche Heer wird ihn noch vor seinem Übergange angreifen — das ist der Erfolg der blutigen und ruhmvollen Kämpfe des 14., 16., 18., 19. Oktober — da liegt also das mit Blut und Tränen so vieler Millionen gekittete, durch die tollste und verruchteste Tyrannei aufgerichtete ungeheure Gebäude am Boden; von einem Ende Deutschlands bis zum andern wagt man es auszurufen, daß Napoleon ein Bösewicht und der Feind des menschlichen Geschlechtes ist, daß die schändlichen Fesseln, in denen er unser Vaterland hielt, zerbrochen und die Schande, womit er uns bedeckte, in Strömen französischen Blutes abgewaschen ist. Diese großen Erfolge verdanken wir der Beharrlichkeit und dem edeln Mute, den der Kaiser Alexander in der großen Entscheidung des vorigen Jahres entwickelt hat, der heldenmütigen Hingebung seines Volkes, dem Geiste der Gerechtigkeit und Mäßigung, den er entfaltete in allen Verhandlungen mit den Mächten, welche er einlud, ihre Anstrengungen mit den seinigen zu verbinden, der Aufopferung und Kraftfülle, welche Preußen gezeigt hat, seitdem

es in den Kampf eintrat, dem Geiste des Unwillens und Hasses gegen den Unterdrücker, der sich von allen Seiten betätigte. Die Vorsehung ist gerechtfertigt durch das große Gericht, das sie über das Ungeheuer ergehen ließ; seine Verstockung hat ihn zu politischen und militärischen Tollheiten verleitet, die seinen Fall beschleunigt und ihn zum Gespött des Volkes herabwürdigen.

Wir verdanken diese großen Resultate nicht dem Einflusse feiger Staatsmänner, elender Fürsten; sie sind hervorgebracht durch zwei blutige, tatenvolle, lorbeer- und tränenreiche Feldzüge — durch viele blutige Schlachten; und bei Lützen, Bautzen, Teltow, Dresden, Katzbach, Kulm, Dennewitz, Bledin, Leipzig wurde der Samen gestreut zu der schönen Ernte, die uns erwartet, und deren Ertrag wir mit Frömmigkeit, Dankbarkeit gegen die Vorsehung und Mäßigung jetzt genießen dürfen.

Lebe wohl, meine liebe Freundin, küsse die Kinder, denen ich mit dem nächsten Kurier antworten werde.

Gneisenau an die Prinzessin Louise Radziwill, geb. Prinzessin von Preußen. Freiburg an der Unstrut, den 22. Oktober 1813.

Durchlauchtigste gnädigste Prinzessin! Ew. Königliche Hoheit haben mich durch zwei Schreiben von Ihrer verehrten Hand hoch beglückt. Ich ergreife nach vollendeter Hauptarbeit den ersten freien Moment, um Ew. Königlichen Hoheit für diesen Beweis Höchstihrer Huld meinen ehrfurchtsvollen Dank darzubringen.

Wie glücklich ich jetzt atme, lebe und webe, können Ew. Königliche Hoheit ermessen. Das höchste Glück des Lebens ist Befriedigung der Rache an einem übermütigen Feind. Wir haben sie genommen, diese Rache, auf eine Weise, wie die Geschichte kein Beispiel kennt.

Der Staat ist gerettet, der Thron ist befestigt. Wir sind zwar arm geworden, aber jetzt reich an kriegerischem Ruhme und stolz auf die wiedererrungene Nationalunabhängigkeit. Diese Güter sind mehr wert als die unermeßlichsten Reichtümer bei fremder Herrschaft. Aber warum muß die nicht mehr leben, die dieses Glück in den beseligendsten Gefühlen genossen hätte, unsere verewigte Königin! Solche Betrachtungen mischen Wermut in den Becher, aus dem so tiefe Züge uns zu tun vergönnt ist. Mit welchen Strömen von Blut

indessen die Freiheit der Welt erkauft ist, davon mag man nur wenig Begriff anderwärts haben. Vier Tage lang hat sich die Schlesische Armee geschlagen. Von 103 000 Mann, die sie am Anfang des Feldzuges stark war, ist sie auf 40 000 geschmolzen. Zwischen vierzig- und fünfzigtausend Mann haben sicherlich die vier Tage bei Leipzig den verbündeten Armeen gekostet. Den Verlust der Feinde kennen wir nicht. Auf Meilen weit sind die Felder mit Toten, Verstümmelten und Verwundeten bedeckt. Rund um die innere Stadt Leipzig erstreckt sich ein breiter Saum von schönen Spaziergängen. Diese waren das Schlachtfeld des 19. Oktober. Noch des andern Tages lag dort alles voll Sterbender. Leichname von Menschen und Pferden, Trümmer, umgestürzte Kriegsfahrzeuge, Waffen, Sättel. Die Erde war mit Blut getränkt. Es war dies ein jammervolles Schauspiel des höchsten menschlichen Elendes.

Den Prinzen Wilhelm haben Ew. Königliche Hoheit noch zur rechten Zeit zur Armee abgeschickt, damit er Zeuge und Teilnehmer so großer Begebenheiten sein konnte. Noch habe ich ihn nicht in seiner neuen Kleidung gesehen. Ew. Königlichen Hoheit mütterliches Herz mag wohl auch manchmal von bangen Besorgnissen erfüllt sein.

Geruhen Ew. Königliche Hoheit die treue und ehrfurchtsvolle Verehrung zu genehmigen, womit ich unter den lebhaftesten Wünschen für das Wohl Ihres gesamten Hauses ehrerbietigst verharre.

Achim v. Arnim über die Schlacht bei Leipzig im „Preußischen Korrespondenten", den 22. Oktober 1813.

Die große Völkerschlacht, welche in viertägigem Kampfe vom 16. bis zum 19. d. M. die Freiheit der Deutschen (welche seit der Hermannsschlacht bis auf Napoleon alle Angriffe bestanden hatte) auf Jahrhunderte wieder begründet, hat wegen ihrer Ausdehnung noch keinen Namen erhalten; kaum wissen wir bis jetzt die Namen der einzelnen Orte, bei denen gefochten worden ist; noch fehlen die genaueren Nachrichten von der Böhmischen Armee, die auch den 17. im Kampfe gewesen sein soll. Bis die Helden des Kampfes den Namen der Schlacht bestimmt haben, wollen wir sie die Deutsche Schlacht nennen und alle Nachrichten sammeln, die vereinigt eine Anschauung dieser reichen und mächtigen Tage geben können;

wir nennen sie die Deutsche Schlacht nicht darum allein, weil sie die Freiheit der deutschen Völker von französischer Politik erstreitet, sondern weil in dem Feuer derselben der deutsche Volksgeist sich läuterte und zeigte, und das ewige Gesetz, das Völker einer Abkunft und Sprache verbündet, in dem Übergange der meisten deutschen Streiter zum deutschen Heere glänzend bewährt wurde.

Bericht über die Zustände nach der Schlacht bei Leipzig. (Aus dem „Preußischen Korrespondenten", den 3. November 1813, Nr. 124.)

Die blühenden Umgebungen Leipzigs sind von der Armee des Protektors der Rheinbundesstaaten in eine Wüste verwandelt. Die Franzosen haben mit einer Barbarei verheert, die in der Geschichte der neuen Zeit ohne Beispiel ist. Die Dörfer Schönefeld, Probstheida, Dösen, Dölitz, Wachau, Liebertwolkwitz, Lindenau, Pfaffendorf, Connewitz, Gröbern, die Häuser in den Kohlgärten, die sogenannten Straßenhäuser u. m. a., liegen ganz oder zum Teil in Asche; woran seit länger denn drei Jahrzehnten gebaut und geschmückt worden, ist in drei Tagen bis auf den Grund zerstört. Anderthalb Meilen lang und eine Meile breit ist das Schlachtfeld wie eine Scheuntenne plattgetreten; diese ganze große Schauderfläche ist heute noch (den 24. Oktober) bedeckt mit Tschakos, Tornistern, Mänteln, Gurten, Stiefeln, Rädern, Achsen, Deichseln, Wagen, Pferden und Menschen; letztere liegen hier und da reihenweise dicht nebeneinander, so mörderisch hat das Feuer der verbündeten Truppen diesmal in dem französischen Heere gewütet. Die französischen Gefangenen sind zum Begraben der Leichen beordert und haben noch wenigstens zwei volle Tage damit zu tun. In den Vorstädten von Leipzig sind an mehreren Häusern die Spuren der Kartätschenkugeln und des kleinen Gewehrfeuers zu sehen; der vierjährigen Tochter des Advokaten Römisch riß eine Kanonenkugel im Zimmer ihrer Eltern den Arm weg. In den Lazaretten, allein in Leipzig, liegen 25 000 Blessierte, wovon vier Fünftel Franzosen sind; bis jetzt sind 60 000 französische Gewehre in der Stadt und auf dem Schlachtfelde gefunden worden; stündlich werden noch immer mehrere abgeliefert. Der Empfang der Kaiser, des Königs und des Kronprinzen von Schweden bei ihrem Einzuge in Leipzig war ein herzerhebender Augenblick. Sämtliche

Einwohner allen Alters, aller Geschlechter und Stände eilten ihnen entgegen; viele warfen sich im Übermaß der Freude auf ihre Knie; tausend und abertausend Stimmen riefen ihnen aus vollem Herzen ihren Willkommen entgegen; Tausende schleuderten die Hüte in die Lüfte, Tausende streckten die Arme ihnen weit entgegen und segneten, Freudentränen im Auge, die Siegreichen für ihre Befreiung. Leipzig hat die Ehre, auf seinen Gefilden die deutsche Freiheit erkämpft zu sehen, teuer bezahlt; aber es wird durch seinen nun entfesselten Handel den Schlag bald vergessen, den ihm Napoleon durch die Sammlung seiner Heere in seiner Nähe bereitete. Napoleon war der Stadt Leipzig nie hold, denn er kannte die gediegene Deutschheit der biederen Leipziger.

Die Leipziger Schlacht.

Wo kommst du her in dem roten Kleid
Und färbst das Gras auf dem grünen Plan?
Ich komm' aus blutigem Männerstreit,
Ich komme rot von der Ehrenbahn.
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
Drob müssen die Mütter und Bräute klagen,
Da ward ich so rot.

Sag' an, Gesell, und verkünde mir,
Wie heißt das Land, wo ihr schlugt die Schlacht?
Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
Das manches Auge voll Tränen macht,
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken
Und Tausenden mußte der Atem stocken
Bei Leipzig der Stadt.

Wie heißen, die zogen ins Todesfeld
Und ließen fliegende Banner aus?
Es kamen Völker aus aller Welt,
Die zogen gegen die Franzosen aus,
Die Russen, die Schweden, die tapfern Preußen
Und die nach dem glorreichen Östreich heißen,
Die zogen all aus.

Wem ward der Sieg in dem harten Streit,
Wem ward der Preis mit der Eisenhand?
Die Welschen hat Gott wie Spreu zerstreut,
Die Welschen hat Gott verweht wie den Sand;
Viele Tausende decken den grünen Rasen,
Die Übriggebliebenen entflohen wie Hasen,
Napoleon mit.

Nimm Gottes Lohn! Habe Dank, Gesell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut!
Das klang wie himmlische Zymbeln hell,
Habe Dank der Mär von dem blutigen Streit!
Laß Witwen und Bräute die Toten klagen,
Wir singen noch fröhlich in spätesten Tagen
Die Leipziger Schlacht.

O Leipzig, freundliche Lindenstadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal:
Solange rollet der Jahre Rad,
Solange scheinet der Sonnenstrahl,
Solange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht.

E. M. Arndt.

Einzug des Königs in Berlin nach der Schlacht bei Leipzig. Aus dem „Preußischen Korrespondenten", den 25. Oktober 1813, geschrieben von Ludwig Achim v. Arnim.

Berlin, den 24. Oktober. Die stille Nacht hat den freudigen Mund des Volkes geschlossen, die feierliche Erleuchtung der Stadt ist erloschen, der Tag geht vorüber, aber nicht sein Heil. Wer fromm gebetet, wer herzlich geglaubt, wer mutig gelitten, wer treulich gestritten, jeder behält seinen Teil an diesem Tage des öffentlichen Dankes; es wäre zu schwer, alle Erinnerungen, alle Erwartungen, alle Gedanken und Gefühle darlegen zu wollen, und karg möchte es scheinen, bei dem einzelnen eigenen Gefühle zu weilen. Die Kunde des Tages gehe also lebendig von Mund zu Mund, der künftigen

Zeit wird es genug sein, hier zu lesen, daß an demselben 24. Oktober, der vor sieben Jahren den Feind der Deutschen nach der Zerstreuung unseres Heeres im Triumphe durch unsere Straßen ziehen sah, heute das Dankfest für die Siege des Heeres, für die Befreiung Deutschlands gefeiert wurde, daß der entsühnten Stadt an diesem Tage die segnende Überraschung wurde, den geliebten König, der seine Heldenstirn allen Gefahren mutvoll entgegengestellt, der mit seinem guten Geiste den bösen Geist, der die Welt quälte, bestritten hat, in der Gesundheit und Freude eines reichen, großen Lebens durch dieselben Straßen, ohne Prunk, aber mit der Herrlichkeit eines befriedigten Herzens einziehen zu sehen, um mit dem tiefgerührten Volke dem Herrn der Heerscharen für die Befreiung öffentlich zu danken.

Wir haben dem allmächtigen Gott für viele Gnaden zu danken; danken wir ihm vor allem, daß seine Gnade ihn, den Helden bei Kulm, uns als König verliehen hat.

Bericht
über den Rückzug der Franzosen nach der Schlacht bei Leipzig. Aus dem „Preußischen Korrespondenten", den 8. November 1813.

Der Weg von Leipzig bis Weißenfels, und dann wieder von Eckartsberge bis Gotha, zeigt die Spuren der gräßlichen Verheerung, welche sich die Franzosen auf ihrer Flucht erlaubt haben. Die schönen Gartenhäuser rund um Gotha herum sind mit ihren Anlagen alle verwüstet, und in den Dörfern links und rechts an der Straße haben die entsetzlichsten Plünderungen stattgefunden. Der langjährige Druck des französischen Despotismus und jetzt die letzte tyrannische Behandlung beim Abschiede haben aber auch das deutsche Volk in Sachsen und Thüringen in dem Grade gegen die Franzosen erbittert, daß die Bauern des letzten Landstrichs keinen gebliebenen Franzosen begraben; eine Gemeinde hat ausdrücklich erklärt, daß sie der deutschen Erde nicht wert wären, sondern als Speise für die Raben auf ihren Fluren liegen bleiben sollten.

Napoleon floh von Gotha in der Mitternacht vom 25. zum 26., die Auserwähltesten der Garde begleiteten ihn, und beim Scheine einiger weniger Fackeln verließ er das friedliche Land, das er bis auf das Mark ausgesogen hatte.

Blücher an seine Frau. Pilipstahl [Philippsthal bei Hanau a. M.], den 30. Oktober 1813.

liebes malchen!

nun weiß ich nicht mehr waß ich dich schreiben soll alle ordens die zu haben sind habe ich schon uf dem Leibe, den Kaiser Napoleon jage ich täglich vor mich hehr, zu Recht ernsthafte gefegte wirds uf dieser seitte des Reins nicht mehr kommen und in Zeit von 7 tagen bin ich in Frankfuhrt oder Coblenz, nach dehm sich mein gegner wenden wird, gesund bin ich mit meiner gantzen umgebung, die sich Empfiehlt, von Frantz habe ich weiter keine nachricht, als daß es mit seiner heillung guht geht und er außer gefahr ist, ich hoffe Dressen, wo er ist wird balde übergehn und dan ist er frey. Dein Bruder ist so wie ich höre gesund, ich denke du komst den winter zu mich nach Frankfuhrt, dan kan die Fritze auch dahin kommen, lebe wohl und Schreibe mich ia gleich. Heute rücken meine Truppen in Cassel. die einlage ist ein briff des östreichischen Kaiser, in Win will man mich ein monument setzen, du wirst noch woll mein Portrait nach Prag schicken müßen negstens schreibe ich dich mehr grüße Hein immer dein Blücher.

Bericht der Haude-Spenerschen Zeitung über die Schlacht bei Hanau, den 30./31. Oktober 1813.

Der General v. Wrede hat sich mit seinem Armeekorps am 29., 30. und 31. vor. M. zwischen Frankfurt und Hanau gegen die Reste der französischen Armee geschlagen. Den 31. nahm der Hetmann Graf v. Platow an diesem Gefechte teil. Man hat bei dieser Gelegenheit 7000 Gefangene von der alten und neuen Garde gemacht und 22 Kanonen genommen. Am 31. ist es dem Kaiser Napoleon gelungen, Frankfurt am Main zu besetzen; er hat seinen Rückzug mit etwa 20- bis 30000 Mann Bewaffneten und zirka 15000 Unbewaffneten, am 1. und 2. dieses Monats bei Mainz über den Rhein bewirkt. Hiernächst soll die große verbündete Armee ihr Hauptquartier in Frankfurt a. M. genommen haben.

Lied des fränkischen Jägers.

Wir Jäger frei aus Frankenland
Im grün und roten Jagdgewand;

Das Grün bedeutet Mut,
Das Rot bedeutet Blut.

Des Jägers Mut ist immer grün,
Und aus dem grünen Mut soll blühn
Ein Blümlein blutig rot,
Soll heißen Feindes Tod.

Der grüne Busch mein Bruder ist,
Er half mir bergen meine List,
Des Zweig den Stutz mir hielt,
Als ich nach Blut gezielt.

Der Nebel ist mein Mantel grau,
Den nehm' ich um die Schultern schlau,
Daß nicht der Feind mich sieht,
Wann ihn mein Garn umzieht.

Auf Schnee und Eis bin ich zu Haus:
Ich wittre wohl die Bahnen aus,
Die Fährten kenn' ich wohl,
Wo ich euch finden soll.

Blas, Jäger, blas ins Jägerhorn,
Daß laut es schallt durch Busch und Dorn,
Damit der Feind erschrickt,
Der Haf' zum Lauf sich schickt.

Von Federn eine Reihe gut
Steht aufgepflanzet Hut an Hut;
Wir haben es ertappt,
Das Wildbret eingelappt.

Auf meiner Flinte sitzt ein Hahn,
Der schöne Weisen singen kann;
Sobald der Hahn hier kräht,
Sind Feinde dort gemäht.

Den schwarzen Raben trag' ich's nach,
Die hier genistet uns zur Schmach,

Jetzt ziehn sie übern Rhein,
Der Jäger hinterdrein.

Und auch den Geier duld' ich nicht,
Der schwacher Tauben Flügel bricht;
Es soll vor seinem Schrein
Mein Täublein sicher sein.

Mein Schätzel hat um mich geweint,
Doch endlich hat es selbst gemeint:
„Geh nur und ficht für mich,
Ich bet' daheim für dich."

Mein Schatz gab mir 'nen silbren Ring,
Daß ich ihm einen goldnen bring';
Der Ring soll sein entwandt
Von eines Feindes Hand.

Mein Schatzel sagt: „Geh frisch hinein,
Und wenn du drin verlierst ein Bein,
Dafür so trage ich
Dann auf den Händen dich."

Wer ist's, der hinterm Ofen sitzt
Und an dem stumpfen Rechen schnitzt?
Was macht' den Burschen lahm,
Daß er nicht mit uns kam?

Um Pfingsten kehr' ich wieder heim,
Da will ich singen einen Reim,
Den rühmlichen für mich,
Den schimpflichen für dich!

Um Pfingsten, wann der Kuckuck ruft,
Horcht ihm der Schütz in Wald und Kluft,
Und wenn er Friede singt,
So zieh' ich heim beringt.

Und aber wenn der Kuckuck ruft
Und ich's nicht hör' in grüner Gruft,

So sprecht daheim von mir:
„Er war so brav als wir."

Dies Lied hat einer uns gemacht,
Der selbst mitzog in unsre Schlacht,
Der einstens war gelahrt
Und jetzt ein Jäger ward.

Und wenn dem Himmel es gefällt,
So sing' ich mehr noch in der Welt.
Und wenn der Tod spricht: Nein!
Soll dies das letzte sein.

Friedrich Rückert.

Bericht der Haude-Spenerschen Zeitung über den Vormarsch der Verbündeten, vom Main zum Rhein, den 6. November 1813.

Vorgestern haben die verbündeten Truppen den Übergang über die Nidda forciert und sind bis 2 Stunden vor Mainz vorgerückt. Die verbündete Armee hat sich am ganzen taunischen Gebirge hingezogen; die Vorposten standen bereits auf der sogenannten Platte bei Wiesbaden.

In Zeit von 2 Tagen sind über 60 000 Mann durch die unteren Maingegenden gezogen. Es scheint, daß sich die verbündete Armee in vier Kolonnen geteilt habe, wovon die eine gerade gegen Mainz, die zweite über Mannheim und die dritte gegen Koblenz vorrückt, während die vierte hinunter nach Hamburg und Holland zu operieren scheint.

Lobgesang nach der Schlacht bei Leipzig. (Aus dem „Preußischen Korrespondenten", den 25. Dezember 1813, Nr. 154.)

Herr Gott, dich loben wir,
Herr Gott, wir danken dir!
Es schallt der Freien Lobgesang
Vom Aufgang bis zum Niedergang.
Wir fochten mit dem Engelheer,
Wir dienten alle deiner Ehr',

Mit Cherubim und Seraphim
Singt nun der freien Menschen Stimm':
Heilig ist unser Gott,
Heilig ist unser Gott,
Heilig ist unser Gott.
Weit, über die Gedanken weit
Ging deine Macht und Herrlichkeit!
Nicht unser Arm, nicht unser Arm,
Dein Schrecken schlug der Feinde Schwarm.
Wir fochten zwar mit frischem Mut,
Wir gaben treulich Leib und Blut,
Du aber hast die Christenheit
Zu rechter Zeit und Stund' befreit;
Des Drängers volle Schale sank,
Als ihm ins Ohr der Donner klang:
Nun liegen wir im Staube hier,
Herr Gott, Herr Gott, wir danken dir!
Das ganze Deutschland weint und lacht,
Die Freiheit ist ihm wiederbracht,
Wofür der Herr am Kreuze starb,
Was uns der Väter Kraft erwarb,
Das haben wir, das halten wir,
Herr Jesu Christ, wir danken dir,
Wir wollen ewig dich erhöhn,
Daß wir den großen Tag gesehn,
Dich, Tag der Sühne, Tag des Herrn,
Wie feurig schien dein Morgenstern!

Im Himmel ist gar große Freud',
Die Märtyrer im weißen Kleid,
Wer je für Recht und Glauben fiel,
Der edlen Winfelds Kämpfer viel,
Die Kaiser aus dem Schwabenland
Erheben Gottes Wunderhand,
Wer Otto je und Heinrich hieß,
Erfreut sich noch im Paradies.

Du gabst uns ja dies schöne Land,
Das liebe deutsche Vaterland,
Du gabst uns ja den freien Mut,
Erhalt auch rein das deutsche Blut,
Der Lüge fern, der Gleisnerei,
Einfältig laß uns, still und treu.
Im Staube Fürst und Untertan,
Herr Gott, Herr Gott, wir beten an!
Du bist uns Hilfe, Trost und Licht,
Man raubet uns die Freiheit nicht.
Amen.

Max v. Schenkendorf.

Fünftes Kapitel.

Über den Rhein nach Frankreich hinein. Von Frankfurt bis Paris. Der erste Pariser Friede. November 1813 bis Juni 1815.

Rheinübergang.

Jäger, heut geht es noch,
Jaget den Fuchs im Loch,
Der uns belog,
Der uns von Frieden sang,
Uns zu Soldaten zwang,
Der uns den Sieg verhieß,
Uns dann verließ.

Sehet, im alten Mainz,
Jenseit des breiten Rheins
Gräbt er sich ein;
Jäger, die Jagd wird gut,
Stärkt euch in Rebenblut,
Die ihr vom Feind befreit,
Dann geht zum Streit!

Wein, der vom hellen Rhein
Saugte den Sonnenschein,
Schenken wir ein;
Wein, der den tapfern Geist,
Hin zu den Brüdern reißt
Über den breiten Rhein,
Sie zu befrein.

Jenseit vom breiten Rhein
Hört ihr die Brüder schrein,

Wir schiffen ein,
Wär' es das weite Meer,
Nimmer verweilt' das Heer,
Wenn noch ein deutscher Mund
Rufet den Bund.

Seht, der uns treu verband,
Schmachtet in Feindes Hand,
Trennet das Land,
Wehe, der Vater Rhein
Sollte die Grenze sein,
Ach, und die Kinder sein
Schied er in Pein.

Heimlich im Mondenschein
Winkt jetzt der Vater Rhein,
Murmelt: Steigt ein!
Frommer Gebete Hauch
Schwellet die Segel auch,
Schläfert die Feinde ein
Drüben am Rhein.

Schnell wie die Frühlingsglut
Weckt, was im Frost geruht,
Also der Mut;
Drüben die Brüder treu
Fühlen sich morgen frei,
Wachen als Deutsche auf,
Schlagen mit drauf.

Achim v. Arnim.

Rede des Kaisers Napoleon an den gesetzgebenden Körper. Paris, den 20. Dezember 1813.

Senatoren, Staatsräte und Deputierte der Departements zum gesetzgebenden Körper! Ausgezeichnete Siege haben die französische Armee in diesem Feldzuge begleitet, aber beispiellose Abtrünnigkeit hat diese Siege unnütz gemacht; alles hat sich gegen uns gewandt;

Frankreich selbst würde ohne die Energie und die Eintracht der Franzosen in Gefahr sein.

Bei diesen wichtigen Umständen war es mein erster Gedanke, Sie zu mir zu berufen. Mein Herz bedarf der Gegenwart und der Zuneigung meiner Untertanen.

Ich habe mich nie durch Glück verleiten lassen; auch das Unglück soll mich über seine Anfälle erhaben finden.

Ich habe mehrmals der Nation den Frieden gegeben, wenn sie alles verloren hatte; von einem Teile meiner Eroberungen habe ich Throne für die Könige, die mich verlassen haben, errichtet.

Ich hatte große Entwürfe für den Wohlstand und das Heil der Völker entworfen und ausgeführt. — — — Als Monarch und als Vater fühle ich es, wie viel der Friede die Sicherheit der Throne und Familien befördert. Unterhandlungen mit den koalisierten Mächten wurden eingeleitet; ich beharrte bei den Präliminargrundlagen, welche sie dargeboten hatten. Ich hegte die Hoffnung, daß vor der Eröffnung dieser Sitzung der Kongreß zu Mannheim versammelt sein würde; allein neue Verzögerungen, die nicht Frankreich beizumessen sind, haben diesen von den Wünschen der Welt ersehnten Augenblick noch entfernt.

Ich habe befohlen, daß Ihnen alle Originalstücke, die sich im Portefeuille meines Departements der auswärtigen Angelegenheiten befinden, vorgelegt werden sollen. Sie werden vermittelst einer Kommission Kenntnis davon nehmen; die Redner meines Staatsrats werden Ihnen meinen Willen darüber kundtun.

Von meiner Seite steht nichts dem Frieden entgegen. Ich kenne und teile alle Gesinnungen der Franzosen. Ich sage den Franzosen, weil unter ihnen gewiß keiner ist, der den Frieden auf Kosten der Ehre begehrt. Ungern fordere ich von diesem großmütigen Volke neue Opfer; aber sie werden durch das edelste und teuerste Interesse geboten.

Ich habe meine Armee durch zahlreiche Aushebungen verstärken müssen. Nationen unterhandeln nur mit Sicherheit, wenn sie ihre ganze Macht entwickeln. Eine Vermehrung der Einnahmen wird unerläßlich. Was mein Finanzminister Ihnen deshalb vorlegen wird, ist dem von mir eingeführten Finanzsystem gemäß. Wir werden für

alles sorgen, ohne Anleihen, welche das Künftige verzehren, und ohne Papiergeld, welches der größte Feind der bürgerlichen Gesellschaft ist.

Ich bin mit den Gesinnungen zufrieden, die mir meine Völker Italiens in den gegenwärtigen Umständen bezeigt haben; Dänemark und Neapel sind allein meinem Bündnis treu geblieben.

Die Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika setzt mit Erfolg den Krieg gegen England fort.

Ich habe die Neutralität der 19 Schweizer Kantons anerkannt.

Senatoren, Staatsräte, Deputierte der Departements zum gesetzgebenden Körper!

Sie sind die natürlichen Organe dieses Thrones; Ihnen gebührt es, das Beispiel einer Energie zu geben, die unsere Generation den künftigen Geschlechtern empfiehlt. Daß sie nie von uns sagen mögen: „Sie haben das erste Interesse dieses Landes aufgeopfert! Sie haben die Gesetze, die England seit vier Jahrhunderten vergebens Frankreich aufzulegen suchte, angenommen!"

Meine Völker dürfen nicht fürchten, daß die Politik ihres Kaisers an dem Nationalruhm zum Verräter werden werde. Meinerseits hege ich das Vertrauen, daß die Franzosen sich stets ihrer und meiner würdig zeigen werden. —

Aus Niebuhrs Briefen an seine Angehörigen. Berlin, den 21. Dezember 1813.

Alles, was aus der Nation ungehindert hervorgehen kann, ist erhebend. Der Rekrut geht voll Jubel vom Hause: übt sich, außer den Exerzierstunden, einer mit dem andern, um so viel eher abgehen zu können: — und er tut das nicht, um ein lustiges Raubleben zu führen; der Soldat hungert, wo der Wirt ihm nichts abgeben kann, lieber als Gewalt zu brauchen. Dem Gefangenen läßt er den Mantel, wenn ihn selbst friert. — Man kann nicht ohne Rührung davon reden, nicht ohne sich zu sagen, man wäre wohl selbst nicht so gut wie diese Leute. Unsere Garde ist ebenso bescheiden wie ein Landwehrregiment und doch das schönste und heldenmütigste von der Welt. Die Offiziere sind die Muster der Soldaten. Und so könnten alle Norddeutschen sein, wenn sie anschaulich und vereinigt zur Erkenntnis ihrer grundguten Natur kämen. Der Kern ist hier so gesund; was an der Schale

nicht ist, wie es sein sollte, muß von innen aus am Ende doch überwunden werden. Der König ehrt die Nation.

Proklamation Blüchers an die Schlesische Armee. Am linken Rheinufer, den 1. Januar 1814.

Als ihr von der Oder zum Rheine vordrangt, tapfere Soldaten der Schlesischen Armee! mußten dem Feinde Provinzen entrissen werden, die er sich früher unterworfen hatte. Jetzt geht ihr über den Rhein, um den Feind, der es nicht verschmerzen kann, seine 19jährigen Eroberungen in zwei Kampagnen verloren zu sehen, zum Frieden zu zwingen.

Soldaten! den Siegern an der Katzbach, bei Wartenburg, bei Möckern und bei Leipzig darf ich nur den Weg des Ruhms zeigen und bin des Erfolgs gewiß; allein ich habe euch neue Pflichten aufzuerlegen. Die Bewohner des linken Rheinufers sind nicht feindlich gegen uns gesinnt; ich habe ihnen Schutz und Sicherheit des Eigentums versprochen, ich tat's in euern Namen — ihr müßt es halten. — Ehre bringt den Soldaten die Tapferkeit, jedoch Gehorsam und die strengste Mannszucht sind seine schönsten Zierden.

Proklamation Blüchers an die Bewohner des linken Rheinufers, den 1. Januar 1814.

Ich habe die Schlesische Armee über den Rhein geführt, damit die Freiheit und Unabhängigkeit der Nationen hergestellt, damit der Friede errungen werde.

Der Kaiser Napoleon hat Holland, einen Teil von Deutschland und von Italien dem französischen Reiche einverleibt; er hat erklärt, daß er kein Dorf dieser Eroberungen wieder herausgeben würde, selbst wenn der Feind auf den Höhen von Paris erschiene.

Gegen diese Erklärung, gegen diese Grundsätze marschieren die Armeen aller europäischen Mächte.

Wollt ihr diese Grundsätze verteidigen? Wohlan! so tretet in die Reihen des Kaisers Napoleon und versucht euch im Kampfe gegen die gerechte Sache, die die Vorsehung so augenscheinlich beschützt. Wollt ihr es nicht, so findet ihr Schutz bei uns.

Ich werde euer Eigentum sichern, jeder Bürger, jeder Landmann bleibe ruhig in seiner Wohnung, jeder Beamte an seinem Platz, und setze ungestört seine Dienstverrichtungen fort.

Von dem Augenblick des Einrückens der verbündeten Truppen an muß jedoch alle Verbindung mit dem französischen Reiche aufhören. Wer sich dieser Anordnung nicht fügt, begeht Verrat an den verbündeten Mächten, er wird vor ein Militärgericht gestellt und erleidet die Todesstrafe.

Blücher an seine Frau. Bacharach, den 1. Januar 1814.

HErtzens libe Frau.

Der frühe neujahrsmorgen wahr vor mich erfreulig da ich den Stoltzen Rein Passirte, die uffer ertöhnten vor Freudengeschrey, und meine braven Truppen Empfingen mich mit Jubel, der widerstandt des Feindes wahr nicht bedeuttendt, ich schlisse nun die Festung Mainz völlig ein, führ meine Person gehe ich mit der Armee gleich vorwärts, meine gantze umgebung ist gesund und Empfiehlt sich, Frantz wird nun auch wider zu meine armeh kommen, der lehrm von meine braven Cameratten ist so groß daß ich mich verbergen muß damit alles zur Ruhe komt; die jenseittigen deutschen bewohner Empfangen uns mit Freudenträhnen Girodz ist gesund. aber um gottes willen ich krige keine briffe von dich, schicke die briffe doch nuhr an Gaudi lebe wohl ich küsse dich tausend mahl in gedanken und bin lebenslang dein Blücher.

Gneisenau an Stein. Brienne, den 28. Januar 1814.

Der Oberst von Steigentesch ist aus dem Schwarzenbergschen Hauptquartier in das unserige geschickt worden, um uns zu bewegen, unsere Märsche aufzuhalten. Man wird dort, wie ich sehe, unschlüssig. Ich beschwöre Ew. Exzellenz, den Leuten dort Mut einzusprechen. Ich habe für den Feldmarschall Blücher ein Schreiben an den Fürsten Schwarzenberg aufgesetzt, worin ich die Gründe entwickelte, die uns bestimmen müssen, jetzt immer vorwärtszugehen, um eine Schlacht zu suchen. Selbige wird nicht gefährlich sein, und wir werden leichtes Spiel haben. Zeitgenossen und Nachwelt würden uns nicht vergeben,

wenn wir, so nah am Ziele, davor zurückweichen. Es gibt aber noch einen Grund, ja nicht stehenzubleiben; dies ist die Verfahrungsweise der Russen. Solange man im Marsch bleibt, sind die Exzesse seltener; sowie man mit ihnen zum Stillstehen kommt, fangen die furchtbarsten Unordnungen an. Viermal habe ich jetzt die Erfahrung gemacht. Dieses könnte wirklich die Einwohner gegen uns in die Waffen bringen. Überdies sind die Hochebenen, welche wir in der letzten Zeit durchschritten haben, nicht so fruchtbar, daß sie uns mehrere Tage ernähren könnten. Nähern wir uns hingegen in der zeitherigen Richtung Paris, so sind wir die Herren der Aube, Yonne, Seine, des armançon und des Kanals von Briare und benutzen den Wassertransport für unsere Subsistenz, während wir diese der Hauptstadt entziehen und selbige dadurch vielleicht zur schnellen Unterwerfung bringen. Unser Korps Tscherbatoff steht noch sechs Märsche von Paris von Pougy nach Ramerup, in gleicher Höhe mit Troyes, und wir sollten haltmachen!!

Wenn meine Ideen im Schwarzenbergischen Hauptquartier nicht Eingang finden, so bitte ich Ew. Exzellenz, Sr. Majestät dem Kaiser zu raten, mit den Russen und Preußen allein die Unternehmung zu machen. In wenigen Tagen haben wir, die Schlesische Armee, 80 000 Mann versammelt. Überdies ist die Avantgarde von Wittgenstein, unter Pahlen, dicht neben uns. Der Kaiser mag seine Reserven, Grenadiere und Garden vorrücken lassen, und wir sind stark genug, um alles über den Haufen zu werfen, was sich uns entgegenstellt.

Gneisenau an Gibsone. Soudron, zwischen Arcis und Châlons-sur-Marne, den 6. Februar 1814.

Mein teurer Freund! Es tut mir leid, daß die Schnelligkeit, womit sich die Begebenheiten ereilen, mir nicht erlaubten, Ihnen von unserm Gefechte bei Brienne am 29. Januar und von der Schlacht bei La Rothière am 1. Februar sogleich Nachricht zu geben. Das Kriegsglück ist uns abermals günstig gewesen. Wir waren nur mit einem Vierteil der Schlesischen Armee — die anderen drei Vierteile hatten andere Bestimmungen — gegenwärtig; auf unser Glück vertrauend, gab man ein österreichisches Armeekorps nebst den

Bayern und Württembergern am 1. Februar unter des Feldmarschalls Blücher Befehl. Die Truppen wurden von den Unterfeldherrn größtenteils gut geführt; alles traf zur rechten Zeit ein. Der Feind ward aus seiner ersten Stellung und dann nach und nach aus den vier Dörfern, die er besetzt hatte, getrieben. Er wehrte sich hartnäckig und suchte besonders sein Zentrum, das Dorf La Rothière, wiederzuerobern. Napoleon führte selbst die junge Garde heran, allein alle seine Anstrengungen waren vergebens, er mußte, nachdem einige Stunden in die Nacht hinein gefochten worden war, uns das Schlachtfeld überlassen. Unser Armeebericht, den Sie früher erhalten haben werden als diesen Brief, wird Sie näher über unsere Bewegungen unterrichten. Am 29. bei Brienne war der Feldmarschall und ich und noch einige des Gefolges während der Dunkelheit der Nacht zweimal in Gefahr, dem Feind in die Hände zu fallen.

Am 3. d. Mts. hat die Avantgarde des Yorckschen Korps einen Teil des Macdonaldschen Korps geschlagen, und gestern hat General Yorck Châlons-sur-Marne, worin sich Macdonald mit seinem Korps befand, angegriffen und ihn genötigt, die Stadt durch eine Kapitulation zu verlassen, zufolge welcher die Stadt und alle Vorräte unversehrt übergeben werden sollten. Dies ward jedoch nicht gehalten, sondern die Brücke gesprengt und der Branntwein in den Magazinen vergossen. Gestern erreichten wir hier ein aus Vitry ziehendes Korps, kanonierten es nach und nahmen ihnen 1 Kanone und 82 Pulver- und Mehlwagen ab. Von morgen an ziehen wir gegen Paris. Die französischen Generale sind in Verzweiflung. Eine Bombe zündete gestern die Wohnung des Marschall Macdonald an. Er sagte: „Je voudrais que cette bombe m'eût tué moi-même."

Das Volk ist Napoleons Herrschaft mit nur sehr wenigen Ausnahmen von Herzen überdrüssig. Man sehnt sich nach einem ruhigen Bourbon, der Friede mit den Nachbarn hält. Man findet viel Gutmütigkeit und Bereitwilligkeit. Aber die Verwirrung der Sprache, die Ungenügsamkeit der Soldaten und die Plünderungssucht — unsere Preußen machen hiervon Ausnahme — bringen die Leute um alle ihre Besonnenheit. Viele gehen umher wie wahnsinnig, und manche sind es wirklich schon. Der Schrecken geht vor uns her, und Hungersnot folgt uns. Hier und da sind die Truppen von

den Bauern mit Gewehrschüssen empfangen worden; im ganzen ist das Land ruhig, was bei den vielen Exzessen der Soldaten und bei dem reizbaren Charakter der Nation wirklich ein Wunder ist.

Berichte des „Rheinischen Merkur" über den Kongreß zu Châtillon, den 5. Februar bis 19. März 1814.

Seit Monaten schon ist ein Friedenskongreß in Châtillon versammelt, daneben war noch ein Nebenkongreß in Lusigny zur Abschließung eines Waffenstillstandes angelegt. Es ist nicht möglich, einen vollständigen Apparat zum Behuf des Friedens zu fertigen; Napoleon hatte früher mit Angst den Frieden gesucht; man kann glauben, daß es den verbündeten Fürsten von ganzem Herzen ernst gewesen ist, ihn zu geben; und doch ist der Friede nicht gekommen. Selten braucht der Himmel menschliche Tugenden, um zu seinen Zwecken zu gelangen; meist nur ihre Schwächen, ja ihre Laster und Schlechtigkeiten, worauf sich immer sicher zählen läßt, während das andere sich nur in einzelnen, seltenen Kabinettsstücken zu finden pflegt. Um den 18. waren ernsthafte Verhandlungen im Hauptquartiere, wie dem Kriege ein Ende zu machen sein möge; die Nachrichten von Blüchers Unfällen waren angekommen und hatten die Geister nachdenklich gemacht; nur bei Gemütern, welche die rechte Stahlhärte gewonnen haben, wird das Unglück durch die innere Federkraft mit der gleichen Stärke abgetrieben, in der es angeprallt; welche biegen sich in sich selbst zurück. So überwog auch hier die Zahl derjenigen, die auf Nachgiebigkeit gestimmt, und der Staatsbote Robinson wurde am 18. Februar nach London abgefertigt. Sogleich nach seiner Ankunft begann in den englischen Zeitungen mancherlei Gerede über den Inhalt seiner überbrachten Mitteilungen. Es hatten sich Erörterungen über die Person Napoleons selbst und die Fortdauer seiner Dynastie unter den Verbündeten erhoben. Österreich habe allerdings dafür gestimmt, wie seinen Anmaßungen ein fester Damm gesetzt werden müsse, und seinem Einflusse, seiner Oberherrschaft und dem Umfang seiner Länder eine bestimmte Grenze; es habe sich dazu verstanden,

im Herzen seiner Staaten das Vergeltungsrecht an ihm zu üben; aber hierauf wolle es stehenbleiben und nicht einwilligen, daß der Schwiegersohn des Kaisers aufhöre, zu regieren. Alle Gegengründe Rußlands und Preußens hätten diesen Entschluß nicht zu erschüttern vermocht, und so hätten sie denn zugleich mit Großbritannien sich genötigt gesehen, dem Willen einer Macht nachzugeben, die ihn mit hunderttausend Mann geltend zu machen imstande sei. Lord Castlereagh habe seine Überzeugung von der Gefährlichkeit eines solchen Friedens der Gewalt der Umstände zum Opfer bringen müssen, und auch das englische Kabinett sei dann beigetreten, und man habe das Parlament bis zum 21. vertagt. So hatte menschliche Weisheit das ihrige getan, und die Sache schien vollbracht und zu ihrem End' gekommen; aber die Macht, die alle Dinge auf Erden lenkt und besser weiß, was den Blinden unten frommt und dient, hatte ganz ein anderes verhängt. Robinson kam mit der Einwilligung Großbritanniens zurück; man hatte die Verhandlungen um den Waffenstillstand angeknüpft und legte Napoleon eine letzte Erklärung über die Grundlage des Friedens vor, die wahrscheinlich die alte Grenze vor dem Kriege forderte und ihm vielleicht einige Vorteile in Italien ließ. Bis zum 10. März war ihm Frist gelassen, seinen Willen kundzugeben. Aber in dieser Zeit hatte Gott sein Gemüt verhärtet und umgewendet; der edelmütige, wohlgemeinte Vorschlag trat in Züchten vor ihn hin und fand ihn wieder entbrannt im alten zornigen Liebesfeuer; wir wissen nicht, ob er selbst an seine Erfolge also geglaubt, wie er im „Moniteur" sich vorgestellt; die Verzweiflung gebärt bisweilen wunderbare Täuschungen, wie die Mitternacht. Im engen Raume, wo er seine rückgebliebenen Kräfte erblickte, schienen sie vielleicht ihm größer, als sie wirklich waren. Der Vorschlag selbst schien ihm vielleicht auf Nachgiebigkeit und eintretende Auflösung unter den Verbündeten zu deuten. Um den 6. und 7. warf er das Los um Tod und Leben; er hatte, wie es scheint, um diese Zeit einige Vorteile über die Schlesische Armee errungen, die ihn hoffen ließen, sie im linken Flügel zu umgehen und gegen die Oise oder gar die Seine hinzuwerfen und dort sie aufzureiben, während Ungerau dann ein gleiches Schicksal der Großen Armee bereiten sollte. Er erließ um diese Zeit seine Beschlüsse von Fismes aus, worin er

das ganze Volk zum Aufstand ermächtigte. Nun wollten die gewaltsamen Leidenschaften, die in seiner Brust wie in einem unterirdischen Feuerhause wüten, sich nicht länger bändigen lassen; die Rede geht, er habe den vorgelegten Vorschlag der Verbündeten in Stücke zerrissen. Den 10. spät abends versammelte Coulincourt alle die verschiedenen Gesandten in Châtillon und teilte ihnen Napoleons Antwort mit. Seither liegen schon die Würfel geworfen auf der Tafel; die vier- bis fünftägige Schlacht von der Aisne zur Marne hat das Schicksal von Paris entschieden. Dort steht der Thron und dort das Zeughaus der Formen, mit denen man Fürsten schafft und ersetzt; einmal von dort weggeworfen, ist er nichts als Prätendent, Oberbefehlshaber seiner Aventuriers. Der „Morning Chronicle" macht unverständige Ausfälle auf die Kriegspartei in Deutschland. Nicht jene sind die Kriegspartei, die jetzt ihn fortgesetzt wissen wollen; die vielmehr, die mit einem halben Frieden ihn endigen möchten, daß dann erst der rechte Krieg nach kurzer Ruhe sich erhebe. Sie haben ihn jetzt geworfen und halten mit ihren Armen ihn fest umstrickt, und er harrt der Todeswunde. Lassen sie aber durch Mitleiden und irgendein menschlich Wohlwollen sich verleiten, ihn wieder freizugeben, dann sind sie's, die bei Wiederholung des Kampfes als seine Opfer fallen. Eine Welt will gewonnen oder verloren sein; nichts Geringeres steht zum Preise ausgesetzt, wenn alle Völker sich aufgemacht und auf dem Felde der Entscheidung zusammenkommen. Nimmer finden sie mehr also sich beisammen, wie gegenwärtig eine Gesinnung sie vereinigt hat; in ihre Hände hat Gott das Schwert der Entscheidung hineingelegt; schlagen sie zagend einen flachen Schlag, das Heil eines Jahrtausends ist verloren. Denn der Himmel ergrimmt dem blöden Unverstande und nimmt die Herrschaft von dem Volke, das sie nicht zu gebrauchen versteht, wie von dem, das sie mißbraucht. Schön aber und herzerhebend ist's, wie sie alle, wenngleich sich sträubend, doch zum Ziele müssen; durch alles Gesumme menschlichen Geredes fährt ein einzig donnernd Wort, und wie es gebietet, also wird es auch erfüllt. Die Bahn ist ihnen vorgezeichnet nicht von der eisernen Faust eines dunkel verhüllten Schicksals, sondern von dem strömenden Lichte, das aus dem hellen Auge einer alles lenkenden Vorsehung herausgebrochen. Die

Freiheit ist ihnen wohl gelassen, und sie mögen ausweichen rechts und links, aber die Leidenschaften sind dort zu Hütern ihres Wegs bestellt, wie die entgegengesetzten Fliehkräfte und die Ziehkräfte im Weltraum, und gehalten von ihnen und getrieben, gehen sie in den vorgeschriebenen Geleisen. — —

Der Kongreß von Châtillon ist aufgelöst, und wir können nicht anders, wir müssen dies Ereignis für die glücklichste Begebenheit dieses Feldzugs erklären. Nicht daß wir am Kriege an sich einen sonderlichen Gefallen fänden, oder daß wir leichtsinnig und hart an dem Elende vorübergingen, das er in seinem Gefolge zu haben pflegt. Wir fühlen vielmehr recht im Herzen, wieviel des besten Blutes in ihm die Erde trinket, und wie er an dem Leben so viel braver Leute wie die Flamme am Öle zehrt: aber eben weil wir gründlich den rechten Frieden wollen, hassen wir auch gründlich jene Truggestalten, durch die noch einmal die Halbheit die Welt äffen und verwirren möchte.

Gneisenau an Hardenberg. Châlons, den 17. Februar 1814.

Ew. Exzellenz sind die heftigen Gefechte und unsere dadurch nötig gewordenen Bewegungen in vergrößertem Maßstabe zugekommen, wie ich voraussetzen muß. Ich eile, Sie zu benachrichtigen, daß Sie sich vollkommen darüber beruhigen können. Wir haben Verluste durch die Heftigkeit der Gefechte erlitten, allein die Tapferkeit der Truppen hat sich auch hier wieder bewährt. Die Korps haben sich ihren Rückzug erzwungen, und alles ist hier vereinigt. Von übermorgen an können wir die Offensive wieder ergreifen.

Die Operation zwischen der Marne und Seine ist eine der schwierigsten. Nur zwei Straßen führen in diesem Raum nach Paris, und nur eine derselben ist in jetziger Jahreszeit brauchbar für Geschütze. Das Land ist sehr durchschnitten und französischer Kriegsart sehr günstig. Nur zwei Brücken über die Marne waren uns zu Gebote. Querwege zwischen den beiden Flüssen sind für Artillerie nicht brauchbar. Unsere Aufgabe war, des Feindes linke Flanke zu umgehen. Auf einmal verschwindet der französische Kaiser von der Seine und fällt, ohne daß wir benachrichtigt worden, in unsere Quartiere. Die Korps werden einzeln angefallen. York und Sacken vereinigen

sich. Die Einigkeit mangelt. Sie werden zwar nicht geschlagen, aber denn doch genötigt, sich zurückzuziehen. Wir suchen sie mit unseren 16 000 Mann zu befreien, stoßen aber den 14. auf eine große Übermacht des Feindes, besonders an Kavallerie. Sowie wir das Nachteilige unserer Lage gewahr werden, ziehen wir uns fechtend zurück, in der besten Ordnung. Die Schnelligkeit der 8000 Mann starken feindlichen Kavallerie indessen kommt uns auf unserem Rückzugswege zuvor. Wir müssen uns Bahn brechen. Dies geschieht mit zwei Kanonen auf der Chaussee und mit dem Bajonett. Die Reiterei greift uns von allen Seiten an; die Tapferkeit der Truppen überwindet endlich jede Schwierigkeit.

Wir haben unseren Rückzug bis hierher fortgesetzt, ohne von dem Feind belästigt zu werden. Dieser hat vielmehr seinen Weg gegen Paris genommen. Vermutlich hat die Stellung unserer Truppen bis Moutereau hin dieses veranlaßt, denn sonst hätte er uns in der großen Ebene von Etoges bis hierher sehr beschwerlich fallen können.

In wenigen Tagen, wenn mit Winzingerode, Bülow und unseren Ersatzmannschaften vereinigt, werden wir wieder 100 000 Mann stark sein; dann können wir wieder eine selbständige Offensive beginnen. Die Große Armee ist ihrerseits stark genug, um alles niederzutreten, was sich ihr entgegensetzen möchte, sofern man nur Entschlossenheit genug hat, dies zu tun. Es ist also gar kein Grund vorhanden, schwach in den Unterhandlungen zu werden, sondern ich muß fortan raten, die Dinge aufs äußerste zu treiben, damit wir künftighin dauerhafter Ruhe genießen. Jeder Frieden mit Napoleon gibt nur einen Waffenstillstand.

General v. Hake an Hardenberg. Colombé, den 27. Februar 1814.

Was soll ich Ew. Exzellenz von dem heutigen Tage eigentlich sagen? Der Feind hatte in der verflossenen Nacht dem General Wrede die Stadt Bar-sur-Aube vor der Front seines Armeekorps genommen. Als heute früh der Angriff von den beiden Armeekorps des General Wrede und General Wittgenstein ausgeführt werden sollte, fand man schon einen Teil des Feindes auf dem diesseitigen Ufer der Aube aufgestellt. Es war dies aber so wenig, daß mit einiger Entschlossenheit eines der beiden Korps imstande gewesen

wäre, den Feind über den Haufen zu werfen. Aber der Angriff stockte bis Mittag ganz. Unterdes schob der Feind mehr Verstärkungen über die Aube herüber; wir konnten dies alles deutlich wahrnehmen. Der Fürst disponierte, und gleichwohl stockten die Bewegungen. Der Feind aber, welcher unsere Mutlosigkeit wahrscheinlich bemerkte, nahm dagegen eine Höhe mit wenig Bataillonen unglaublich kühn in Besitz. Nun erst am Nachmittag, als der Fürst Schwarzenberg eine kombinierte Attacke befahl, gelang es, den Feind auf die Beine zu bringen. Anstatt daß uns aber mehrere Kanonen und wohl ein paar 1000 Mann hätten zur Beute werden müssen, wissen wir noch in diesem Augenblick nicht, daß 1 Kanone genommen, noch daß volle 100 Gefangene gemacht worden wären.

Noch spät am Abend war der Feind nicht ganz von dem Schlachtfeld über die Aube getrieben. Ich hatte dem Könige schon früh am Morgen gesagt, daß alle Generale, den Kronprinzen von Württemberg vielleicht ausgenommen, nach dem Frieden verlangten. Er wunderte sich sehr, als ich darunter auch den General Barclay nannte. Die Erfahrung des heutigen Tages hat den König dahin belehrt, daß er mir zugestand, ohne die doppelte Stärke auf unserer Seite zu haben, dürften wir bei diesem Benehmen der Generale und ihrer Truppen es nicht wagen, mit dem Kaiser Napoleon eine Schlacht zu liefern. Der König sagte selbst, daß, wenn man dahin nicht gelangen könnte, wäre es allerdings besser, Frieden zu machen. Ich halte es für meine Pflicht, Ew. Exzellenz dies alles unumwunden zu berichten, wenngleich meine Überzeugung von unserer inneren Kraft sich in dem Grade gemindert hat, als der Feind heute unglaubliche Keckheit bewiesen hat. Nur der König hat über seinen Beruf weit hinaus sich einigermaßen in Gefahren begeben.

Aus einem Brief Boyens an Gneisenau. Coucy vor Soissons, den 3. März 1814, morgens 8 Uhr.

Über die Frage, was man jetzt unternehmen könne, glaube ich Ihnen folgende Ansichten vorlegen zu müssen.

Sind wir gewiß, daß unsere Große Armee die Offensive ergriffen hat, wieder vorrückt, so leidet es kein Bedenken, eine Schlacht zu suchen, weil, wenn wir auch geschlagen würden, man uns nicht weit

verfolgen kann. Setzt die Große Armee ihren Rückzug fort, so müssen wir die Schlacht bis dahin vermeiden, daß unsere Verstärkungen heran sind und wir eine günstige Gelegenheit ergreifen können. Wird die Schlesische Armee geschlagen und zersprengt, was möglich wäre, so ist der Rhein verloren und ein schimpflicher Frieden gewiß. Bei der Schlesischen Armee sind alle preußischen Truppen, und wir müssen diese dem Vaterlande erhalten. Unsere einzige sichere Kommunikationsstraße geht von Laon über Avesne nach Belgien, eine zweite über La Fère, Guise, Château-Cambrésis, Baway, aber nicht so sicher und gut, weil Condé und Valenciennes gut besetzt sind. Die Straße von Rheims über Chimay fällt in die von Avesne. Schlägt der Feind unseren rechten Flügel und drängt uns von den obigen Straßen ab, so werden wir nach Luxemburg geworfen und verlieren aus Mangel der Straßen unser Geschütz.

Dieses scheint für einen unglücklichen Fall, und wenn wir nicht in Besitz von Soissons kommen, es notwendig zu machen, daß Sie sich über Brie oder Braine-Comte an der Vesle und über Bailly und über die bei Bucy geschlagene Brücke über die Aisne ziehen, dann sind wir gleich vereinigt, im Besitz unserer Straßen, und Langeron und Rheims decken unsere linke Flanke, die so am wenigsten zu besorgen hat.

Das Terrain von Soissons bis Laon ist so gebirgig, daß ich es für unsere Truppen nicht zur Schlacht empfehlen kann; Laon aber liegt auf einer isolierten Höhe, die, von 10 000 Mann besetzt, für einige Zeit unangreifbar ist und dem übrigen Teil der Armee Gelegenheit gibt, sich in dem dort freier werdenden Terrain nach Belieben zu bewegen, ohne daß uns die Kommunikationsstraßen genommen werden können. — — Können wir mit einer guten Armee die Niederlande erhalten, so ist noch nicht alles verloren, und wir sind wenigstens da, wo wir den Feldzug anfangen sollten.

(Eigenhändige Nachschrift Bülows.)

Alles Gesagte sind auch meine Ansichten; sagen Sie das, lieber Freund, dem Feldmarschall und entschuldigen Sie mich bei ihm, daß ich in diesem Augenblick nicht schreibe. Sind wir Meister von Soissons und ich gehe vor, so muß ich diesen Ort stark besetzen, ich bin also sehr schwach. Wird Soissons in unserer rechten Flanke und

Rücken genommen, so verlieren wir alle Kommunikation und können nur am Rhein einen Vereinungspunkt finden, um eine große Armee aufzustellen. Die preußische Armee muß nicht vernichtet werden, wenn Preußen eine Rolle unter den verbündeten Mächten spielen soll.

Aus einem Brief Gneisenaus an Hardenberg. Laon, den 16. März 1814.

Nachdem wir vorgestern die Schlesische Armee hier konzentriert hatten, wurden wir gestern, unter Begünstigung eines undurchdringlichen Nebels, hier angegriffen. Das Gefecht dauerte auf diese Weise bis gegen Mittag, wo sich die Luft aufzuklären begann. Wir ließen den von der Straße von Soissons anrückenden Feind durch unsere Kavallerie des rechten Flügels und einige Infanterie umgehen; das sumpfige Terrain auf dieser Seite gab indessen keine großen Resultate. Laon liegt auf einem hohen, isolierten steilen Berge. Dieser war von dem Korps Bülow besetzt und gab den Stützpunkt unserer Bewegungen.

Nachmittag zeigten sich Kolonnen auf unserm linken Flügel auf der Straße von Rheims nach Laon, den Generalen Yorck und Kleist gegenüber. Diese stellten sich sogleich in Bereitschaft. Die Kanonade begann. Eine zahlreiche feindliche Kavallerie umtrabte unseren linken Flügel. Sogleich ward russische Kavallerie vom rechten Flügel nach dem linken gesandt. General Sacken erhielt ebenfalls diese Bestimmung. So brach die Nacht ein. Nur die beiden preußischen Korps Yorck und Kleist blieben im Feuer. Nun ließ General Yorck Angriffskolonnen formieren. Der Feind hatte dasselbe getan. Prinz Wilhelm ging ihm mit dem Bajonett entgegen und warf ihn über den Haufen. Die preußische Kavallerie hieb auf die feindliche und dann auf die Infanterie ein und zerstreute alles vor sich her. Die Verwirrung unter dem Feinde ward allgemein, und alles floh zurück. Wenigstens 30 Kanonen waren in der Nacht schon erobert; eine Anzahl Munitionswagen, Wagen mit Lebensmitteln. Der Feind ist schon in der Nacht bis Corbeny verfolgt gewesen. Gefangene werden immerfort eingebracht. Vor unserm rechten Flügel, dem Korps Winzingerode gegenüber, war der Feind

stehengeblieben und ist noch jetzt daselbst. Wir werden ihn abzuschneiden suchen.

— — Es ist mir außer allem Zweifel, daß wir Napoleon vom Thron stürzen können, wenn wir wollen. Unsere Armee ist, mit den detachierten Korps, über 130 000 Mann stark. Wir allein könnten dem Krieg ein Ende machen. Wenn indessen die Meinungen der Regenten, Minister und Generale noch in solcher Zwietracht sind als vierzehn Tage früher, so muß ich zum Frieden raten, aber zu einem Frieden, der Frankreich alle gemachten Eroberungen abnehme, selbst Elsaß und Lothringen, worein Napoleon bei unserem jetzigen Vorrücken gewiß willigen wird. Steht er einmal entblößt von Eroberungen und Ruhm da, so wird er in der Meinung der eitlen französischen Nation bis zur Verächtlichkeit herabsinken und vielleicht langsam zugrunde gehen. — Viel hängt der Gang der Unterhandlungen von den Begebenheiten im südlichen Frankreich ab, die wir hier nicht kennen.

Wo die Große Armee seit dem 28. Februar ist, wissen wir nicht. Man hat uns davon keine Kenntnis gegeben. Ich wünsche, im Vorrücken, erwarte es aber nicht, weil man nicht den Mut haben wird, die Yonne zu passieren und südlich herauf gegen Paris vorzugehen.

Bericht des „Rheinischen Merkur" über die Schlacht bei Laon, den 9.—10. März 1814.

Die Ungewißheit, die seither auf den Begebenheiten des Krieges geruht, hat gegenwärtig auf die befriedigendste Weise sich gelöst. In den wenigen Tagen, wo die Große Armee mit der Schlesischen an der Aube sich vereinigt hatte, war man übereingekommen, bis zur Wiedervereinigung bei Paris jede unabhängig für sich wirken zu lassen, weil man es unmöglich fand, daß beide zusammen in dem wüstgelegten Lande bestehen könnten. Um nun zu verhindern, daß Napoleon nicht, wie er zuvor getan, mit ganzer Macht über einen oder den anderen herfallen und ihn aufreiben möge, mußte Blücher auf eine gewisse Ferne weichen, eben wie man es früher in Schlesien gehalten. Er zog daher gegen die untere Marne, begrüßte im Vorübergehen Paris durch seine leichten Truppen, brach dann auf gegen die Aisne in die Generalität von Soissons und die fruchtbare Pikardie

und vereinigte alle seine Kräfte in der schönen Stellung bei Laon. Napoleon, in den wieder nach den vorhergehenden Erfolgen der alte, wüste, wilde Geist gefahren, statt sich zusammenzuhalten und mit geschlossener Macht verteidigungsweise die Straßen nach Paris zu decken, war ihm in Eilmärschen nachgezogen, in der Hoffnung ihn nochmal in ausgedehnter Linie zu überraschen; als er ihn aber wohl bereitet und gut gestellt antraf, war es nicht mehr in seine Gewalt gegeben, eine entscheidende Schlacht zu verhindern. Soissons war am 2. durch Kapitulation genommen worden, und Bülow und Winzingerode hatten an demselben Tage mit dem Feldmarschall sich vereinigt. Schon gleich am folgenden ging Napoleon nahe bei Bery-au-bac über die Aisne und ließ sogleich einen Angriff auf Soissons machen, der aber mißlang. Blücher traf sogleich alle Anstalten zur Schlacht, ließ die Abteilung von Sacken, unterstützt von Winzingerode, bis Craone und Brey vorrücken, Bülow stellte sich auf der Höhe von Laon und in der Stadt selbst auf; die anderen Abteilungen waren in der Ebene zu beiden Seiten geordnet. Napoleon erschien mit 80 000 Mann vor dieser Linie; am 9. des Morgens drang er, von einem dichten Nebel begünstigt, bis unter die Mauern von Laon vor, wurde aber mit Kraft und kaltem Blute abgetrieben. Mittags gegen drei Uhr warf Marmont mit dem rechten Flügel des feindlichen Heeres sich über die Abteilungen von Yorck und Kleist in der Absicht, der Schlesischen Armee die Straße nach Marle abzuschneiden. Das Gefecht dauerte bis zur sinkenden Nacht mit der größten Erbitterung fort, ohne daß etwas entschieden worden wäre; endlich verstärkte der Feldherr seinen Flügel mit den Abteilungen von Sacken und Langeron, und nun griffen jene selbst an, spät abends um 10 Uhr, und schlugen Marmont gänzlich in die Flucht. Siebenzig Kanonen, 4000 Gefangene und unzählbarer Troß fielen dem Sieger in die Hände. Napoleon hatte für den folgenden Tag einen neuen Angriff angesetzt, und Blücher beschloß, diesen nicht abzuwarten, er griff vielmehr seinen linken Flügel durch den General Winzingerode an, während Langeron den rechten beobachtete. Der Feind mußte seinem Angriffe entsagen, aber er gab darum nicht seine Absicht auf, irgendwo durchzudringen, und versuchte es noch am Abend, Laon wegzunehmen. Er griff zu diesem Ende das Dorf Similly

an, das auf der Straße von Soissons, am Ende des Berges von Laon liegt und von den Truppen des Generals Bülow besetzt war, aber auch dieser letzte Angriff wurde durch die Tapferkeit der Verteidigenden abgewiesen. In der Nacht vom 10. zum 11. sah der Feind sich genötigt, den Rückzug anzutreten; man verfolgte ihn, und jeden Augenblick wurden Kanonen und Gefangene eingebracht, das Schlachtfeld war mit seinen Toten und Verwundeten bedeckt. Im Gefolge dieser Schlacht wurde am 12. Rheims mit Sturm weggenommen, 2500 Mann Infanterie mit vielen Offizieren und dem General Lacoste sowie dem Obersten Regnier gefangen, die Reiterei aber, die zu entrinnen suchte, zusammengehauen. Es war York, der mit St. Priest den rechten Flügel des Feindes unter Marmont gegen diese Stadt und Corbeny verfolgte, viele Gefangene machte und die ganze Abteilung abgeschnitten und so übel zugerichtet haben soll, daß nur die Reiterei entkam.

Aus Niebuhrs Briefen an seine Angehörigen über die Schlacht bei Laon. Amsterdam, den 30. April 1814.

Ein junger Offizier, mein eigentlicher Liebling, ein Hauptmann von R., hat mir nach der Schlacht von Laon einen herrlichen Brief geschrieben: Die großen Entbehrungen unserer Truppen hätten in dem Kampf zwischen ihrem Haß gegen die Franzosen und der Menschlichkeit, welche die Offiziere predigten, nachdem die letzte lange geherrscht hatte, jenem das Übergewicht gegeben: besonders weil die Franzosen sich an Einzelnen vergriffen, Verwundete ermordeten usw. Die Truppen wußten schon lange, daß die Franzosen nichts geben wollten, wenn sie auch konnten; lange hatten sie geduldig gelitten; aber wenn die Russen plünderten, so kamen die versteckten Vorräte zum Vorschein, die bei den ewigen Hin- und Hermärschen der französischen Armee dienten, wenn man sich mit Worten hinhalten ließ und hungerte. Es kam also zum Nehmen und aus Nehmen wird leicht Plündern, wovon bis dahin während des ganzen Krieges bei uns kein Beispiel gewesen war. Er schreibt, er habe schlaflose Nächte vor Kummer gehabt. Auch so war freilich noch ein himmelweiter Unterschied zwischen den Preußen und den alliierten Truppen: denn allerdings hat Frankreich gräßliche Vergeltung erlitten. Nach

dem Siege bei Laon nahmen die Feldprediger den Text: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele"; redeten den Leuten zu, wieder so fromm und geduldig zu werden, wie sie es bis vor kurzem gewesen wären, wobei die braven Burschen bitterlich weinten und laut es gelobten. Darauf trat General Yorck vor, vermahnte sie über die Heiligkeit ihrer Zusage; sagte, er wisse wohl, was sie litten und entbehrten, aber er liege auch nicht auf Rosen; wache und sorge, wenn sie schliefen; er habe sie immer als Kinder geliebt; sie wären so gute Kinder gewesen; sie hätten ihm eine Zeitlang viel Kummer gemacht; in der Schlacht wären sie wieder brav gewesen wie immer; sie sollten auch immer gut sein! Darauf ließ er von jeder Kompagnie einen Mann vortreten, sprach mit jedem Einzelnen und nahm ihre Hand darauf, daß sie lieber alles leiden als Exzesse üben wollten. So schön dies alles ist und gewiß unerhört seit Gustav Adolph, ebenso rührend ist der Bericht meines jungen Freundes.

Bericht des „Rheinischen Merkur" über die Schlacht bei Arcis-sur-Aube, den 20./21. März 1814.

Nachdem Napoleon in den Gefechten bei Laon an der Schlesischen Armee abgeprallt, warf er sich nach dem Bewegungsgesetz federnder Körper gegen die andere Seite und versuchte diesmal sein Heil an dem großen Kaiserheere. Ihm folgte seinerseits Blücher gegen die Marne hin. Unterdessen aber hatte die Große Armee zwischen Arcis und Planci an der Aube sich aufgestellt. Am 20. setzte Napoleon, nachdem er alle seine Kraft wieder zusammengenommen, gegen das Heer sich in Bewegung und brach über Châlons, Fère-Champenoise und Planci vor. Die Verbündeten wichen gegen Arcis zurück und stellten sich auf dem linken Ufer der Aube auf. Napoleon griff an, indem er den Strom am 20. übersetzte; auf der ganzen Linie entbrannten einzelne Gefechte, worin sich besonders die fünfte Heerabteilung unter Wrede und der russische General Kaisaroff, der 4 Kanonen nahm, nach den vorläufigen Berichten auszeichnet. Der Feind wurde über die Aube zurückgeworfen, nur in Arcis und dem nahen Dorcei behauptete er sich bis zum Einbruche der Nacht,

sonst wurde er allerwärts geschlagen. Am folgenden Tag aber erhob sich der Kampf mit verstärktem Eifer noch einmal von neuem, und Napoleon wurde gänzlich geschlagen und mußte mit Zurücklassung von 11 Kanonen und 1000 Mann der alten Garde fliehen. Wie die vorläufigen unvollständigen Berichte ankündigen, warf er dann am folgenden Tage mit 40 000 Mann sich auf den rechten Flügel der Armee bei Vitry, um ihr die Gemeinschaft mit der Schlesischen abzuschneiden; aber wenn ihm auch dies gelungen wäre, so ist nicht einzusehen, welche große Vorteile ihm dadurch zuwachsen würden, da die Blücherſche Armee bei Châlons ihm im Rücken steht und ihre Verbindungen über Sézanne leicht wiederherzustellen imstande wäre. Am Tage der Schlacht wurde auch Lyon von Augereau geräumt, der wahrscheinlich gegen Clermont und die Cevennen zieht. Das Heer des Prinzen von Hessen-Homburg folgt ihm 40 000 Mann stark auf dem Fuße.

Gneisenau an Boyen. Bery-au-bac, den 21. März 1814.

Endlich haben wir Nachricht von der Großen Armee und dem Marsch des Feindes. Napoleon ist den 18. d. gegen La Fère-Champenoise marschiert. Die Hauptmasse, Garden, ging über Epernay; Ney mit 10 000 Mann über Châlons-sur-Marne. Hiervon benachrichtigt, replicierte Fürst Schwarzenberg seine bei Méry und Pont-sur-Marne vorgeschobenen Korps zurück und will hinter der Aube sich konzentrieren und von da zur Offensive übergehen; eine Nachricht sagt, er wolle bei Trannes zwischen Brienne und Bar-sur-Aube die Schlacht annehmen; eine sehr feste Stellung. Châlons ist bereits von uns wieder besetzt. Den 19. richtete Napoleon seinen Marsch gegen Arcis. Von Fismes sind wahrscheinlich in diesem Augenblick die Feinde wegmanövriert. Ich vermute, daß sie nach Oulchy und Ferté-Milon gehen, um Meaux zu decken.

Unter diesen Umständen dürfen wir morgen, vielleicht heute schon eine Schlacht der Großen Armee erwarten. Fällt sie auch nur zweifelhaft aus, so ist sie Napoleon verderblich. 60 000 Mann österreichischer Truppen waren den 15. bei Mâcon und sollten gegen Lyon gehen. Dadurch wurde Bubna, der schon bis Genf zurückmanövriert war, wieder Luft gemacht.

Wenn Schwarzenberg die Schlacht gewinnt, so steht unserm Marsch nach Paris nichts mehr entgegen. Verliert er sie, so kann er wenigstens, unserer Bewegungen wegen, nicht weit verfolgt werden.

Aus dem Bericht des „Rheinischen Merkur" über den Zug Napoleons in den Rücken der Verbündeten, vom 22. März an, und die Schlacht bei La Fère-Champenoise, den 25. März 1814.

Napoleon zog am 22. März mit 50- bis 60000 Mann die Marne hinauf, und die Gefangenen sagten aus, man habe ihnen verkündigt, sie zögen gegen den Rhein. Der Marschall Marmont und Mortier, mit einer Abteilung der jungen Garde, waren von den Generalen Yorck und Kleist von Oulchy bis über Château-Thierry und Montmirail getrieben worden. Am 24. sah man sie zwischen Vertus und der Marne, wie sie nach Vitry zogen; aber da dieser Ort wohlverteidigt und bewehrt ist, da Langeron, Sacken und Winzingerode bei Châlons stehen und Rheims eine starke Besatzung hat, so ist nicht glaublich, daß es ihrem Heere von etwa 25 000 Mann gelingen werde, sich mit Napoleon zu vereinigen. Es ist schwer, aus allem diesem eine feste Meinung über den Plan Napoleons sich zu bilden. Wollte er wirklich toll und rasend andringen auf die Festungen und die Ardennen oder Vogesen zu gewinnen suchen: die blockierenden Abteilungen durften dann nur gegen die Maas ausweichen und ihm die Bahn offen lassen, und er war von seinem Reiche abgeschnitten und verdorben. War sein Zug eine List und wandte er sich plötzlich und schlug nach jener Kurieraussage am 25. bei La Fère-Champenoise, dann war es wieder eine zweite Schlacht bei Leipzig; ehe er aus dem tiefen Schlunde zwischen beiden Heeren sich herausgearbeitet, konnten diese sich leicht auf seinen Rücken zusammenschieben und zwischen ihm und seiner Hauptstadt sich in die Mitte stellen, und geschlagen war ihm kaum ein Rückzug übergeblieben. Die nächsten Tage werden aufklären, in welcher Weise diese seltsame Verwicklung sich gelöst; auf jeden Fall wird sich die Aussage des württembergischen Offiziers, die wir im letzten Blatte aufgenommen, wohl als gegründet bewähren, da man am 30. auch in Lüttich Nachricht von der Schlacht am 25. erhalten und nebst 50 bis 60 Kanonen, 8000 Ge-

fangene, 9 Generale, und darunter die Divisionsgenerale Pactot und Ameil als die Trophäen dieses Sieges angab.

Bericht des „Rheinischen Merkur" über die Erstürmung des Montmartre am 30. März und den Einzug der Verbündeten in Paris am 31. März 1814.

An der Seine sind die Dinge nun zu ihrem Ziel gekommen; die sich die Hauptstadt der Welt genannt, ist von den Völkerschaften, die sich aus aller Welt dazu verbunden hatten, genommen worden. Wien, Berlin, Rom, Madrid und Lissabon, die die Schmach gesehen, ihre Adler in ihre Mauern aufzunehmen, sind nun gerochen, und die eine unberührt gebliebene Königsstadt, die im Meere thront, darf jubeln über die Demütigung der stolzen Nebenbuhlerin. Auch das letzte ist schon vollendet, und es hat bei dem leichten Volke nur ein Tag dazu gehört, einzuwerfen den Kaiserstuhl, von dem vier Ströme roten Blutes in alle Weltgegenden ausgegangen und in einem See zusammenflossen. Die Schlangenlist und die Tücke jenes abtrünnigen Pfaffen, der nach dem 18. Brumaire zuerst seine fuchsartige Pfiffigkeit mit der blutdürstigen Wildheit verbündete, hat das zwanzigjährige Werk der Gewalttätigkeit mit einem Hauch zerstört; wie ihn Napoleon früher verworfen, als die Übermacht seines Geistes ihm zu drückend ward, so hat er jetzt wieder ihn geworfen und abgesetzt. Nie war die Freude aufrichtiger in allem Volke, nie hat der Mund der Glocken lauter gesprochen und beredsamer, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt tragen sie die frohe Kunde, und über ganz Deutschland schallt das freudige Geläute.

Am 30. entbrannte die Schlacht zwischen Mortier und Marmont und dem Heere des Fürsten Schwarzenberg und einiger Abteilungen von Blücher zum letzten Male; sie war hartnäckig und blutig, und besonders die preußischen Garden verloren viele brave Leute, die so hart am Ziele fielen. Aber nichts mochte ihrem Mute und ihrem Ungestüme widerstehen. 70 Kanonen wurden den Siegern eine Beute. Napoleon war nicht fern vom Schlachtfeld und sandte nach dem Verlust der Schlacht Coulincourt, um auf jede Bedingung Frieden zu schließen. Der Senat aber seinerseits schickte Abgeordnete zu dem Monarchen, die eine Frist bis zum folgenden Tage erbitten sollten.

Die Bedingung wurde eingegangen, und die Kaiserin und die Familie Napoleons flüchteten nach Orleans, und Joseph Bonaparte zog mit einem Teil der Nationalgarde aus. Am 31. hielten die Verbündeten ihren Einzug, das Volk riß die Bildsäule Napoleons auf dem Vendomeplatze nieder und gab in jeder Weise seine Freude zu erkennen. Am folgenden Tage versammelte sich der Senat unter dem Vorsitze von Talleyrand, und mit achtzig Stimmen wurde Napoleon förmlich des Throns entsetzt, und Coulincourt kehrte mit der Akte seiner Absetzung als Antwort auf die Friedensanträge zurück. Alexander wohnte bei Talleyrand, der König von Preußen im Luxembourg, der Kaiser von Österreich war in Lyon, die Kaiserin hatte man nach Tours gebracht, und Napoleon soll mit dem Reste seiner Truppen gegen Orleans gegangen sein, wohin ihn am 1. die Verbündeten verfolgten. Sie erließen am 31. noch eine Erklärung, worin sie Frankreich seine Integrität, wie es unter seinen rechtmäßigen Königen bestand, und die Anerkennung der Konstitution, die es sich selbst geben werde, zusicherten, aber zugleich erklärten, daß sie mit Napoleon und den Seinen keinen Frieden schließen würden.

Die Stadt Paris hat bei der Ankunft ihrer so lange erwarteten erhabenen Gäste in der Weise sich benommen, wie man durch die ganze Revolution hindurch und lange vorher an ihr gewohnt gewesen. Ein lustiges Volk, ohne innere Kraft und Widerhalt, ohne Charakter und Gesinnung, alles nur im leichten Anflug angeschossen: so haben sie zu allen Zeiten sich gegeben, und so haben sie sich auch jetzt bewährt. Als der starke Fremdling durch seine Schrecken sie zusammenhielt, hing das Gewölke wie ein drohend Ungewitter in die Welt; jetzt, wo sich an Schwertesspitze der innere Geist entladen, hat alles sich in leichten Dunst gelöst und zieht wie ein Schwaden am hellen Himmel hin. Der „Moniteur" ist, wie es scheint, mit seinem Herrn davongezogen; er war zu verschämt, als daß er alsogleich sich als sein eigner Gegenfüßler gesetzt; aber das „Journal de Paris" ist nach der Katzen Weise treu beim Haus geblieben und schildert zum 1. April klar und im Tone wie der „Reichsanzeiger", was sich begeben hat. Auf der Straße von Meaux kam am Abend des 29. das verbündete Heer herangezogen. Am andern Morgen in der Frühe wurden die mit Geschütz besetzten

Höhen von Belleville, St.-Chaumont und Montmartre angegriffen; vierthalb Stunden dauerte ununterbrochen das Feuer, den Pariſern eine bänglich ungewohnte Empfindung; endlich war die Stellung umgangen und weggenommen, das Heer zog ab, und die Barrieren waren von der Nationalgarde allein beſetzt. Ein Waffenſtillſtand auf fünf und eine halbe Stunde wurde abgeſchloſſen. Kein Fremder drang in die Stadt. Am 31. morgens zogen die Verbündeten über die Straße St.-Martin und über die Boulevards du Nord, den Platz Ludwigs XV. und die Elyſäiſchen Felder, das Fußvolk 30 000 Mann, die Reiterei 15 000 Mann hoch in beſter Haltung ein. Der Kaiſer von Rußland, der König von Preußen, der Großfürſt Konſtantin, der Fürſt von Schwarzenberg waren an der Spitze der Heerhaufen, nur einige Schwadronen Reiterei vor ihnen her. Die Monarchen verweilten am Eingange in den Elyſäiſchen Feldern rechts, und während mehr als ſechs Stunden zogen die Truppen an ihnen vorüber, während eine andere Kolonne durch die äußeren Boulevards längs den Mauern der Hauptſtadt zog, um in der Nachbarſchaft von Paris zu kantonieren. Unterdeſſen hörte der Zuruf des Volkes nicht auf; aber, ſagt das „Journal", der Enthuſiasmus war aufs höchſte gebracht, als aller Blicke auf Ihren Majeſtäten dem Kaiſer Alexander und dem König von Preußen haften konnten. Ein Freudengeſchrei erfüllte die Lüfte, man warf ſich zu den Füßen der erhabenen Perſon des Kaiſers aller Reußen, man drückte ſeine Hände und Kleider; die ganz beſondere Güte, mit welcher der Monarch dieſe Dankes- und Ehrfurchtsbezeugungen aufnahm, ließ in aller Herzen einen Eindruck zurück, den nichts wird verlöſchen können. Man kann ſagen, die Jahrbücher der Geſchichte zeigen keine ſo hohe und ſo aufrichtige Begeiſterung, und die Jahrbücher der Geſchichte werden das Andenken davon bewahren. Die Ruhe war an dieſem merkwürdigen Tage nicht einen Augenblick geſtört, und die Einwohner von Paris haben dabei einen Charakter und ein Vertrauen bewieſen, das ſie auf immer in den Augen von Europa ehren wird.

Gneiſenau an Gruner. Montmartre, den 1. April 1814.

Paris iſt unſer. Der Tyrann wird geſtürzt. In dieſem Augenblick wird er für vogelfrei und des Thrones für verluſtig erklärt. Vor-

gestern hat sich unsere Armee wieder vortrefflich geschlagen. Wir haben 49 Kanonen erobert. Von uns ward der Montmartre gestürmt. Gestern hielten wir den Einzug. Früher konnte ich nicht schreiben. Es war fast unmöglich. Seit dem 9. Februar sind wir in der angestrengtesten Tätigkeit. Unsere Armee hat Wunder getan.

Entsagungsakte des Kaisers Napoleon. Fontainebleau, den 11. April 1814.

Da die verbündeten Mächte öffentlich erklärt haben, daß zur Herstellung des allgemeinen Friedens in Europa die Person des Kaisers Napoleon allein das einzige Hindernis sei, so erklärt der Kaiser Napoleon seinerseits hiermit, daß er, seinem Eide getreu, für sich und seine Erben auf die Throne von Frankreich und von Italien Verzicht leistet, und daß er bereit sei, alles, was von ihm gefordert werden könnte, sein Leben selbst nicht ausgenommen, dem Wohl Frankreichs zum Opfer darzubringen.

Bericht des „Rheinischen Merkur" über die Abdankung Napoleons und seinen Abgang nach Elba.

Napoleon ist nun endlich am 22. April von Fontainebleau unter dem Geleite von 25 Reitern und 4 Generalen nach der Insel Elba abgezogen. Da wir dem lügenhaften Gesindel, das sonst vor ihm gekrochen und ihn jetzt ungestraft insultiert, keine Wahrheit zugetraut, so haben wir uns seither enthalten, irgendeine der mannigfaltigen Anekdoten und Erzählungen, die jetzt im allgemeinen Umlauf sind, nachzuschreiben. Englische Blätter erzählen einiges, was uns glaubwürdig scheint, und das wir darum hier aufnehmen wollen. B. v. Wessenberg war im Kabinette bei Napoleon, als er die Entsagungsurkunde unterschrieb. Er zeigte viele Fassung, der Ausdruck seines Gesichtes war ruhig, er schien die Sache leicht, bisweilen scherzhaft zu nehmen. Als er zur Feder griff, wandte er sich gegen den Anwesenden und sagte: „Ich habe mit meinen Verbündeten immer getan, was ich gewollt, darum ist's in der Ordnung, daß sie jetzt ebenso mit mir tun." Als der Baron ihm über seine Haltung einige schmeichelhafte Worte sagte, erwiderte er: „Die erste Pflicht des Weisen ist, sich in sein Geschick zu fügen, nur einen großen Fehler

wünſchte ich nicht begangen zu haben." Als Weſſenberg einige Neugierde deswegen äußerte, ſprach er: „Der Fehler war, daß ich eine öſterreichiſche und keine ruſſiſche Prinzeſſin geheiratet habe, die ich damals ebenſo leicht würde erhalten haben." Als Weſſenberg bemerkte, wie ihm die Einſamkeit ungewohnt tun werde, erwiderte er: „Das iſt meine geringſte Furcht; die Wiſſenſchaften, die ich von meiner Jugend an liebte, werden alle meine Stunden ausfüllen. Sie ſehen (indem er auf mehrere Bücher hinzeigte), ich habe meine alte Bekanntſchaft mit denſelben ſchon wieder erneuert; ich hoffe, auf der Inſel Elba mich mehr als je zu beſchäftigen."

Blücher an den Landſchaftsdirektor v. Bonin zu Stargard. Pariſh den 30 Aprill 1814.

mein inig gelibter Freünd. wen ich dich lange nicht geſchrieben habe, ſo muſt du es verzeihen, glück u. unfelle haben mich ſo zerſtreüt, daß ich an meine libligs geſcheffte nicht denken konte nach dehm ich den Napoleon bey Laon entſcheidcnt geſchlagen, beſtandt ich gegen der meinung aller umgebung der monarchen darauf mit beide armeeh grade uf Parish zu marchiren, alle meine gegner behauphteten Napoleon würde in unſern Rücken marchiren und ſich mit ſeine veſtungen in verbindung ſetzen, und ſo gegen Maintz u. Frankfuhrt marchiren, ich beſtand daruf man ſolle Paris er obern, u Napoleon machen laſſen, waß er wolle, es würde ſich den Schon alles Finden wen wihr die hauptſtadt erobert hetten, der kaißer allexander trat uf meine Seitte, u wihr marchirten uf der großen Stadt zu, vor Pariſh hatte ſich nun die hauphtſterke des Feindes in verſchanzungen uf geſtellt, am Frühen morgen griffen wihr den Feind an, die gröſte und ſterkſte höhe iſt der St. marten, dieſen liß ich durch daß Rußiſche Corps von Langeron u 4 Preuſchen Cavallerie Regimenter erſtürmen wehrend die Preüſche Garden von der andern ſeitte gleich Fals alles vor ſich warffen, nun Capitulirten die marſchelle in Parish, erhillten Freien abzug, u die Stadt übergab ſich unſern henden, am andern morgen Führten wir unſre Truppen Sigreich ein an dieſen tage überfihl mich eine tödtliche krankheit und Schon am 3ten tage Fürchte man vor meine augen u mein leben, 6 tage lag ich blind, aber meine natuhr über wand alles, u ich bin völlig hergeſtellt der

könig u kaiser besuchten mich, ich legte dem König das Comando der armeeh zu Füßen und baht nun um Ruhe er wollte nicht dran, aber endlig sagte er nun so ruhen sie in gottes nahmen u Plägen sich, sie könen sich ufhalten wo sie wollen, sogleich entschloß ich mich zur Reise nach Berlin, aber einligende abschrift vereittelte alles ich gink mit dem briff zum König, er sagte Blücher sie müssen reisen, daß lest sich nicht ablehnen, aber warten sie noch 8 tage, ich glaube der könig u allexander gehn nun selbst hin, in Engeland werde ich nicht lange verweillen und denke vor mitte July in Berlin zu sein.

Dein HErr Sohn ist vollig hergestellt und hir bey mich, im militair will er nicht bleiben u er hat recht, bey Hardenberg habe ich die sache so vor geahrbeittet, daß ihm eine guhte Civill bedingung zu theill werden muß.

Die Stadt London hat mich ein Ehren Degen verEhrt, den ich da EmPangen soll u in Sottlandt hat mich eine gelehrte gesellschaft zum Ehren mit glid uf genommen, ich muß über mich selbst wachen, daß ich nicht zum nahren werde.

in Parish wie in gantz Frankreich gefellt es mich nicht, u ich sehne mich nach deüttschen ländern, über morgen soll Ludwig der 18te seinen ein zug hir hallten. Deine Frau küsse ich die hende Empihl mich deine kinder u alle bekannte u Freünde, immer dein treuster Blücher.

(Randbemerkung) Napoleon hat hir noch anhang, wen unsre armeen weg marchiren, traue ich die Francosen noch nicht.

Aus den Bestimmungen des ersten Friedens zu Paris, den 30. Mai 1814.

Das Königreich Frankreich behält die Integrität seiner Grenzen, so wie solche am 1. Januar 1792 bestanden haben. Dasselbe erhält außerdem eine Vermehrung seines Gebietes, wie solche in der in dem nachstehenden Artikel festgesetzten Demarkationslinie bestimmt ist.

An der Seite von Belgien, von Deutschland und Italien wird die alte Grenze, wie solche am 1. Januar 1792 bestanden hat, wiederhergestellt; sie fängt bei der Nordsee, zwischen Dünkirchen und Nieuport, an und erstreckt sich bis nach dem Mittelländischen Meere, zwischen Cognes und Nizza, jedoch mit nachstehenden Berichtigungen:

Da die Festung Landau vor dem Jahre 1792 einen isolierten Punkt in Deutschland bildete, so behält Frankreich, außerhalb seinen Grenzen einen Teil der Departemente von Donnersberg und vom Niederrhein bei, um die Festung Landau und deren Umgebungen dem französischen Gebiete anzuknüpfen.

Den Rhein betreffend, so bestimmt dessen Talweg die Grenzen, jedoch so, daß die Veränderungen, welche in der Folge der Lauf dieses Flusses erleiden wird, auf das Eigentum der in demselben befindlichen Inseln in Zukunft keinen Einfluß mehr haben werden. Der Umfang des Besitzes dieser Inseln soll wieder so hergestellt werden, wie er zur Zeit der Unterzeichnung des Lüneviller Friedens bestanden hat.

Holland, so wie es der Souveränität des Hauses Oranien unterworfen ist, erhält einen Zuwachs an Gebiet, allein die Würde und die Ausübung der Souveränität in diesem Lande können in keinem Falle einem Fürsten zuteil werden, welcher eine fremde Krone trägt oder dazu berufen ist, eine solche in Zukunft zu tragen.

Die Staaten Deutschlands sollen unabhängig und durch ein Bundesverhältnis vereint sein.

Die Schweiz ist unabhängig und fährt fort, sich selbst zu regieren.

Italien wird, die Länder ausgenommen, welche an Österreich zurückkehren, aus souveränen Staaten bestehen.

Die Insel Malta wird mit allen Zugehörungen Sr. Majestät dem Könige von Großbritannien als Eigentum mit der vollen Souveränität zugehören.

Blücher an seine Frau. Boulonge [Boulogne] den 3. Juni 1814.

HErtzens libe Frau.

Endlig und endlig bin ich auß Paris und hir ans mehr angekommen, muß aber noch 2 Tage wahrten, bis der könig komt und mit ihm nach Engeland über zu geben. gestern habe ich mit dem HErzog von Klarentz uf das Linien Schiff Imprenabel gegessen, noch bin ich taub von allen Kanonendonner, und bey nah gestört von alle Ehrenbezeugungen wen daß so fohrt geht so werde ich in Engeland verrückt, in london soll ich mit Teuffelsgewald beim Printz Regenten logiren, ich werde aber suchen da von loß zu kommen,

so ballde wie ich kan mache ich mich in london loß und gehe durch Brabant nach Holland und von da durch Westphalen über Hannover nach Berlin, die ärzste verlangen, ich soll ins badt gehn und wenn ich wüßte, daß du in Pyrmont zu mich kommen wollteſt ſo würde ich dahin gehen, ich bin indeſſen iezt geſund und manche umſtende verlangen meine gegenwardt in Berlin wo ich dich nun gantz gewiß vermuhte, 3 briwe habe ich an dich geſchrieben und darauf notirt in der Haußvogtei abzugeben, biſt du noch nicht da geweſen, ſo wird Warſing ſie doch geſchickt haben, die antwohrt uf dieſen briff muſt du ans Gouvernement ſchicken da mit der briff mit den erſten Courir der am könig geſchickt wird, abgeht, ſo krige ich ihm gleich, der Fride mit Frankreich iſt nun abgeſchloſſen und gott gebe eine lange dauer zum beſten der menſchheit, Schwenke wird nun wohl ballde in Berlin anlangen, ſage ihm er ſoll alle überflüſſigen Pferde verkauffen, die Engliſchen Pferde und 2 Züge zu 4 will ich behallten, wozu die beſten auszuſuchen ſind, auch die jungen zwei braunen, wen ſie ſich auf der Reiſe guht gehallten haben will ich behallten. Frantz wird auch wohl ballde in Berlin ankommen er iſt mit mich zugleich von Paris abgegangen.

Dein bruder und Noſtitz ſind hir bey mich wen du von der Fritze und Gebhard waß weiſt, ſo ſchreib es mich, Frantz iſt gottlob ziemlich wider geſund.

Die Engelländer kamen hir zu hunderten um mich zu ſehen und ieden muß ich die hand geben und die Damen machen mich förmlich die Cour, es iſt das nerriſchſte Volk was ich kenne, ich bringe einen Degen und einen Säbell mit, woran vor 40 000 Thlr. Juvelen befindlig. Die Stadt london hat mich gleichfalls einen Degen geſchenkt, ich bin in die Cloubs zu London ohne Balotage aufgenommen und in Schottland hat man mich zu Edenburg [Edinburg] zum Ehren mit glid der gelehrten geſellſchaft Creirt, wen ich nicht tohll werde, ſo iſt es ein wunder, wie es mich in Holland ergehen wird, das weiß gott. Schreib mich nur ia gleich, Warſing wird ſchon erfahren, wen ein Courir am könig abgeht, wo du den briff mitgeben kanſt, vor ein gut quartir in Berlin wirſt du wohl ſorgen wo möglich unter den linden nicht weit vom thor, damit man gleich am tihr gahrten iſt grüße Warſings vill mahl von mich, auch Peter ſeine

Frau, monsieur Peter ist recht alegro, wenn du die Frau v. Wolff aus dem Lagerhauße siehst so grüß sie und so alle bekannte, besonders l'Estocks, lebe wohl HErtzlich verlangt mich dich zu sehn, und wenn ich nun einmahl wider bey dich bin, so trent uns nichts mehr als der todt, den ich befasse mich mit nichts mehr, da mich aber der könig nicht entlassen will, so will ich im Dienst bleiben aber kein Gouvernement nehme ich nicht mehr an, wo mein Etablissement noch sein wird, weiß ich den augenblick noch nicht, aber uf jeden Fall wohne ich den winter in Berlin, die Kuntzendörffer gütter werde ich verkauffen, es sey den daß ich neues Etablissement in Schlesien erhalte, die Schlesier wünschen es sehr, daß ich zu ihnen kommen soll und die Pomern bitten auch darum, die Zeit wird alles bestimmen, wen ich nuhr erst in Berlin wohne, adio von gantzen HErtzen bin ich der Deinige Blücher.

Blücher an seine Frau. London den 6. Juni 1814.

libes malchen.

gestern bin ich in Engeland gelandet, aber ich begreiffe nicht, daß ich noch lebe, daß Volk hat mich beynahe zerissen, man hat mich die Pferde außgespannt, und mich getragen, so bin ich nach london gekommen, wieder meinen willen bin ich vor den Regenten sein Schloß gebracht, von ihm den Regenten bin ich Empfangen, wie ich es nicht beschreiben kann, er hink mich am dunkelblauen bande sein Portrait, waß sehr Reich mit Brillianten besetzt wahr um den Halß und sagte glauben sie daß sie keinen treuern Freund uf Erden haben, wie mich, ich logire bei ihm.

nun muß ich dich bekannt machen, daß trotz allen widerstreben mich der könig den morgen wie wihr nach Engeland gingen zum Fürsten ernannte, mit dem nahmen Fürst Blücher von der Wahlstadt, meine Söhne sind graffen Blücher von Wahlstadt, daß Fürstentuhm erhallte ich in Schlesien, allwo ein kloster war, daß Wahlstadt heißt, nach meinem tode erhelst du uf lebenszeit eine Pension daß du als Fürstin leben kanst, daß ist nun alles waß ich dich iezt da ein Courir abgeht, Schreiben kann, waß hir nun weiter mit mich vorgeht, daß sollst du mit dem negsten Courir erfahren.

Tuhe mich die libe und Schreib an Fritze und Gebhard, Frantz iſt entweder in Berlin bei dich oder in Zihten, mach auch ihm da mit bekant, haſt du noch von unſere Sachen waß in Schleſien, ſo laß es da, den den Somer werden wir doch da leben, die vorſehung tuht vihll vor mich und ich genieße im vorauß die Freude euch alle die mich lib und wehrt ſind in glücklige verfaſſung nach meinen leben zu wiſſen. Dein bruder iſt bey mich und grüßt, er iſt Zeuge von allen dehm, waß mit mich vorgeht, daß volk trägt mich uf henden, ich darff mich nicht ſehen laſſen, ſo machen ſie ein geſchrey und ſind gleich 10 000 zuſammen, in mondirung darff ich gahr nicht erſcheinen, nun lebe wohl ich kan nicht mehr Schreiben, den ich bin völlig betäubt, unter 10 tagen kan ich hier nicht loß und dan gehe ich nach Holland und will ſo ballde möglich zu dich, lebenslang dein dich HErtzlich liebender

Blücher.

Blücher an Frau v. Bonin-Stargard. Potzdam den 28ten July 1814.

VerEhrungs würdige Freündin. Ihr güttiges woll wollendes Schreiben iſt mich von Parish nach London gefollgt u hat mein HErtz mit Freüde u dank erfüllt. es iſt mein Schönſter lohn wen ich den beyfall der jenigen erwerbe die ich libe und verEhre, bis hir hat mich nun der himell gehollffen, in Engelandt hat man mich Scharff mit genomen, aber ich muß die beweiſe der achtung ſo ich von dem Regenten u. der nation erhallten Führ eine der glückligſten begebenheitten meines lebens rechnen.

wider allen meinen widerſpruch hat man mich hir zum Fürſten Creirt, ich habe mich geben müſſen weill man behaupte, es müſſe dieſes der nation wegen geſchehen, die nation aber hat mich Ihren beyfall als Blücher zugeruffen, wenn ich daß hungrige HEhr deutſcher Fürſten vermehre, werde ich dadurch bey meinen zeit genoſſen gewinnen, nein gewiß nicht, aber waß ſoll ich machen. ſollte aber daß Fürſtentuhm nicht ſo beſchaffen ſein, daß ich den Standt angemeſſen leben kan, ſollte meine Frau nicht ſo geſetzſt werden, daß ſie als Fürſtin figeriren kann, ſo werde ich in öffentligen blättern den Fürſten titel wider ablegen, ich erwahrte hir den könig weil ich nicht Früer als mit ihm in Berlin erſcheinen will, ſo vill die Berliner mich auch zu ſetzen.

nichts sehnliger wünsche ich als sie gnedigste Frau u meine Pomerschen Freünde wider zu sehen, komen sie doch mit ihren liben man nach Berlin Ich werde nun bestendig den Somer uf dem lande u winter in Berlin wohnen, alle geschefte habe ich entsagt u will die wenigen tage die ich noch lebe, Führ mich u die meinigen leben, daß fridlige solldaten spihl hat keinen Reitz vor mich, u vor krig wird uns gott bewahren. Ihren HErn Sohn habe ich in Paris volkomen hergestellt verlassen, will er sich zu einer Civill Cariere entschlissen, so wird er guht Placirt werden, allein er schin mich unentschlüssig, ich werde aber doch mit Hardenberg sprechen. den zu einem untätigen leben Schickt er sich nicht u im militair sind so ville junge leütte ihm vor. EmPehlen sie mich Ihrer libens würdigen Familie u erhallten sie ihre gnade woll wollen u güte einem man der sie lebenslang verEhrt.

Kabinettsorder König Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk!" Paris, den 3. Juni 1814.

Beendigt ist der Kampf, zu dem Mein Volk mit Mir zu den Waffen griff! Glücklich beendigt, durch die Hilfe Gottes, durch Unserer Bundesgenossen treuen Beistand, — durch die Kraft, den Mut, die Ausdauer, die Entbehrung, die jeder, der Preuße sich nennt, in diesem schweren Kampfe bewiesen hat. Nehmt Meinen Dank dafür! Groß sind eure Anstrengungen, eure Opfer gewesen! Ich kenne und erkenne sie; und auch Gott, der über Uns waltet, hat sie erkannt! Errungen haben Wir, was Wir erringen wollten. Mit Ruhm gekrönt steht Preußen vor Mit- und Nachwelt da; — selbständig durch bewiesene Kraft, bewährt im Glück und Unglück. Allesamt, einer wie alle eiltet ihr zu den Waffen; im ganzen Volk nur ein Gefühl! So auch war der Kampf! Solchen Sinn, sprach Ich damals, lohnet Gott. Er wird ihn jetzt lohnen, durch den Frieden, den er Uns gab! Eine bessere Zeit wird wiederkehren, durch diesen Frieden! Nicht für Fremde wird der Landmann mehr säen; er wird ernten für sich! Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft wird wieder aufleben, Wohlstand allen Klassen wird sich wieder gründen, und in einer neuen Ordnung werden die Wunden heilen, die langes Leiden euch schlug.

Kabinettsorder König Friedrich Wilhelms III. „An mein Heer!“ Paris, den 3. Juni 1814.

Als Ich euch aufforderte, für das Vaterland zu kämpfen, hatte Ich das Vertrauen, ihr würdet zu siegen oder zu sterben verstehen.

Krieger! ihr habt Mein Vertrauen, des Vaterlands Erwartungen nicht getäuscht. Fünfzehn Hauptschlachten, beinahe tägliche Gefechte, viele mit Sturm genommene Städte, viele eroberte feste Plätze in Deutschland, Holland, Frankreich bezeichnen euren Weg von der Oder bis zur Seine, und keine Greultat hat ihn befleckt. Nehmt Meine Zufriedenheit und des Vaterlandes Dank. Ihr habt seine Unabhängigkeit erkämpft; seine Ehre bewährt; seinen Frieden begründet. Ihr seid des Namens würdig, den ihr führt! Mit Achtung sieht Europa auf euch; mit Ruhm gekrönt kehrt ihr aus diesem Kriege; mit Dank und Liebe wird das Vaterland euch empfangen.

Sechstes Kapitel.

Der Wiener Kongreß. September 1814 bis Juni 1815.

Gneisenau an Arndt. Eilsen, den 28. August 1814.

Gern würde ich mit nach Wien gehen, wenn ich hoffen dürfte, daß meine Stimme gehört würde. Aber ich würde dort so wenig durchdringen, als es in Paris geschehen ist. Ich würde von den fremden und selbst von den eigenen Diplomaten nicht gehört werden. Österreich ist gleichgültig gegen die deutschen Angelegenheiten und richtet seine Erwerbungspläne nur gegen Italien und sein Mißtrauen gegen Rußland. — Rußland trachtet ganz Polen zu vereinigen und als Nebenreich sich anzueignen, dabei aber Österreichs Vergrößerung zu verhindern, und die von Preußen etwa nur zu dulden. England sorgt nur für die Festigung des neuen niederländischen Staats und würde gern von Deutschland mehr abreißen, um die neue Schöpfung zu verstärken. Wer sollte sich noch um Deutschlands Wohl bekümmern, auf dessen abermalige Unterjochung die in Frankreich mit wenigen Ausnahmen immer noch herrschende Aristokratie der Verbrechen noch nicht verzichtet hat. Bei uns weiß Knesebeck seinen Ausgeburten den Anschein von Tiefsinn durch Systematisierung zu geben, und er trägt über mich den Sieg davon. Der Staatskanzler hört mich zwar an und scheint überzeugt von dem, was ich behaupte, aber nie habe ich erlebt, daß er meinen Ratschlägen gefolgt hätte. Was soll ich also dort machen!

So habe ich geraten, lieber halb Belgien Frankreich zu lassen, als den Elsaß. Man wollte davon nichts hören und entschuldigt sich mit England, und wirklich würde dieses gegen eine solche Vertauschung sich durchaus gesetzt haben. Das einzige ist mir gelungen, daß ich Mainz noch, vorderhand wenigstens, gerettet habe, denn noch war es durch die Bayern nicht besetzt, das ich verhinderte, indem ich das Glück hatte, zeitig von deren mit Metternich abgeredetem Vorhaben unter-

richtet zu werden und den Staatskanzler wiederholt zu warnen, obgleich er ungläubig und ärgerlich war. —

Die Notwendigkeit, Preußen bald, sogleich eine Konstitution zu geben, habe ich mündlich und schriftlich dargetan und dazu angetrieben. Sogar Motive, die nur der Staatskunst angehören, gebieten dies. Es gibt kein festeres Band, um die Einwohner der zu erwerbenden Länder an unsere älteren zu knüpfen, als eine gute Konstitution. Überdies müssen wir dadurch die Meinung in Deutschland für uns gewinnen. So etwas erwirbt uns den Primat über die Geister. Der dreifache Primat der Waffen, der Konstitution, der Wissenschaften ist es allein, der uns aufrecht zwischen den mächtigen Nachbarn erhalten kann. Von einem Montgelas, einem König von Württemberg und den andern rheinbündischen Regierungen darf man liberale Einrichtungen nicht erwarten; sie sind feindselig gegen uns gesinnt, wir müssen ihnen daher die Herzen ihrer meist neuen Untertanen dadurch abwendig machen, daß wir den unsrigen eine gute Verfassung und würdige Gesetze geben. Sie sehen, daß ich hier nur egoistische Gründe hiefür anführe und die edleren nicht erst erwähnen will.

Aus einem Briefe Hardenbergs an Gneisenau. Wien, den 12. November 1814.

Hier geht's den Schneckengang. Wir haben noch immer mit großen Hindernissen zu kämpfen. An Eifer, sie zu besiegen, fehlt's nicht und soll's weiter nicht fehlen. Die größten entstehen aus Osten. In der deutschen Verfassungssache sind Österreich, Preußen und Hannover so einig, daß auch noch nicht die geringste Verschiedenheit in ihren Meinungen und Abstimmungen herrschte. Bayern und besonders Württemberg bilden die auf Egoismus und Despotismus gegründete Opposition.

Aus Steins Tagebuch während des Wiener Kongresses, 1814—1815.

Den 14. November 1814. Fürst Metternich fordert durch ein offizielles Schreiben den Staatskanzler Hardenberg auf, von Rußland eine bestimmte Erklärung zu erhalten über die Grenzen, auf denen es bestehe, und über die Bürgschaft, die es gebe für die Er-

haltung der Ruhe in den österreichisch-polnischen Provinzen und für das übrige Europa, wenn es in seinem Teile eine Konstitution errichte. Das Schreiben enthält zugleich einen Tadel, daß Preußen nicht gemeinschaftliche Sprache führen wolle.

Den 6. Dezember 1814. Die Absicht des Kaisers Franz bei der Abfindung des Königs von Sachsen mit seinem alten Lande ergab sich am deutlichsten aus seiner Unterredung mit dem Herzog von Weimar. Dieser äußerte, er halte die Teilung von Sachsen für nachteilig in administrativer Hinsicht, und weil die Gärung in den Gemütern erhalten werde. „Das ist schon recht," antwortete er, „dann kommen die beiden Teile um so eher wieder zusammen." Er will also im Land seines Bundesgenossen einen Samen der Zwietracht und Gärung unterhalten, um ihm das blutig Errungene wieder zu entreißen.

Auch der Neid Hannovers gegen Preußen zeigte sich in dieser sächsischen Angelegenheit. Graf Münster haßte und beneidete Preußen von jeher, teils aus persönlichen Ursachen, teils wegen des feindseligen Benehmens Preußens gegen Hannover Anno 1806. — Während des Krieges 1813 fühlte Graf Münster die Unentbehrlichkeit von Preußen und äußerte ihm gute Gesinnungen, erwarb sich auch das Vertrauen vom Staatskanzler. In dieser sächsischen Angelegenheit zeigte er aber die größte Tätigkeit. Er befestigte die Engländer und Österreicher in dem Begehren einer Teilung von Sachsen; er äußerte an Oberst Miltitz, da ihm dieser die üblen Folgen einer Teilung für das Land darstellte: dieses sei gleichgültig, man werde, wenn Preußen nicht nachgebe, gegen die Besitznahme protestieren, eine Gelegenheit abwarten und einen Krieg anfangen, der mit dem Untergang Preußens endigen würde.

Hardenberg an Gneisenau. Wien, den 18. November 1814.

Wir sind noch in einer hochwichtigen kritischen Zeit begriffen, unser Werk ist noch keineswegs vollendet, die Arbeiter können noch nicht entlassen werden. Daher freut es mich mehr, als ich es ausdrücken kann, daß Sie in unserer Mitte bleiben und uns noch helfen wollen, die Hindernisse zu bekämpfen, die sich in Menge dem Guten entgegenstellen. Herrschsucht und Tücke im

Gewande der Menschenfreundlichkeit und edler liberaler Gesinnungen, Vorurteil, Schwäche und politische Furchtsamkeit, Leidenschaft und beschränkte Ansicht der Dinge, Despotismus und Egoismus — das sind die Übel, mit denen wir ringen. Ich verliere den Mut und die Hoffnung eines guten Erfolges nicht, aber ich führe ein mühevolles, elendes, freudenleeres Leben. Wenn wir uns wiedersehen, werden wir manches Wichtige über Gegenwart und Zukunft miteinander zu besprechen haben.

Aus einem Briefe Gneisenaus an Clausewitz. Berlin, den 12. Dezember 1814.

Die Arbeiten des Kongresses sind noch so ziemlich in ihrem Beginnen stehengeblieben und wenig vorgerückt. Über Sachsen ist man fast einig. Es wird uns, wenn auch nicht ganz, so doch seinem größten Teile nach zufallen. Dafür haben sich Österreich und England erklärt. Frankreich ist dem noch entgegen, und es sucht überhaupt Feindseligkeiten unter den Verbündeten zu erregen, wozu ohnedies Stoff genug vorhanden ist. Der gefährlichste Zunder ist Polen, dessen Besitz keiner dem anderen gönnt. Es scheint jedoch fast, als ob sich hierin bei den Anspruch machenden Mächten mehr Nachgiebigkeit zeige. Zuletzt ist dem Fürsten von Hardenberg die desfallsige Vermittlung zwischen Rußland und Österreich übertragen, ein ebenso dorniger als ehrenvoller Auftrag.

Ohne des argistigen Metternichs Ränke wären sicherlich die Ansprüche längst ausgeglichen. Er hat auf jede ersinnliche Weise den Kaiser Alexander gegen sich zu erbittern gestrebt und gegen uns die Meinung zu erregen gesucht. Übrigens ist das dortige gesellschaftliche Treiben des hohen Zwecks unwürdig, wegen dessen man sich versammelt hat. So wie bei dem Beitritt Österreichs zur Koalition wohltätig, so wirken hier entzweiend die H...., und es sind darüber hier die ärgerlichsten Anekdoten im Umlauf. Um Metternich seinerseits wieder zu ärgern, hat der Kaiser Alexander dessen Geliebte gezwungen, ihm zu entsagen und dessen Nebenbuhler, den Fürsten von Windisch-Grätz in ihre (letzte?) Gunst einzusetzen. Man wird an der Vorsehung irre, wenn man sieht, welcher Mittel und Personen sie sich bedient, um die Welt zu verwirren, zu versöhnen und zu retten.

In einer Konferenz den 19. Dezember mit dem Staatskanzler, Czartoryski und mir las der erstere eine rechtliche Ausführung über die sächsische Angelegenheit vor; er äußerte sich zugleich äußerst empfindlich über die Treulosigkeit Metternichs, und daß man sich nun gänzlich müsse in die Hände von Rußland werfen und eine Gelegenheit zum Krieg abwarten.

Diese ganze sächsische Angelegenheit war sehr verschoben. Sie war nunmehr mit der polnischen Frage verbunden.

Lord Castlereagh unterstützte das Betragen des österreichischen Kabinetts.

Metternichs Frivolität zeigte sich ohnerachtet der Krisis der großen Angelegenheiten unvermindert. Er beschäftigte sich mit Anordnung der Hoffeten, Tableaus usw. bis ins kleinste Detail, sah dem Tanz seiner Tochter zu, während Castlereagh und Humboldt zu einer Konferenz auf ihn warteten, legte den Damen, die bei den Tableaus erscheinen mußten, Rot auf. Metternich hat Verstand, Gewandtheit, Liebenswürdigkeit, es fehlt ihm an Tiefe, an Kenntnissen, an Arbeitsamkeit, an Wahrhaftigkeit. Er liebt Verwickelungen, weil sie ihn beschäftigen und es ihm an Kraft, Tiefe und Ernst fehlt zur Geschäftsbehandlung im großen und einfachen Stil. Er bringt auch oft durch seinen Leichtsinn, seine Geschäftsabneigung, seine Unwahrheit welche hervor, ohne es zu wollen. Er ist kalt und daher abgeneigt, die edleren Gefühle im Menschen anzusprechen. Daher kam es, daß dem österreichischen Heere alle Begeisterung fehlte, die allein zur Selbstaufopferung und zur Ausdauer im Unglück führt. Seine Fehler verhindern, daß er nicht den großen Einfluß, die feste Stellung gegen seinen Herrn und gegen das Publikum erlangt hat und behauptet, den er brauchen würde, um die Schwäche, das Vorurteil des ersteren unschädlich zu machen, die mannigfaltigen geheimen Einwirkungen zu vernichten, und um das letztere kräftig zu beherrschen. Er muß mit dem einen und dem andern unterhandeln und Mittelwege einschlagen, die äußerst verderblich sind.

Den 31. Dezember war abermals eine Konferenz zwischen dem Staatskanzler, Humboldt, Czartoryski, Capodistria und mir, worin man übereinkam, man wolle den 2. Januar in der nächsten

Hauptkonferenz erklären, wie man bereit sei, Talleyrand zuzulassen, wenn man sich unter den vier Alliierten näher vereinigt habe über den Wiederherstellungsplan.

Die Österreicher zogen unterdessen in Böhmen eine Armee zusammen; sie sollte von Wrede befehligt werden, der mit seinen Bayern dazu stoßen würde. Eine Armee soll sich bei Tetschen aufstellen, und eine Armee von Franzosen soll vom Rhein her an die Elbe vorgehen.

Es sollte also Deutschland von neuem einem bürgerlichen und französischen Krieg preisgegeben werden wegen des Interesses eines Anhängers von Napoleon und über die Frage, ob es besser sei, ihn auf das linke Rheinufer zu versetzen oder Sachsen zu zerreißen und ihm dort ein Fragment zuzuweisen. Welche Verblendung!

Den 4. Januar 1815. Da Castlereagh und Metternich fortfuhren, auf der Zuziehung von Frankreich zu bestehen, und das Gegenprojekt bis dahin einzureichen ablehnten, auch der erstere sich sehr günstig in der Sache äußerte für Preußen, daß er die Entscheidung über den von Sachsen an Preußen zu gebenden Anteil nicht dem König von Sachsen überlassen, sondern jenes unterstützen werde, wenn dieser der Billigkeit nicht Gehör gebe, so beschloß man, in die Zulassung Frankreichs einzuwilligen, wenn Castlereagh jene Erklärung förmlich und verbindlich zu Protokoll geben werde; wozu er sich verstand in der Unterredung mit dem Staatskanzler.

Den 12. Januar übergab Preußen die nähere Entwickelung seines Projektes wegen seiner Wiederherstellung und forderte eine Vergrößerung von 600 000 Seelen gegen seinen Zustand Anno 1805. Herr v. Humboldt hatte 20. bis 27. Januar seinen Entwurf einer Bundesverfassung umgearbeitet und dem Staatskanzler übergeben, der ihn Graf Münster mitteilte, welcher ihn durchzugehen beschäftigt ist.

Aus dem Tagebuche Karls v. Nostitz während der Zeit des Wiener Kongresses.

Wien, Dezember 1814.

Gern entziehen sich die Fürsten der beengenden Etikette und suchen, ohne äußeren Prunk, auf Promenaden und in kleinen Zirkeln eine Unterhaltung, welche die Hoffeste jetzt selten geben. — — Überhaupt

haben seit dem letzten Karussell die großen Hoffeste aufgehört, und es werden jetzt nur die Monarchen bei kleinen Gelegenheiten versammelt, welchen man durch Konzerte, Tableaus und dramatisch dargestellte Romanzen von Herren und Damen aus der Gesellschaft einen feineren Reiz zu geben sucht. — — Dringt man von der geglätteten, trügerischen Oberfläche in den Sinn ein, den das erhabene Schauspiel der großen Fürstenversammlung bieten soll, so trifft man auf heillose Ränke, wo man Offenheit, auf Neid, wo man Vertrauen, auf Kleinlichkeit, wo man Liberalität erwarten sollte. Scheint man doch kaum noch zu wissen, warum die Monarchen hier versammelt sind. Die Wiederherstellung des royalistischen Prinzips nennen die einen und die daraus folgende Wiedereinsetzung der unrechtmäßig verdrängten Herren in ihre Länder. — — Über Deutschland und seine zukünftige Föderativverfassung ist noch nichts, auch gar noch nichts zustande gekommen.

Ende 1814.

Den 27. Dezember ist der K. v. W. abgereist und hat Tausende von Dukaten an Küche, Stall und Keller geschenkt; auch die Dosen sind reich von außen und meistens voll von innen. Tun es die andern Fürsten nur halb nach, so endigt der Kongreß wie die großen Spielpartien, wo zuletzt die Dienerschaft allein (das Kartengeld) gewinnt. Dazu gehören denn auch wohl die französischen Tänzer und Tänzerinnen, unter denen Demoiselle Bigottini als Nina und Demoiselle Aimé die vorzüglichsten waren. Sie sind nun fort; erstere hat 40 000 Gulden Wiener Währung mitgenommen und ein Kind, zu dem sich Franz Palfy bekennt, der dem Balg 100 000 Gulden Wiener Währung, der Mutter aber 6000 Francs jährlich versichert.

Januar 1815.

Der Tanz ist langweilig und verändert, wie ganz Wien. Sonst schwebte alles im Taumel des Walzers bunt durcheinander, und man erholte sich nur an Quadrillen und Ekossaisen; jetzt fast nichts als Polonäsen, die von alten Damen mit den großen Herren durch die Reihen der Zimmer abgetanzt werden.

Auf dem Theater hat die Pantomime ihre Meisterin in der Bigottini hier gehabt: der höchste Stil im Ausdruck der Leidenschaft,

die edelſte Haltung und zugleich der gefühlvollſte Ausdruck. „Nina“ iſt ihr Triumph. Reinoldy bleibt der vortrefflichſte Pantomimiker im Komiſchen, z. B. im „Blöden Ritter“.

16. Januar 1815.

In der Entfernung glaubt man wohl, hier ſei alles ſinnig und bedeutend; jeder Tag gebe neue Beobachtungen, jeder Zirkel, jedes Geſpräch neues Licht. Mitnichten; denn einmal ſieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht, und dann ſind wieder Wald und Bäume fort. Der liebe Kongreß! Man weiß ja kaum, ob er angefangen hat. In Leipzig wird wenigſtens jede Meſſe eingeläutet; auch das nicht. Wird der Kongreß aber ausgeklingelt werden? Nun, das auch nicht! —

23. Januar 1815.

Das Unbeachtetſte in Wien ſind die Fürſten, weil man ſo ſehr an ihren Anblick gewöhnt iſt.

24. Januar 1815.

Unter die Zerſtreuungen, die es hier gibt, gehörte auch das Seelenamt, welches man am 22. Jahrestage der Guillotinierung Ludwigs XVI. hier gehalten hat. Talleyrand hatte es in der St. Stephanskirche bereiten laſſen, und es war wie eine ſchlechte Theaterdekoration anzuſehen. Talleyrand war gewiß ſtolz, dieſen Tag mit geretteter Ehre begehen zu können, und ich glaube, er gab das Feſt mehr ſich ſelber.

8. Februar 1815.

Während der große Gang der Unterhandlungen ſich langſam ab- und verwindet, ſchreien die kleinen Fürſten wie die Raben am Bach, und es iſt kein Unſinn auszudenken, den ihre Noten nicht enthalten. Alle wollen haben, und nicht bloß, was ſie hatten, wenn man z. B. auf die Grundlage des Weſtfäliſchen Friedens wollte zurückkommen, nein, auch damit ſpeiſt man die Hungrigen nicht ab. So hatte ich mit dem vierundſechzigſten Reuß, einem jungen Menſchen von viel Tiefe und praktiſcher Brauchbarkeit, eine Erörterung über die Entſchädigung der Fürſten und über ihre zukünftigen Rechte. Er proteſtierte gleich gegen den Weſtfäliſchen Frieden und wollte

kaum die Goldene Bulle ſtatuieren: es waren alles Eingriffe in der Fürſten Rechte. So ſprechen die Klügſten, was ſoll man nun mit den Menſchen anfangen?

Neulich haben ſie gegen alle Lehnsverpflichtung von ihrer Seite an die größeren Souverains geſprochen, haben aber die ſtatuiert, ja heiß verfochten, welche die Untertanen gegen ſie haben müßten.

Aus einem Briefe S. P. Martins (Mitarbeiters von Gruner) an ſeine Angehörigen. Düſſeldorf, den 20. Januar 1815.

An dem Horizonte des öffentlichen Lebens ſieht es recht verworren und langweilig aus, und dies hat Einfluß auf jedes individuelle und Privatverhältnis. Was für eine Geſtaltung jetzt hervortreten wird, das liegt noch im Dunkel der Zukunft verborgen. Allein das iſt mir klar, daß das, was ſie jetzt in Wien machen, nur ein Gebäude für einige Jahre ſein wird, das dann neue Stürme niederreißen und Neues hervorbringen werden. Man hat den Geiſt der Zeit gar zu ſehr verkannt. Es war ſchon vor einiger Zeit nahe daran, daß der Krieg ausbrach. Das geſchehe nun, wann es wolle, ſo bin ich entſchloſſen, noch einen Gang mitzumachen.

Wie ſieht es denn in unſerm Heſſen aus? — Ich habe jetzt mehreres über die dort zu errichtende landſtändiſche Verfaſſung geleſen. Wahrlich ein Zeichen der Zeit und ein Beweis der Macht der öffentlichen Meinung, welche denſelben Fürſten, der vor 12 bis 15 Jahren den Gebrauch der Worte Menſchenrechte, Freiheit uſw. mit Ketten und Kaſtell belegte, zwingt, jetzt ſelbſt auf eine konſtitutionelle Verfaſſung Bedacht zu nehmen.

Aus Steins Tagebuch während des Wiener Kongreſſes, 1814—1815.

Lord Wellington kam den 3. Februar an. — — Schwarzenberg und durch ihn der Kaiſer Franz wurden beunruhigt über den Marſch der Preußen vom Niederrhein nach der Elbe; ſie hielten dieſes für eine kriegeriſche Maßregel, worüber ſie aber Kaiſer Alexander und der König beruhigten.

Die Unterhandlungen begannen nun zwiſchen Caſtlereagh und dem Staatskanzler. Der Hauptgegenſtand, um den ſie ſich drehten, war Leipzig. Die Engländer waren abgeneigt mitzuwirken, daß

Preußen es behalte; der Kaiser, um die Sache zu erleichtern, äußerte, Thorn überlassen zu wollen. — — Endlich nach vielem Hin- und Herhandeln kam dann das Schlußprojekt zustande. Die Konferenzen begannen von neuem den 11. Februar.

Capodistria hatte dem Kaiser am 9. Februar ein Memoire über die deutschen Angelegenheiten mitgeteilt und darin auf die Wiederherstellung der Kaiserwürde für das Haus Österreich angetragen. Der Kaiser frug ihn, was ich darüber denke. Capodistria antwortete ihm, meine Meinung sei beifällig, ich glaube, man müsse aber mit Preußen sich vereinigen, und der Kaiser gab ihm auf, dieses zu versuchen. Hardenberg äußerte in seiner Unterredung (11. Februar) seine Abneigung und gründete sie auf die Geistlosigkeit der österreichischen Dynastie und Regierung.

Aus einem Briefe Clausewitz' an Gneisenau. Solingen, den 9. Februar 1815.

Von dem Wiener Kongreß verstehe ich mit jedem Tage weniger, nur das wird mir immer klarer, daß man in Paris den rechten Zeitpunkt gegen Österreich versäumt hat, und daß man ein Tor gewesen ist, ein einziges Stück des eroberten Landes herauszugeben, ehe der Wiener Kongreß beendigt war. Ich meine hauptsächlich die Niederlande. Wenn Preußen nicht ganz Sachsen bis Thüringen hin bekommt und über Erfurt und Fulda des Adlers linke Klaue bei Mainz den Rhein kräftig festhält, so fehlt dem Gebäude seine südliche Mauer, und der Pavillon, der bis Luxemburg hinläuft, mag zur Belustigung bei gutem Wetter dienen; Sturm und Regen aber werden ihn bald niederwerfen. Hätte man Mainz und befestigte alle Städte ohne Unterschied von Mainz bis Wesel, so hätte man gegen Frankreich eine sehr starke Kurtine, und Luxemburg mit dem Lande zwischen der Mosel und Maas wäre ein Außenwerk! Aber jetzt sind das wohl nur fromme Wünsche.

Hardenberg an Gneisenau. Wien, den 10. Februar 1815.

Meine Lage war sehr schwierig, besonders auch in Beziehung auf den Umstand, dessen Sie erwähnen, darüber ich Ihnen mündlich einmal mehr sagen werde. Jetzt sind wir gottlob mit vielen

wichtigen Gegenständen im reinen, und wenn nicht alles dem Ideal entspricht, so wird doch sowohl der Kongreß im ganzen als insbesondere Preußens Schicksal einen ganz guten Ausgang gewinnen und uns eine ruhige Zeit von mehreren Jahren bevorstehen.

An der festen und selbst drohenden Sprache, die Sie haben wollten, hat es unsererseits nicht gefehlt. Sonst wären wir nicht da, wo wir uns befinden. Metternich hat dagegen die Alternative nie ausgesprochen, die Sie meinen; überhaupt werden Sie einst, wenn ich Muße habe, Ihnen alle Umstände darzustellen, über manches anders urteilen.

Sachsen bekommen wir freilich nicht ganz. König Friedrich August erhält Dresden und Leipzig zurück, aber uns bleibt die größere Hälfte des Flächeninhalts mit dem, was uns militärisch nötig ist, und den beträchtlicheren Nutzbarkeiten. Die sächsischen Herzöge kommen zu unserm Militärsystem, sowie alle kleineren norddeutschen Fürsten, ein paar ausgenommen, die an Hannover angeschlossen werden. Auf dieses, auf Hessen, auf Holland und Belgien können wir nach dem gemeinsamen Interesse immer rechnen, sowie auf England. Auf beiden Ufern des Rheins bildet sich mit Zuschlagung der kleineren mediatisierten Fürsten, die uns, mit billig ihnen zu lassenden Vorrechten, ganz angehören werden, ein neuer preußischer Staat, den Sie, mein Freund, unter Ihrer Obhut haben werden, welcher an Größe der ganzen preußischen Monarchie ungefähr gleichkommen wird, wie sie Friedrich der Große vor der Teilung von Polen besaß, an innerem Wert aber diese sehr übertreffen dürfte. Der übrige größere Staatskörper wird, abgesehen davon, in einer Rundung gegen 8 Millionen Menschen haben. Von Polen erhalten wir 820 Tausend Seelen mit Thorn. Ich verweise Sie auf einen Artikel, den Sie in den nächsten Zeitungen finden werden, und den ich unter „Wien" einrücken lasse, da noch nichts Offizielles publiziert werden kann. Ganz Sachsen könnten wir ohne Krieg oder doch ohne Widerspruch der größeren Mächte Europas, Rußland ausgenommen, nicht erlangen, und dieser hätte uns in die Notwendigkeit gesetzt, bewaffnet zu bleiben, in die Unmöglichkeit, die tiefen Wunden zu heilen, die uns geschlagen sind, in die Ungewißheit, was am Ende uns geblieben wäre. Dagegen erlangen wir für das,

was uns jetzt zugestanden ist, die Garantie aller Mächte, Frankreich nicht ausgenommen, und die Aussicht auf Einigkeit, Ruhe und Frieden.

Die Beistimmung oder Nichtbeistimmung des Königs von Sachsen kann nichts ändern.

In Absicht auf den Preßzwang denkt niemand übereinstimmender mit Ihnen als ich. Ich habe daher schon mehrere mildernde Verfügungen erlassen und werde suchen, dem Übel abzuhelfen durch ein passendes Edikt, sobald ich zurück sein werde.

Von einer Absicht, uns Provinzen mit der Verpflichtung zuzuweisen, eine eigentümliche Verfassung zu lassen, ist mir gar nichts bekannt. Ich würde sie auch nie eingehen. Aber daran lasse ich schon arbeiten, daß alle preußischen Provinzen nicht ohne Verfassung bleiben. Wir haben das Prinzip für alle hier hauptsächlich gegründet und verfochten. Mögen einige — hier und da — sehr übereilt und nicht aus den lautersten Absichten uns vorlaufen, wir wollen schon nachkommen und das möglichst Beste zu erreichen streben.

Nun wird die Konstitution des Deutschen Bundes wieder vorgenommen und hoffentlich auch bald beendigt werden; dabei werde ich sorgfältig auf eine gute Militärverfassung halten. Ehrenbreitstein wird zwar Bundesfestung, bleibt uns aber.

Aus einem Briefe Niebuhrs an Gneisenau. (Ohne Datum.) [Februar 1815.]

Verleihe uns Gott am liebsten jetzt einen friedlich erwünschten Ausgang — ein schlechter zahmer ist gewiß der allerschlimmste. Erlangen wir aber Friede, so gebe uns Gott Weisheit und Willen, ihn für die auf jeden Fall nahe Zeit der Tätigkeit eines Streits zu benutzen. Dazu bedarf es einstimmiger Zusammenwirkung; was meine Kräfte vermögen, biete ich eifrig und willig und ohne einen Nebengedanken dar. Es steht in der Macht des Staatskanzlers, bei der Stimmung, auf die er rechnen kann, alles für seine Pflicht und unendlich viel für seinen Ruhm zu tun. Er muß nur Glauben fassen, wo er am rechten Ort ist, und Vertrauen, daß der Vaterlandsfreund ihn unterstützen wird, wenn er das Rechte fördert; dann einsehen, daß das wahrhaft Gute nur von reinen Händen und warmen Herzen geschafft werden kann.

Blücher an Gneisenau. Berlin, den 17. Februar 1815.

Vertrauungsvoll zu E. Excellenz Freundschaft überschick ich ihn abschriftlich daßienige was ich heutt am König einreiche.

Ehre und Freude macht es mich an den vollendeten Krieg antheill zu haben, die gröste zu Frieden heit aber besteht darin, an den abgeschlossenen Frieden nicht Theill zu haben.

Beilage.

Da nunmehr der Friede völlig abgeschlossen ist, so hoffe und wünsche ich daß E. K. M. keine Fernere Fehde zu bestehen haben. meine Jahre sind so angewachsen, daß ich mich zu eine Campagne nicht mehr tauglich halte so muß ich den schon lange gefaßten ent Schluß nuhr so lange zu dienen als mein Bewußtsein mich sagt, daß ich alle meine Obliegenheiten erfüllen kann auß führen, bitte dieser halb aller unterthänigst um meine entlassung.

Gneisenau an Clausewitz. Berlin, den 18. Februar 1815.

Die neue Auflage der gestrigen Zeitung wird nun bereits in Ihren Händen sein, mein teurer Freund, und in ihr ist die neue Abmarkung der preußischen Monarchie enthalten. Zu unserm westlichen Schutz fehlen uns die linke Bastion und das Außenwerk, das ist freilich traurig. Aber, nach dem, was mir Hardenberg schreibt, wäre ein mehreres, ohne die Alternative des Kriegs, nicht zu erhalten gewesen. Zum Teil waren die Sachen in Paris schon versäumt; zum Teil ward in Wien manches vielleicht versehen. Die Unterstützung des Kaisers Alexander mag uns zuletzt, wie es scheint, gefehlt haben. Der König unterstützte seinerseits hinwiederum nicht seinen Staatskanzler. So war noch zuletzt von Castlereagh eine Unterredung mit dem König in betreff Leipzigs begehrt worden; dieser nahm sich dabei sehr heftig, sagte Castlereagh harte Dinge und endigte damit, auf Leipzig zu verzichten, weil er keinen Krieg darum anfangen wolle. Auf diese Weise wurde dem Staatskanzler natürlicherweise sehr schwer gemacht, mit den fremden Ministern zu unterhandeln, die da immer wußten, an wen sie sich in letzter Instanz zu wenden hatten, wenn Hardenberg nicht bewilligen wollte. Und dann steht noch zu untersuchen, welchen Einfluß Knesebeck durch seine anti-

russische Gesinnung und durch seine Ängstlichkeit geübt habe: die erstere konnte den Kaiser Alexander gegen uns erkälten und mißtrauisch machen, die letztere des Königs Unentschlossenheit steigern. Der neue Bestand der Monarchie wird etwa 11 Millionen Einwohner sein, der Staatskanzler will solchen noch höher anschlagen. Gegen Friedrichs Erbteil ist die neue Monarchie, verglichen mit jener, immer zu einer schönen Unabhängigkeit angewachsen, gegen den Bestand derselben nach dem Tilsiter Frieden ist der Zuwachs ungeheuer. Also wollen wir uns beruhigen und das andere zu einem neuen Akt aufsparen. Ich hatte einen etwas sehr kühnen Rat gegeben, wenn der Widerstand der anderen Mächte allzu offen und feindselig sich zeigen sollte, nämlich Frankreich den Bürgerkrieg einzuimpfen, und zwar auf eine nicht zu verfehlende Weise dadurch, daß man Napoleon wieder auf die Bühne riefe, ihn selbst unterstützte, Frankreich dadurch nach außen untätig mache, Bayern von der Rheinseite her angriffe, sowie zugleich Österreich auf seinen nördlichen Grenzen im Verein mit den Russen, Bayern in Gemeinschaft mit Württemberg und Baden vernichte, in Italien das Feuer des Aufruhrs nähre und so in wenigen Feldzügen Österreich sein Italien, Galizien und Mähren abnehme, Bamberg, Würzburg, Ansbach und Bayreuth für uns erwerbe; die übrige Beute, ausschließlich Altbayern, unter Württemberg und Baden verteile und in Frankreich den bürgerlichen Krieg stets nähre. Dieser Entwurf könnte immerhin später noch in Ausführung gebracht werden, wenn man den Mut hätte, ihn in Ausführung zu bringen und das Mittel nicht zu scheuen, das freilich mit Behutsamkeit gehandhabt werden muß. Wer weiß, ob bei einigem Glück man es nicht dahin bringen könnte, zwei Reiche in Frankreich zu gründen, ein bourbonisches und ein napoleonisches, im steten Kampf miteinander begriffen. Das wäre freilich das höchste.

Aus einem Briefe Wilhelms an Karoline v. Humboldt. Wien, den 23. Februar 1815.

Zu den Amüsements der großen Welt hier gehört auch eine Wette, die neulich der Kaiser Alexander mit Flore Wrbna gemacht hat, wer sich würde am schnellsten ganz und gar anziehen können. Sie sind abends beide im Negligé zur Zichy gekommen und haben

sich nun in den größten Hofstaat gesetzt. Flore hat gewonnen. Sie hat sich in $1^1/_2$, der Kaiser in $2^1/_2$ Minuten angezogen. Wie er wieder in den Salon getreten ist, hat er alle übrigen anwesenden Damen auch völlig angezogen gefunden, und zwar in einer Art Maskerade in alten Hoftrachten. Wie das alles geistreich und amüsant ist!

Aus Steins Tagebuch während des Wiener Kongresses, 1814—1815.

Den 17. Februar unterredete ich mich mit dem Kaiser über die Notwendigkeit, die kaiserliche Würde wiederherzustellen. Ich stellte ihm alles vor, und er sah es lebhaft ein, äußerte, erst der Zustimmung des Königs von Preußen gewiß sein zu wollen. Ich bemerkte, daß der Staatskanzler mir nicht geneigt scheine, daß aber General Knesebeck ganz mir beigestimmt habe.

Den 24. Februar gab mir Fürst Hardenberg die Humboldtsche Widerlegung eines Aufsatzes wegen der Kaiserwürde zu lesen und äußerte, er könne als preußischer Minister unmöglich in diese Vermehrung der österreichischen Macht einwilligen; diese habe ohnehin eine Tendenz, sich mit Bayern und Frankreich gegen Rußland, Preußen und England zu verbinden, seine Macht werde dadurch nur noch vermehrt; Hannover werde gleichfalls nicht einwilligen; er werde in Berlin alles gegen sich empören, wenn er einen solchen Einfluß Österreich einräume.

Den 24. Februar. Meine Unterredung mit Lord Wellington begann mit seiner Äußerung, daß es nötig sei, die deutschen Angelegenheiten zu ordnen. Da Deutschland keine Einheit habe, so müsse diesen Mangel die Einigkeit zwischen Preußen und Österreich und die Beschaffenheit der öffentlichen Meinung ersetzen. Deutschland sei hauptsächlich nur durch Sprache und Sitte gebunden, es sei in sich durch Religion, selbst durch politisches Interesse geteilt. Die föderative Institution, so man beabsichtige, müsse durch beide Mächte und die öffentliche Meinung aufrechtgehalten werden. Diese habe sich deutlich ausgesprochen für die gesetzliche Verfassung.

Ich antwortete ihm: Ich halte die deutsche Angelegenheit in ihrer gegenwärtigen Lage für verschoben. Sie sei dahin gebracht durch das System, so die Österreicher anfangs gehabt, Deutschland in viele

Teile zerstückeln zu lassen; alsdann seien durch eine Menge teils verderblicher, teils hinderlicher Friedensschlüsse die Resultate des Rheinbundes sanktioniert worden. Gegenwärtig habe man einen Plan der Föderation gemacht, der nicht gehen könne, da fünf dirigierende und divergierende Höfe sich nach verschiedenen Verhältnissen in den Einfluß teilten; es wäre vielleicht möglich, diesem Übel durch die Bestellung eines Bundesoberhauptes abzuhelfen, da eigentlich das wahre politische Interesse Preußens und Österreichs nicht in Widerspruch stehe.

Lord Wellington bemerkte, es sei nötig, auf das linke Rheinufer eine größere schlagfertige Macht zu setzen statt mehrerer kleinen, die von Frankreich leicht erschreckt und umgeworfen werden könnten, und ob ich nicht glaube, daß, wenn Österreich Salzburg besitze, es bei seiner Übermacht Bayern fest in seinem Interesse halten könne.

Ich antwortete, die Aufstellung einer größeren Macht auf dem linken Rheinufer sei nur insofern nützlich, als man sich auf deren Treue verlassen könne, was der Fall mit Bayern nicht sei. Durch die Linie von Bundesfestungen und durch die Aufstellung von Preußen und Belgien sei Deutschland gegen einen ersten Anfall von Frankreich hinlänglich gesichert. Österreich habe sich jetzt sehr schwach gegen Bayern bewiesen, ungeachtet seiner Übermacht, und bei seiner moralischen Schwäche müsse man suchen, ihm alle Verwickelungen, in die es durch Bayern und Frankreich kommen könne, möglichst zu vermeiden.

Die Nachricht von der Unternehmung Napoleons (7. März) hatte allgemeine Besorgnis verbreitet und die Parteien sehr genähert. Sie war Lord Wellington zugekommen.

Den 11. März. Die Nachricht von Bonapartes Landen in der Nähe von Grasse, Departement du Var, beunruhigte nicht wenig.

Den 14. erschien die Ächtung Napoleons, die ich bereits den 8. zu erlassen dringend empfohlen hatte. Ein sonderbarer Wechsel der Dinge. Er, der mich am 15. Dezember 1808 ächtete, wird gegenwärtig in einen ähnlichen und weit schlimmeren Rechtszustand durch einen Beschluß der großen europäischen Mächte gesetzt.

Den 27. März ward ein Alliancetraktat zwischen Österreich, Rußland, England und Preußen unterzeichnet, wodurch man sich verband, mit wenigstens 450000 Mann gegen Bonaparte und für

die Aufrechterhaltung des Pariser Traktats vom 30. Mai 1814 zu kämpfen.

Ende April. Es kam endlich auch dahin, daß alle Umtauschungen in Deutschland, welche die einzelnen Territorien würden zerrüttet haben, bis nach dem Kriege ausgesetzt blieben, daß Preußen in den Besitz von dem ihm zustehenden Anteil Landes auf dem linken Rheinufer gesetzt würde, Österreich den übrigen Teil nimmt, und daß das Abkommen mit Bayern nach dem Krieg unter günstigeren Umständen wird getroffen werden können.

Aus einem Briefe Wilhelms an Karoline v. Humboldt. Wien, den 14. März 1815.

Man lebt hier in einer wunderbaren Erwartung der Begebenheiten. Die öffentliche Erklärung, die ich hier schicke, damit Du sie eigen habest, ist bis jetzt die einzige große Geburt des Kongresses über die Sache. Der Grund ist von Gentz, hernach korrigiert von allen Menschen und gestern abend zuletzt in einer vierstündigen Konferenz von 20 Personen, mit denen es schwer ist, etwas Ordentliches zu machen. In der ersten Ausgabe stand eine Stelle, daß jeder, dem er aufstoße, ihn vertilgen (exterminer) könne. Dies hatte dem Kaiser Franz zu arg geschienen, und er hatte gesetzt: Jeder, der seiner Regierung, den Gesetzen usw. anhängt, soll ihn vertilgen können. Die Engländer haben gefunden, daß so ein Privatvergnügen des Ermordens auch eines Tyrannen dennoch zu arg sei, und so ist die ganze Stelle weggeblieben, die mir eigentlich allein das Ganze lieb machte.

Achtdekret der verbündeten Mächte gegen Napoleon. Wien, den 13. März 1815.

Vorgestern ist allhier in französischer und deutscher Sprache nachstehende Deklaration erschienen:

„Die Mächte, die den Traktat von Paris unterzeichnet, den Kongreß zu Wien versammelt, haben die Entweichung Napoleon Bonapartes und seinen Eintritt mit bewaffneter Hand in Frankreich vernommen und sind es ihrer eigenen Würde und dem Interesse der gesellschaftlichen Ordnung schuldig, die Empfindungen, welche diese Begebenheit in ihnen erweckt hat, in einer feierlichen Erklärung

an den Tag zu legen. Bonaparte hat, indem er den Vertrag brach, der ihm die Insel Elba zum Wohnorte anwies, den einzigen Rechtstitel vernichtet, an welchen seine Existenz geknüpft war. Indem er den französischen Boden mit dem Vorsatz, Unruhe und Zerrüttungen herbeizuführen, betrat, hat er sich selbst alles gesetzlichen Schutzes beraubt und im Angesicht der Welt ausgesprochen, daß mit ihm weder Friede noch Waffenstillstand bestehen kann. Die Mächte erklären daher, daß Napoleon Bonaparte sich von den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeschlossen und als Feind und Störer der Ruhe der Welt den öffentlichen Strafgerichten preisgegeben hat. Sie erklären zu gleicher Zeit, daß sie, fest entschlossen, den Pariser Traktat vom 30. Mai 1814 und die durch diesen Traktat angeordneten, sowie die zur Vervollständigung und Befestigung desselben von ihnen beschlossenen und noch ferner zu beschließenden Verfügungen unwandelbar aufrechtzuhalten, alle ihre Mittel und Kräfte dazu verwenden und ihre vereinten Anstrengungen dahin richten werden, daß der allgemeine Friede, das Ziel der Wünsche des gesamten Europa und der beständige Zweck ihrer Arbeiten, nicht von neuem gestört, vielmehr gegen jeden frevelhaften Versuch, die Völker noch einmal in die Unordnungen und Leiden der Revolution zu stürzen, geschützt werde. Und obgleich innig überzeugt, daß Frankreich, um seinen rechtmäßigen Beherrscher versammelt, dieses letzte Wagestück eines strafbaren und ohnmächtigen Wahnsinns in kurzer Zeit in sein Nichts zurückweisen wird, so erklären doch die sämtlichen Souverains von Europa, von gleichen Gesinnungen beseelt und von gleichen Grundsätzen geleitet, daß, wenn gegen alle Erwartung aus dieser Begebenheit irgendeine wirkliche Gefahr erwachsen sollte, sie bereit sein werden, dem Könige von Frankreich und der französischen Nation, sowie jeder anderen bedrohten Regierung, auf das erste Begehren alle nötige Hilfe zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe zu leisten, und gegen diejenigen, welche sie zu stören versuchen möchten, gemeinschaftliche Maßregeln zu ergreifen."

Siebentes Kapitel.

Die Hundert Tage. Der zweite Pariser Friede. März bis Oktober 1815.

Aus Aufsätzen des „Rheinischen Merkur" über Napoleon in Frankreich 1815, März.

Als die Wächter geschlafen haben und die Herren um den Mantel stritten und würfelten, hat der böse Geist, den man sorglos sich selber zur Bewahrung übergeben, den Stein von seiner Höhle weggerückt und ist in den Var [französisches Departement der Provence] entronnen.

Da für den, der Millionen zum Untergang gebracht, kein rächendes Eisen sich finden wollte, ja als die vier Boten der vier Verbündeten ihn mit eigner Lebensgefahr durch das wütende Volk zur Insel führten, da mußte in die Verzweiflung seines Herzens der Gedanke tröstend kommen, er sei als Werkzeug künftiger Verhängnisse aufgespart und werde einst wiederkehren, um die Schickungen zu erfüllen. Auf Jahresfrist hat er die Diener der Kaiserin vertröstet, als diese ihm mitzuziehen antragen lassen, und er hat die anberaumte Frist pünktlich eingehalten.

Klüglich genug hat er sich benommen, erst den Irren, Geistesabwesenden gespielt, dann die Engländer mit ihrer Eitelkeit gekirrt und sicher gemacht, sofort den Menschenscheuen aushängend, seine Pläne im geheimen angesponnen, seine Getreuen vor sich hergesendet und dann sich wieder auf das feste Land geschwungen, seine Insel mit dem Leben setzend an sein altes Reich. So ist ihm vorerst gelungen, das versammelte Europa zu überlisten und zu narren.

Gut hat er die Zeit gewählt, als die Engländer, um Deutschland seine Küsten abzudrängen, um Cattaro und viel anderer Anmaßungen willen, den Frieden auf das Spiel gesetzt und die Lösung des europäischen Bundes nicht ferne schien; als Wellington nach Wien eilte,

um das letzte Wort zu überbringen; als Zwist und Hader die Friedensmächte entzweit und erbittert hatten; da hat er sich eingeschifft.

Auch den Ort hat er sich auszusuchen wohl verstanden; an der Grenze Frankreichs und Italiens kann er hoffen, daß ihm die Schwierigkeit der italienischen Völkerschaften, die geheim versteckte Wut der Genueser, alte Verbindungen in Savoyen und Piemont förderlich sein werden, er kann allenfalls Murats anrückendes Heer erwarten, der über des Papstes Land, den man so lange ängstigen lassen, und über Toskana, wenn ihn das Glück begünstigt, zu ihm heraufziehen kann. Er kann sich gleicherweise in Verbindung setzen mit der Schweiz, wenn seine Brüder allenfalls etwas für ihn angezettelt haben. Westlich und nördlich liegt Frankreich vor ihm offen, und ist auch das Volk ihm abgeneigt, dann kann er nicht ohne Grund auf die Soldaten zählen.

Kriegsvorräte aller Art, ja eine Flotte, womit er monatelang das mittelländische Meer beherrschte, wären ihm zugefallen, wenn es ihm gelänge, sich von Toulon und Marseille Meister zu machen; falls aber sein Unternehmen zu zweifelhaftem Ausgang neigte, bieten die Alpen ihm Schutz und Zuflucht dar, und die Möglichkeit, den Krieg in die Länge hinauszuspielen.

So hat er sich wieder in die Geschichte eingedrungen; wird er ein Bote des Zornes für die Völker oder seines eigenen Gerichtes sein, wird sein Unternehmen zum Abenteuer oder zum Weltereignis werden? Sollen wir noch einmal eine völlige Umkehr der Dinge sehen; sollen diejenigen, die vor ihm gekrochen, dann den Bourbonen zugejauchzt, wieder sich zu seinen Füßen schleppen; soll Paris, wie es ihn mit Spott entlassen, ihn wieder mit Lebehoch empfangen?

Ruft alles auf zur Wehr, was Waffen tragen mag, es ist nicht gemeine Not, die andringt, auch ist sie nicht mit gemeinen Mitteln zu bezwingen, dem Ungeheuern muß das Ungeheuere entgegentreten, soll es gebändigt werden. Sie lassen nicht ab, wenn nicht ganz Europa in Waffen steht; sinnt ihr aber und zagt und zögert, dann überfällt er euch wieder mitten in euern Plänen, und Europa ist verloren auf immerdar.

Glaubt ihm auch nicht, wenn er mit Mäßigung kommt, wenn er nur Billiges zu verlangen scheint, wenn er Ruhe verspricht auf Le-

benszeit; ihr habt es so oft erfahren und erprüft, in diesem Abgrund, in dem alle Höllenflammen brennen, wohnt die Ruhe nimmer.

Völker! es ist erschrecklich, nach so harter Mühe und so schwerer Arbeit das Werk wieder von vorne zu beginnen; aber es ist, wie es scheint, verhängt, dem jetzt lebenden Geschlecht soll so leicht nicht Ruhe werden. So finde es sich dann nach Möglichkeit schnell in sein Geschick, dann wird es am ersten noch desselben Meister werden. Findet der Sturm euch heller stürmend, dann brechen sich entgegengesetzte Kräfte, und um euch her ist Sicherheit.

Glaube keiner, daß es ihm gelingen werde, sich den hereinbrechenden Ereignissen durch Unterkriechen zu entziehen; streitet ihr nicht gegen ihn, dann reißt er euch mit auf seinem Wege, und ihr müßt mit ihm streiten. Die Opfer sind zum voraus schon gezählt, der Sieg ist in die Mitte gestellt, der Tätigste wird ihn gewinnen. —

Wäre es aber Sache, daß die Erwartung der Welt von der französischen Ehre wieder sich in nichts auflöste und bei der Annäherung Napoleons ähnliche Ereignisse wie beim Einzug der Verbündeten in Paris sich vorbereiteten, dann liegt klar zutage, wie wir die neue Schlangenbrut schon in der Geburt erwürgen müssen. Darum soll man Waffen überall dem Volke geben, wo es noch unbewehrt geblieben, und es in ihrem Gebrauche üben, damit, wenn nach der Entscheidung bei nahender Gefahr die Siegesflammen vom Oktober auf den Bergen als Warnungszeichen und Hochwachten an den Grenzen aufgelodert, schnell die ganze Nation gerüstet stehe. Nicht der eine Mann allein, sondern seine ganze Partei sei dann von allen Völkern in die Acht getan; dann mögen sich die Heere rühren und der Kongreß seine Sitzungen näher der Mitte hin verlegen, auf daß mit dem Blitze auch sogleich der Schlag erfolge und größeres Übel abgewendet bleibe. Und wie die Fürsten jetzt wieder, vergessend alles, was sie in Spannung auseinandergehalten, enger aufs neue sich vereinigt haben, so sollen die Völker sich eng an ihre Fürsten schließen; an der Eintracht bei gemeinschaftlicher Gefahr wird von selbst erdorren, was trennend zwischen ihnen aufgeschossen, und nur in solcher Einigung in eng geschlossenen Gliedern ist Heil und Sicherheit.

Der englische Oberst Campell war's, der die erste amtliche Nachricht von der Entweichung Napoleons aus Portoferrajo an den Be-

fehlshaber von Livorno sandte. Es ist offenbar, daß bei Elba keine englischen Schiffe zur Beobachtung waren. Man sagte, eine englische Fregatte, von der Entweichung benachrichtigt, habe ihn verfolgt, gejagt und verhindert, an der Küste von Genua zu landen.

Am 7. März in der Frühe war sein Vortrab von 300 polnischen Lanzenträgern bis auf 5 Stunden von Grenoble vorgerückt.

Am 9. war Artois in Lyon, Marschall Gouvion-St.-Cyr führte den Oberbefehl, man brach die Rhonebrücke ab, und Briefe aus Lyon schilderten den Geist der Nationalgarde als sehr gut, die Haltung der Linienregimenter aber sei kalt und stumm. Am 10. ging Artois nach Dijon zurück, sehr mißvergnügt über die Stimmung der dasigen 4000 Mann Linientruppen, und Napoleon rückte an demselben Tage mit 5- bis 7000 Mann in diese Stadt ein.

Am 13. brach Napoleon von Lyon auf, und die Königlichen haben seine Stärke auf 11 000 Mann, vielleicht etwas zu gering, angeschlagen. Ney fand sich entweder ihm nicht an Zahl gewachsen oder vertraute nicht der Stimmung seiner Truppen, oder auch Napoleon hat ihn durch einen Seitenmarsch getäuscht, genug, sie sind nicht aufeinander gestoßen, und Napoleon ist über Mâcon, Châlons hinaufgezogen und hat sich alsdann links gegen Autun hingewendet, wo er mit seiner gewohnten Schnelle schon am 16. eingetroffen. Ney folgt ihm, und Massena rückt von Süden herauf, und die Abteilung, die von Clermont herangekommen, soll Lyon wieder besetzt haben.

So rückt er immer weiter vor, an der Yonne hinab gegen Auxerre, kühn und verwegen, wie er immer zu tun gewohnt gewesen, alle Brücken zum Rückzug hinter sich abgebrochen, geradezu andringend auf die Hauptstadt, und alle seine Hoffnung setzend auf eine heftige Schlacht, die vielleicht in diesem Augenblick sich schlägt. Bei Fontainebleau, wo im vorigen Jahre der Streit ausgefochten werden sollte, wird er ohngefähr auch jetzt entschieden werden, nur mit dem Unterschied, daß Franzosen allein ihn diesmal schlagen müssen.

Aus Paris, am 21. März. Napoleon ist gestern hier angelangt und mit ganz unglaublichem Jubel empfangen worden. Die Bourbons haben ihr Spiel dadurch auch bei der Masse der Nation verloren, daß sie sich als eine Kolonie von Fremden in Frankreich ansahen und

in ihren engern Zirkeln nur Emigranten und Engländer zuließen. Die Zeitungen der letzten vierzehn Tage logen noch unverschämter als alles, was vorher in dem Fache geschehen war. Der Ausgang schien in Paris niemand zweifelhaft, nur fürchteten die Pariser, da sie über die Nähe der Armee Napoleons in Ungewißheit waren, von seiten der Garden des Königs und der daselbst gewonnenen Truppen einigen Widerstand. Allein es ist in diesem ganzen Kriege kein Flintenschuß geschehen. Die Königlichen wurden auf dem ganzen Wege vom Volke weggejagt, wenn Napoleons Vorposten noch 30 bis 40 Stunden entfernt waren.

Seine Truppen haben den König auf seiner Flucht eingeholt, ihn und sein Gefolge von 60 Wagen aber fahren lassen und nur die sogenannte Maison du Roi, ihre schöne Artillerie, sodann das aus den Tuilerien mitgenommene Silberwerk ihm abgenommen. Heute ist der feierliche Einzug der Garden. Übrigens ist heute bereits alles, als wenn die kaiserliche Regierung nie aufgehört hätte. Jede Spur der königlichen ist verlöscht. Die Soldaten nannten Napoleon le père de la violette, weil er im Frühjahr wieder kommen würde. Deshalb war gestern hier alt und jung mit Veilchen geschmückt.

Aus einem Briefe Gneisenaus an Gruner. Lüttich, den 9. Mai 1815.

Was ich dem König früher geschrieben habe: daß bei dem langen Zögern der Verrat sich ausbilden würde, ist eingetroffen. Die Sachsen sind in Aufruhr gekommen und beharren zum Teil noch darin. Als zwei Tage lang die hiesige Stadt mit Tumult erfüllt war, war die nicht geringe Gefahr vorhanden, daß der hiesige zahlreiche Pöbel und die unbeschäftigten Metallarbeiter ebenfalls in Aufruhr kommen und mit den Sachsen gemeinschaftlich die Stadt plündern könnten. Die Bürgergarde hat indessen sich sehr bereitwillig zum Schutz der öffentlichen Sicherheit gezeigt und ist unter die Waffen getreten. Die drei empörten Bataillone wurden, die Garde in Namur, die beiden anderen unweit hier, endlich umringt, genötigt, die Waffen zu strecken, und aufgefordert, die Rädelsführer auszuliefern. Als sie sich dessen weigerten, ward die Dezimierung über sie verhängt. Der erste, den sie traf, war ein Unschuldiger; er schrie

und beteuerte seine Schuldlosigkeit; das rührte die Gewissen der übrigen; sie nannten die Schuldigen, und 7 davon wurden auf der Stelle hingerichtet. Die Fahne des Regiments wurde zur Flamme verurteilt.

Neue aufrührerische Bataillone stehen noch um Verviers herum; sie reißen auf unserem Gebiet die preußischen Adler, den preußischen Einwohnern die Kokarden ab, und ihre Kantonierungen ertönen von dem Rufe: „Es lebe Napoleon!" Zu gleicher Zeit machen die Franzosen Bewegungen von Dünkirchen, Lille und Valenciennes her gegen unsere Front. Der Herzog von Wellington meint, dies sei auf den Aufruhr der Sachsen berechnet. Wir müssen demnach Anstalten von vorn gegen den Feind und in unserer eigenen Mitte gegen die Empörer nehmen, während wir zugleich gegen die schwachen oder arglistigen Ratschläge des Kongresses zu kämpfen haben.

Aus einem Briefe Gneisenaus an Gruner. Namur, den 14. Juni 1815.

Wir stehen noch immer hier mit müßigen Kräften, während die Feinde die ihrigen verstärken. Mißtrauische Politik trägt hiervon die Schuld.

Gneisenau an seine Frau über die Schlacht bei Ligny. Wavre, unweit Brüssel, den 17. Juni 1815.

Wir haben gestern eine Schlacht geliefert, die von uns mit einem großen Mißverhältnis gegen die feindlichen Kräfte, das heißt mit etwa 80000 Mann gegen eine Macht von 120000 Mann, die Bonaparte gegen uns brachte, zur größten Ehre unserer braven Infanterie bis 9 Uhr abends durchgefochten wurde. Da die versprochene Hilfe nicht kam und Mißverstehungen stattgefunden hatten, so waren wir genötigt, den Rückzug anzutreten, um uns mit der Armee des Herzogs von Wellington näher zu vereinigen. Wir gingen $1^1/_2$ Stunden zurück und haben durch den heutigen kleinen Marsch der britischen Armee uns genähert und wollen eine erneute Schlacht suchen.

Die Tapferkeit der Truppen, die gefochten haben, und die Vortrefflichkeit ihrer Offiziere und Bataillons- und Regimentsanführer sind über alles Lob erhaben. Der Tag ist indessen sehr blutig gewesen.

Der Fürst Blücher hat sich persönlich ungemein ausgesetzt. Er führte selbst ein Bataillon in ein vom Feinde besetztes Dorf; bei einem Kavallericangriff, der unglücklich ausfiel, wurde ihm sein Pferd durchschossen, er stürzte, kam unter dasselbe und wäre beinahe in Gefangenschaft geraten.

August ist gesund, denn ich weiß, daß sein Regiment wenig Gefahr zu bestehen hatte und nur 4 Mann eingebüßt hat.

Freunde und Kinder wolleſt Du herzlich grüßen und dabei den kleinen Fritz nicht vergessen. Gott erhalte Euch.

Proklamation Blüchers an die Armee des Niederrheins. Genappe, den 19. Juni 1815.

(Nach dem eigenhändigen Konzept Gneisenaus.)

Brave Offiziere und Soldaten der Armee vom Niederrhein! Ihr habt große Dinge getan, tapfere Waffengefährten! Zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert. Die erste war unglücklich, und dennoch ward euer Mut nicht gebeugt. Mit Mangel hattet ihr zu kämpfen, und dennoch trugt ihr ihn mit Ergebung. Ungebeugt durch ein widriges Geschick, tratet ihr mit Entschlossenheit, 24 Stunden nach einer verlorenen blutigen Schlacht, den Marsch zu einer neuen an, mit Zuversicht zu dem Herrn der Heerscharen, mit Vertrauen zu euren Führern, mit Trotz gegen eure siegtrunkenen, übermütigen, eidbrüchigen Feinde, zur Hilfe der tapfern Briten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen schweren Kampf fochten. Die Stunde der Entscheidung aber sollte schlagen und kund tun, wer ferner herrschen solle, ob jener ehrsüchtige Abenteurer oder friedliche Regierungen. Das Schicksal des Tages schwankte furchtbar, als ihr aus dem euch verbergenden Walde hervorbracht, gerade in den Rücken des Feindes, mit dem Ernst, der Entschlossenheit und dem Selbstvertrauen geprüfter Soldaten, um Rache zu nehmen für das vor 48 Stunden erlittene Unglück. Da donnertet ihr in des Feindes erschrockene Reihen hinein und schrittet auf der Bahn des Sieges unaufhaltsam fort. Der Feind in seiner Verzweiflung führte nun sein Geschütz und seine Massen gegen euch, aber euer Geschütz schleuderte den Tod in seine Reihen, und euer stetes Vorschreiten brachte ihn in Verwirrung, dann zum Weichen und endlich zur

regellosen Flucht. Einige hundert Geschütze mußte er euch überlassen, und seine Armee ist aufgelöst. Noch weniger Tage Anstrengung wird sie vollends vernichten, diese meineidige Armee, die ausgezogen war, um die Welt zu beherrschen und zu plündern. Alle großen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einer geschlagenen Armee nicht sogleich wieder eine Schlacht liefern; ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargetan und gezeigt, daß tapfere geprüfte Krieger wohl können überwunden, aber ihr Mut nicht gebeugt werden. Empfangt hiermit meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr meine hochachtbaren Waffengefährten. Ihr habt euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geschichte gibt, wird sie eurer gedenken. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruht mit Sicherheit das Glück eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen.

Gneisenau an seine Frau über die Schlacht bei Belle-Alliance. Gosselies, den 19. 20. Juni 1815.

Mein letzter Brief berichtete Dir einen Unfall, den wir erlitten, mein jetziger berichtet Dir einen der größten Siege, die je erfochten worden.

Wir waren gestern, nach unserm Unglück von vorgestern, wo wir durch Verwickelung der Umstände mit nur 3 Armeekorps — das 4. unserer Armee war abwesend, und der Herzog von Wellington konnte nicht bei uns erscheinen — der ganzen großen Kriegsmacht Bonapartes und ihrem heftigen Angriff ausgesetzt waren und die Truppen, Offiziere und Soldaten mit der größten Anstrengung um den Besitz zweier Dörfer gestritten hatten, nach Wavre zurückgegangen, wo wir vernahmen, daß der Feind nun seine sämtlichen Kräfte im Rausche des Sieges gegen die Armee des Herzogs von Wellington führe. Ihn allein den Kampf bestehen lassen, war unglückweissagend, wir hatten Rache zu nehmen und beschlossen daher, dem Herzog zu Hilfe zu kommen.

Gestern früh setzten wir unsere Kolonnen in Bewegung, um des Feindes rechten Flügel im Rücken anzugreifen. Wir näherten uns ihm verdeckt, gewannen ein kleines Gehölz in seinem Rücken und hielten uns darin ganz still.

Die Schlacht mit dem Herzog von Wellington hatte bereits mehrere Stunden mit höchster Heftigkeit gedauert, die Engländer mit dem schönsten Mut in ihrer Stellung sich behauptet, als der Feind immer mehrere Streitkräfte gegen ihn heranführte und Wellingtons Stand hart und zweifelhaft wurde, als wir auf einmal aus dem Gehölz hervorbrachen und unser Feuer in seinem Rücken eröffneten. Der Feind mußte nun seine Kräfte gegen uns wenden, die Schlacht wütete fort, wir brachten unsererseits ebenfalls stets größere Streitkräfte ins Gefecht und rückten damit unaufhaltsam vor, bis am Ende der Rückzug des Feindes in völlige Flucht ausartete.

Wir Preußen ließen uns durch dreitägige Anstrengungen und Entbehrungen nicht abhalten, dem Feinde die ganze Nacht hindurch zu folgen und, wo wir ihn fanden, anzugreifen. Wir verjagten ihn von allen seinen Lagerplätzen, wo er rasten wollte, und so ließ er Geschütze und Fahrzeuge in unzählbarer Menge stehen, die in unsere Hände fielen, über 150 Geschütze wenigstens. Bei Tagesanbruch lagerten wir etwas, und jetzt bereits ist die Armee wieder auf dem Marsch, um dem Feind in Frankreich hinein zu folgen.

Die Armee des Herzogs von Wellington hat ganz ungemein gelitten, wir weniger als am 16. bei der Schlacht von Sombref. Die französischen Generale haben hier erzählt, daß sie 50 000 Mann verloren haben. Es waren dies blutige Tage; aber die französische Armee, die sich so viel zugetraut hatte und beinahe wieder das Übergewicht erhalten hätte, ist vernichtet. Sie wird sich schwer wieder sammeln können, und wir folgen ihr bis Paris.

Durch gekünstelte Entwürfe zum Feldzug hatte man eine kostbare Zeit verloren und dem Feind erlaubt, alle seine Kräfte gegen uns zu vereinigen. Wir haben den Kampf bestanden und mögen nun den Krieg für uns allein, ohne die Beihilfe der anderen Armeen, beendigen, die erst Ende Juni über den Rhein gehen werden.

Durch die verwickelten Bewegungen, die unsere Armee machen mußte, war der Dienst der Lebensmittel in Unordnung geraten. Der Soldat war 3 Tage lang fast unaufhörlich in Bewegung und hatte wenig oder nichts zu essen. Dennoch schlug er sich mit hohem Mut, und die Offiziere gaben in Entbehrungen und Anstrengungen das schönste Beispiel.

Das brandenburgische Husarenregiment hat nicht an unserer Schlacht teilgenommen, sondern war bei Wavre stehengeblieben. Du kannst also Augusts wegen beruhigt sein. — —

Ich öffne meinen gestrigen Brief noch einmal, um Dir zu sagen, daß unser Sieg ungeheuer ist. Der Feind ist weit in das französische Gebiet hinein gewichen und hat nur noch 24 Kanonen von seinen sämtlichen zahlreichen Geschützen fortgebracht. Wir gehen heute mit der Avantgarde nach Frankreich.

In der Nacht nach der Schlacht befand ich mich an der Spitze der Armee und habe den Feind stets verfolgt. Ich hatte nur wenige Mann Kavallerie und einige Mann Infanterie bei mir. Ich ließ trommeln, schreien, Trompeten blasen, mit einigen Kanonen von Zeit zu Zeit feuern. Die Franzosen wollten nach so vielen Anstrengungen von Zeit zu Zeit lagern, wir ließen ihnen aber keine Ruhe und jagten ihre Biwaks stets auf. Am Ende ließen sie in der Angst ihre Geschütze stehen. Wir trafen auf die Wagen der französischen Garde, dann auf die von Bonaparte. Sein Hut wurde gefunden. Er hatte sich eben aus dem Wagen gerettet, nachdem er mit der Pistole sich hat verteidigen müssen. Seinen Degen haben wir gefunden, seinen Rock, Diamanten die Menge. Meine Leute haben eine große Beute gemacht. Ich habe 4 Wagenpferde von Bonaparte gekauft; dabei noch einen andern Wagen aus seinem Gefolge. Ich habe nicht gerastet, als bis der Tag angebrochen war und meine Leute vor Ermüdung nicht mehr fortkonnten. Es war eine wahre Klapperjagd. In allen Dörfern, durch die wir drangen, feuerten die Franzosen aus den Häusern. Wir machten geschwind nieder, was wir trafen, und kümmerten uns nicht um die übrigen. Durch diese Anstrengung haben wir in der Nacht noch über 100 Kanonen erobert.

Gneisenau an Boyen. Châtillon-sur-Sambre, den 22. Juni 1815.

Mein verehrter Freund, ich wünsche Ihnen Glück zu dem großen Sieg, den wir erfochten haben. Er ist wirklich ganz ungeheuer. Vandamme hat sich noch über Namur gerettet, nachdem er gestern noch ein nachteiliges Gefecht mit der Kavallerie des Generals Thielmann und einigen Truppen des Generals Pirch bei diesem Ort ge-

habt hatte. Von Bonapartes Armee ist nichts mehr beisammen. 27 Kanonen allein hat er durch Charleroi zurückgebracht; ich habe in der Nacht noch alles zerstreut; alles rettete und barg sich in die Getreidefelder. Ich machte mit meinen erschöpften Leuten erst bei Tage halt.

Über die diplomatische Benutzung des Sieges nächstens ein mehreres; zuerst das, was unmittelbar vorliegt.

Es verlautet, und zwar zur höchsten Indignation der Armee, daß die Diplomaten der verbündeten Mächte einen Traktat mit den Bourbons geschlossen haben, worin sie sich verpflichten, die eroberten Provinzen Frankreichs bourbonschen Verwaltern sogleich zu übergeben. Dies ist der Weg, um unsere Truppen abermals der französischen Knauserei auszusetzen, selbst dem Mangel, und am Ende unsere Schritte zu verlangsamen. Wenn also der Traktat noch nicht ratifiziert ist, so bitte ich Sie, den König zu beschwören, die Ratifikation zu verweigern, indem er sich sonst dem Unwillen seiner braven Armee aussetzt. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, werde ich mich auch gegen die Annahme eines französischen Kommissärs setzen, und zwar mit aller Entschlossenheit, deren ich fähig bin.

Die Belgien gegenüberliegenden Festungen müssen nun von Frankreich abgerissen werden, ebenso die der Mosel, Elsaß-Lothringens. Der Beuteanteil Preußens muß sein: Mainz, Luxemburg, das deutsche Gebiet dieses Namens, die nassauischen Lande am rechten Rheinufer, deren Fürsten Entschädigungen an der Saar und im französischen Luxemburg erhalten müssen; Ansbach und Bayreuth, für welche beide Entschädigungen im Elsaß gegeben werden müssen. Wird nach anderen Grundsätzen verfahren und sichert man nicht Deutschland gegen ein schlechtes, unruhiges, aber fähiges und tapferes Volk, so steigert sich die Indignation der Völker gegen ihre Regierungen und ihre Diplomaten, und es ist nicht abzusehen, welche Folgen daraus entstehen mögen. Eine Regierung, die in Verachtung versinkt, ist nicht gut vom Untergang zu retten, und wird sie auch durch das Schwert gerettet, so kann sie Gutes nur schwer wirken, indem ihr das Vertrauen fehlt.

Sind sie nun zu Frieden, in 8 Tagen hab ich 2 Schlachten geliefert 5 große Gefegte bestanden, und 3 Festungen eingeschlossen, aber wie viehl brave Officir haben ihr Leben dabey gelassen, ich nehme Ihr vortrefliches HErtz mein verEhrter Freund in anspruch, wenden sie alles an, daß die wittwen der verdienten Officier nicht unversorgt bleiben. heute erhalte ich die nachricht, daß mir unser bester Officier Obrist von Zastrow geblieben ist, er hinterläßt Frau und Kinder aber kein vermögen; nuhr den treuen Beystand von Gneisenau, und mein Eisernen willen verdanke ich den schönen Ausgang, den daß Lamentiren, und die vorstellung doch ia die Truppen erholung zu gönnen haben mich beynahe rasend gemagt und wenn ich den Menschen auch begreifflig magte, daß ich die Festungen erst hinter mich haben müße um sie einzuschließen bevor ich an Ruhe denken könnte so hilft daß bey Menschen die mehr ihr bißgen Ich betragten nichts, nun werde ich vor die Truppen sorgen und über morgen mich mit Wellington besprechen, nach dieser Unterredung und einige Tage Ruhe vor die Truppen geht die Reise vorwärts, Holck und Hennig sind gesund und unbeschreiblig glücklig dieses alles mit bey gewohnt zu haben.

nun ein word um mich selbst, ich habe in dieser Zeit sehr gelitten und meine Krefte fangen an ab zu nehmen, so ballde es hier zu ende geht, reiße ich ab, sonst gehe ich drauff, ich wünsche nichts mehr, als mit meine gütter in Schlesien ins reine zu sein, weil ich gleich da hin gehn und da leben will. kein hauß hab ich nicht, aber ich glaube man kann auch in ein landhäußgen Ruhig sterben.

Freude habe ich auf Erden nicht mehr zu erwahrten, daß Schicksahl meines zu jeder Erwartung mich beregtigten Sohns drückt mich zu Boden, leben sie wohl und denken an den sie von HErzen innigst ergebenen Blücher.

Napoleon hat alles verlohren sein gollD seine juvellen und seine gantze Equipage sind ein Eigenthum meiner braven Trouppen geworden. Die Juvelen sind dem König geschickt. Sein huht, degen und sein mantell sind in meinen Händen, er wurde so überrascht, daß er aus dem Wagen sprank, wobey ihm der huht abfiehl, und so sprank er ufs Perd und entflohe, ich denke es geht mit ihm zu ende,

zu meiner gröſten Freude ſehe ich daß die bewohner des Landes uns guht Empfangen von ſein landſtuhrm hat er ſich nichts zu verſprechen.

Grolman an König Friedrich Wilhelm III. Hannappe, den 24. Juni 1815.

Ew. Königlichen Majeſtät überſende ich alleruntertänigſt ein Schreiben des Generals Moraud an den Kommandanten meiner Avantgarde, worin er, da Bonaparte abgedankt habe, einen Waffenſtillſtand anbietet. Keine dergleichen verfänglichen Bedingungen werde ich annehmen, ſondern mich raſtlos gegen Paris vorbewegen, wenn nicht der Tod oder Auslieferung Bonapartes, die Übergabe der Feſtungen an der Sambre, Maas, Moſel und Saar und die Einräumung der Provinzen bis zur Marne die Sicherheit gibt, um mit dieſer verräteriſchen Nation unterhandeln zu können. Ich hoffe, daß ich hierbei ganz Ew. Majeſtät Willen gemäß handle, und bitte nun alleruntertänigſt, die Diplomatiker dahin anzuweiſen, daß ſie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit ſeinem Blut errungen hat. Dieſer Augenblick iſt der einzige und letzte, um Deutſchland gegen Frankreich zu ſichern. Ew. Majeſtät würden als Gründer von Deutſchlands Sicherheit daſtehen, und auch wir würden die Früchte unſerer Anſtrengungen genießen, wenn wir nicht mehr nötig haben, mit immer gezücktem Schwert dazuſtehen.

Blücher an ſeine Frau. Goſſelies, den 25. Juni 1815.

(Diktat.)

Ich habe mich von meinem Fall ziemlich erholt, aber ſchon wieder iſt mir ein Pferd bleſſiert. Nun glaube ich wohl nicht ſo balde und vielleicht gar hier nicht mehr zu großen Gefechten zu kommen, unſer Sieg iſt der vollkommenſte, der je erfochten iſt. Napoleon iſt in der Nacht ohne Hut und Degen entwiſcht, ſeinen Hut und Degen ſchicke ich heute am König, ſein überaus reicher Staatsmantel, ſein Wagen ſind in meinen Händen, auch ſein Perſpectiv, wodurch er uns am Schlachttage beſehn, beſitze ich, den Wagen will ich dir ſchicken, es iſt nur ſchade, daß er beſchädigt iſt, ſeine Juwelen und alle ſeine Prezioſen ſind unſern Truppen zur Beute geworden, von ſeiner

Equipage ist ihm nichts geblieben, mancher Soldat hat 5=—6000 Thlr. Beute gemacht, er war im Wagen um sich zurückzubegeben, als er von unsern Truppen überrascht wurde, er sprang heraus, warf sich ohne Degen zu Pferde, wobei ihm der Hut abgefallen, und so ist er wahrscheinlich durch die Nacht begünstigt entkommen, aber der Himmel weiß, wohin. Heute rücke ich mit dem größten Teil der Armee in Frankreich ein. Die Folgen dieses Sieges sind nicht zu berechnen, und nach meinem Urteil muß Napoleon sein Untergang daraus hervorgehen und die französische Nation wird und muß ihn verachten, dann hoffe ich, geht der Friede hervor, und mit Gottes Hilfe bin ich vor Winters wieder bei dich. Dein Bruder ist völlig gesund und hat am Schlachttage als ein vorzüglicher Offizier mit seinem neuen Regiment gefochten. Meine ganze Umgebung ist gesund und wohl, und ich sehe schleunigst Nachricht von dir entgegen.

Blücher an Hardenberg. St. Quentin, den 26. Juni 1815.

Gneisenau wird ihnen alles schreiben, ich habe keine Zeit da ich gleich wieder marchire, in 6 tagen stehe ich bei Paris. Die an mich gesandte Deputierte nehme ich nicht an, sie mögen nach Heidellberg gehen und bis man mich von da Zaum und gebiß anlegt hoffe ich mit den Hauptsachen fertig zu sein. Das Eisen ist wahrm, ich werde schmiden, denn vor herbst mus ich zu hauße sein, ich habe so sehr gelitten daß meines Daseins nicht lange mehr sein kann und ich habe noch manches zu berigtigen, sie können und werden dazu beytragen daß ich es tun kann, leben Sie wohl gott gebe daß wihr uns ballde sehen, aber hallten sie sich nicht zu lange auf, die Deputierten habe ich geantwohrtet Bonapartes todt oder sein auslifferung und die übergabe aller Festungen an der Samber und Maaß, dieß wehren die Conditionen, wenn sie die erfüllten wollte ich ein bißgen anhalten.

Gneisenau an Müffling. Compiègne, den 27. Juni 1815.

Der französische General du Tromelin ist in Noyons, um sich in das Hauptquartier des Herzogs von Wellington zu begeben und wegen der Auslieferung Bonapartes zu unterhandeln.

Bonaparte ist durch die Erklärung der verbündeten Mächte in die Acht erklärt. Der Herzog von Wellington möchte (aus parlamentarischen Rücksichten) vielleicht Bedenken tragen, den Ausspruch der Mächte zu vollziehen. Ew. Hochwohlgeboren wollen demnach die Unterhandlungen über diesen Gegenstand dahin richten, daß Bonaparte uns ausgeliefert werde, um ihn vom Leben zum Tode zu bringen.

So will es die ewige Gerechtigkeit, so bestimmt es die Deklaration vom 13. März, so wird das Blut unserer am 16. und 18. getöteten und verstümmelten Soldaten gerächt.

Gneisenau an Müffling. Senlis, den 29. Juni 1815.

Der Herr Feldmarschall trägt mir noch auf, daß Ew. Hochwohlgeboren dem Herrn Herzog von Wellington erklären, daß es der Wille des Herrn Feldmarschalls gewesen sei, Bonaparte auf demselben Flecke hinrichten zu lassen, wo der Herzog von Enghien erschossen worden, daß er aber, aus Nachgiebigkeit gegen des Herzogs Wünsche, die Hinrichtung unterlassen werde, daß aber der Herzog die Verantwortlichkeit der Unterlassung übernehmen müsse.

Es scheint mir, als ob die Engländer mit der Auslieferung von Bonaparte in Verlegenheit sein werden. Ew. Hochwohlgeboren wollen daher die Unterhandlungen nur darauf richten, daß er uns ausgeliefert werde.

Gneisenau an Müffling. Senlis, den 29. Juni 1815.

Wenn der Herzog von Wellington gegen die Tötung Bonapartes sich erklärt, so denkt und handelt er als Brite. Großbritannien hat keinem Sterblichen mehr Verbindlichkeiten als gerade diesem Bösewicht; denn durch die Begebenheiten, die er herbeigeführt hat, ist Englands Größe, Wohlstand und Reichtum so sehr hoch gesteigert worden. Sie sind die Herren des Meeres und haben weder in dieser Herrschaft, noch im Welthandel eine Nebenbuhlerschaft mehr zu fürchten.

Ein anderes ist es mit uns Preußen. Wir sind durch ihn verarmt. Unser Adel wird nie mehr sich aufrichten können.

Und müssen wir uns nicht als Werkzeuge der Vorsehung betrachten, die uns einen solchen Sieg verliehen hat, damit wir die ewige Gerechtigkeit üben? Verlangt nicht schon der Tod des Herzogs von Enghien eine solche Rache? Werden wir uns nicht die Vorwürfe der Völker Preußens, Rußlands, Spaniens, Portugals zuziehen, wenn wir die Ausübung der Gerechtigkeit unterlassen?

Es sei indessen! Will man theatralische Großmut üben, so will ich mich dem nicht widersetzen. Es geschieht dies aus Achtung gegen den Herzog und — aus Schwäche.

Blücher an seine Frau. Meudon, den 4. Juli 1815.

Paris ist mein, daß französische militair marchirt hinter der loire und die Stadt wird mich übergeben die unbeschreiblige Bravoure und die beyspihllose auß dauer nebst meinen Eisernen willen verdanke ich alles, an vorstellungen und lamentiren über entkreftung der leutte hat es nicht gefehlt, aber ich wahr taub und wußte auß erfahrung daß man die Früchte eines siges nur durch un auß gesetztes vervollgen recht benutzen muß ich kann dich heutte nicht mehr schreiben, ich bin zu sehr beschefftigt, und zu matt, mach diesen briff gleich in Berlin bekannt, gott sey gedankt, daß bluth vergissen wird ufhören küsse lisette ihr man ist noch nicht zurück küsse auch die jungens, und waß dich umgibt, grüße auch Warsing und die Colomb. Colomb und Girodz sind gesund. adio negstens mehr.

Blücher an Wellington. St. Cloud, den 9. Juli 1815.

(Diktat.)

Die Zerstörung der Brücke von Jena ist bei uns eine Nationalangelegenheit. Die öffentliche Meinung hat sich hierüber bei uns zu laut ausgesprochen, als daß ich es wagen möchte, dagegen zu verstoßen und mir die Vorwürfe der Nation und der Armee zuzuziehen. Ich kann demnach von meinem gefaßten Entschluß nicht abstehen.

Daß Ew. Durchlaucht selbst in Ihrem desfallsigen an mich gerichteten Schreiben den Namen der Brücke von Jena, wahrscheinlich aus Schonung für uns Preußen, nicht aussprechen, obgleich er

Ihnen bekannt sein muß, könnte für mich schon allein einen Grund abgeben, die Zerstörung dieser Brücke zu beschließen.

Wenn im letzten amerikanischen Kriege die britischen Truppen zu Washington eine Brücke daselbst mit dem Namen Saratoga gefunden und sie nicht zerstört hätten, würden sie nicht die Vorwürfe der britischen Nation verdient haben?

Ew. Durchlaucht Schreiben betrachte ich als die Wirkung der Zudringlichkeit der französischen Autoritäten, und ich bin überzeugt, daß auch Ew. Durchlaucht solches aus diesem Gesichtspunkt ansehen. Meine Bereitwilligkeit, Ihren Wünschen als ein treuer Waffengefährte entgegenzukommen, kennend, wollen Ew. Durchlaucht daher rechtfertigen, wenn ich mich in Ansehung dieses Antrages der französischen Behörden nicht geneigt bezeigen kann.

Bülow an Blücher. Paris, den 10. Juli 1815.

Ew. Durchlaucht werden es mir verzeihen, daß ich über einen Gegenstand, der in Ansehung unserer Verbindungen mit anderen Mächten von Folgen sein kann, vertraulich meine Meinung sage; es betrifft die Sprengung der Brücke von Jena.

Kunstwerke zu vernichten, wenn nicht ein wesentlicher Zweck dadurch erreicht wird, kann man wohl im allgemeinen nicht billigen, und so ist es hier wohl der Fall, denn ich bin fest überzeugt, daß nicht allein dieser Schritt von unsern Alliierten, sondern auch von unsern Monarchen selbst gemißbilligt werden wird. Nach meiner Meinung muß man die Inschriften, welche die Arroganz Napoleons hervorgebracht, vernichten, das Werk selber aber nicht, der Charakter der Nation erscheint größer und edler, wenn man über so etwas sich hinwegsetzt. Wir haben so viel Großes getan, daß wir auf Prahlerei und die Eitelkeit anderer Völker nicht achten dürfen, dennoch bleibt es gefährlich, sich den Haß der Nationen zuzuziehen.

Aus einem Briefe Niebuhrs an Gneisenau. Berlin, den 16. Juli 1815.

Soll ein neuer Kongreß zusammentreten, so gebe Gott, daß doch endlich Ew. Exzellenz die Sache der Nation und der Welt für uns zu

reden haben mögen. Ihr Freund Hardenberg ist furchtbar erschöpft und schwach hierher zurückgekommen — und andere —! Sie haben überhaupt den Beruf, nicht im Felde allein unser Retter zu sein. Der Staat ist im Innern todkrank, und die Not schreit auf Hilfe. Wir sehen es ja im Heer, wie die herrlichsten Tugenden und Kräfte in der Nation reich vorhanden sind und Ordnung und Weisheit des Innern dem äußern Glanze entsprechen könnte. Werden wir aufs neue aufgeopfert und betört, so muß die Nation sich wieder nach Krieg sehnen, und das wäre nicht gut. Wir bedürfen Heilung und Genesung. Öffnet sich Ihnen ein Feld der Wirksamkeit — warum sollte z. B. Hardenberg Ihnen das auswärtige Ministerium nicht einräumen und sie es nicht annehmen? — so rechnen Sie auf meine eifrigste und redliche Unterstützung. Nehmen Sie sie an: es soll Sie nicht verdrießen. Die Form der Verhältnisse gilt mir gleich.

Aus der Haude-Spenerschen Zeitung. Berlin, den 29. Juli 1815.

Brüssel, den 20. Juli.

Bonaparte wollte von Rochefort nach Amerika entfliehen, mußte sich aber der englischen Fregatte Bellerophon ergeben.

Aus der Haude-Spenerschen Zeitung. Berlin, den 1. August 1815.

London, vom 21. Juli.

Fouché hatte mit dem Herzog von Wellington in dessen Hauptquartier vor Paris eine Konferenz, die mehrere Stunden dauerte. Die Verhaftung Napoleons soll ihm als unerläßliche Bedingung vorgeschrieben worden sein und Fouché sich anheischig gemacht haben, sie zu veranstalten. Er habe ihn alsdann unter dem Vorwand, daß wegen seines sicheren Geleits mit England negoziiert werde, nach Rochefort zu gehen überredet. General Becker, der ihm zur Eskorte gedient, habe Order gehabt, ihn strenge zu bewachen. Er sei in Rochefort an Bord der Fregatte „Die Saale" gegangen und habe dort zwei Tage lang auf die englischen Pässe gewartet, habe, als deren verzögerte Ankunft Mißtrauen in ihm erregt, wieder ans Land gehen wollen, sei aber von den um die Fregatte hergestellten Wacht-

posten daran verhindert worden und habe nun wohl klar genug eingesehen, daß er als Staatsgefangener behandelt werde. Um nicht als solcher an die Alliierten auf dem festen Lande ausgeliefert zu werden, habe er das Äußerste ergriffen, nämlich sich, scheinbar von freien Stücken, den Engländern in die Arme geworfen. Er ward von dem englischen Kapitän Maitland sehr zuvorkommend empfangen und schrieb sogleich in dessen Kajüte nachstehenden Brief an den Prinzen-Regenten:

„Den Parteien, die mein Vaterland zerfleischen, und der Feindschaft der größten Mächte preisgegeben, befinde ich mich am Ende meiner politischen Laufbahn. Dem Themistokles ähnlich, begebe ich mich in die Heimat des britischen Volks und in den Schutz seiner Gesetze. Diesen erbitte ich mir von Ew. Königl. Hoheit als von dem mächtigsten, unwandelbarsten und edelmütigsten meiner Widersacher. Napoleon."

Es heißt, daß die Nachricht von seiner Gefangennehmung den verbündeten Mächten gemeldet worden sei, und daß der Kapitän Maitland die Kommissarien derselben erwarte, die ihn nach England hin begleiten und dort zur Aufsicht bei ihm verbleiben werden.

Kabinettsorder an Blücher. Paris, den 27. Juli 1815.

Ich habe aus Ihrem gestrigen Schreiben Ihren Wunsch, des Armeekommandos entbunden zu sein, ersehen. Ich kann jedoch in die Gewährung desselben nicht eingehen. Wenn, wie Ich Ihnen zu glauben gerne geneigt bin, der Gang der politischen Verhandlungen Ihren persönlichen Ansichten nicht genugsam entspricht, so darf Ich aber von Ihrer Ergebenheit und Vaterlandsliebe, welche Ihr Leben ruhmvoll bezeichnen, erwarten, daß Sie Mir und dem Staate auch da Ihre Dienste erhalten werden, wo das alleinige Verfolgen Meines Staatsinteresses Schwierigkeiten in dem vielfach kombinierten Interesse der übrigen Staaten findet. Die Unterdrückung jedes bloß persönlichen Gefühls darf Ich unter solchen Umständen von dem treuen und erprobten Feldherrn als ein Opfer fordern, das er dem Wohl des Ganzen willig bringen wird, und Ich weiß, daß Ich dasselbe von Ihnen sicherlich nicht vergebens begehre.

Blücher an Gneisenau. Rambulliet, den 28. Juli 1815.

Ew. Excellenz wahren bei einer unterredung zwischen mich und dem HErn Statz kantzler gegenwertig, gantz den äußerungen des Statz kanzler angemessen habe ich 3 Cabinet Befehle erhaltden, die alle meine getroffenen maßregeln (ob gleich der König sie schriftlich und mündlich genehmiget hat) auf heben, ich bin nun gäntzlich gelehmt und die armeh in der größten ungelegenheit, alle unsere uns angewisenen Gellder haben wihr wohlbedegtig nicht ein gezogen, damit das gelld im lande blibe und unsere Statz Papihre da durch gehoben würden. hier er hallten wihr nun keine gellder und kön also die armeh nicht einmahl den Sold bezahlen vill weniger die Douceure so dem Hehr versprochen worden, die bekleidung der armeh soll nach höchsten Befehl vor sich gehen, die sich öffentlich den Requisitionen widersetzden Prefecten, welche behaupten, es musse ein befehl von Ludwig den 18ten an sie dieser halb er gehen, habe ich arctiren lassen, der König befiehlt ihre los laßung, dieses ist vor alle anderen behörden ein Singnal und niemand liwert uns materiallien.

Der HErr Statzkantzler sagte mit bestimmtheit bey den verhandlungen könnte die armeh nicht mitsprechen, ich bin in ansehung der armeh seiner meinung, aber nicht in ansehung meiner ich muß doch nicht mit den Fürst Schwarzenberg Wellington und Wrede gleiches recht haben und bin ganz nicht gemeint mich der Dispotie der Deplomatiquer so grade zu unterwerfen um nun die HErn Deplomatiquer daß Feld zu räumen, habe ich das Commando der armeh nider gelegt, habe auch den Kriegsminister gebehten, Führ meinen Wunsch zu würken, lange darf ich nicht hir bleiben sonst gehn Dinge hervor, die das allgemeine Schaden und unsere Gegner nur Schaden Freúde gewehren ich will mich mit meinen ältesten Freúnd nicht überwerffen, welches ich nicht woll vermeiden kan, wenn es so fohrt geht, ich bin durch meine Reine absicht den Statt nützlich zu werden und die armeh die gebührende Belohnung zu beschaffen, zum vor wurff des Hasses der gantzen Francösschen Nation gemacht und andere wollen sich nun uf mein Conto libes kind machen, wie wenig ich um die gunst der Francosen geitze ist bekant, aber die abrt wie man gegen mich verfährt ist beleidigend es geht

mich nahe den König mißfellig zu werden, der mich aufs neü ein außgezeichneten beweiß seiner zu Friedenheit gegeben, aber da ich mich überzeuge hier nicht mehr nützlich werden zu können, so habe ich daß waß wie E Excellenz wissen schon lange mein vorsatz wahr getahn.

Blücher an seine Frau. Paris, den 4. August 1815.

Da dieser Courir nach Berlin abgehen will, so muß ich doch einige Zeilen an dich schreiben, gestern wurde hir der gebuhrtstag unseres Königes gefeiert, wo zu ich eingeladen wurde, aber in einer stunde gehe ich wieder nach mein Rambouilliet, da die Cabinette mich alle entgegen wahren, so legte ich daß Commando der armeh nider, allein der König bestand darauf, daß ich es behallten müßte, bis alles abgemagt sey, nun endlich hat der König und der östreichische Kaiser anerkant daß ich recht habe und sind uf meine seitte getråten, um mich aber nicht mit alle außwertige und unsre eigne minister zu Brouilliren gehe ich gantz auß Pariß weg und nehme mein stantquartir in Caen grade am Sehstrande, vor der armeh habe ich alles bewirkt, sie wird gantz eingekleidet und erheldt 2 monat Tractament Douceur, und die Subaltern offizier noch 50 Thlr. gratification, uf die 100 Milion Franken bestehe ich noch, und ich hoffe daß wihr sie erhallten werden. Der Krieg ist auß und ich sehne mich nach hauße gestern habe ich auß Engeland den großen Bad Orden erhallten eine Distingtion die noch keinen außlender zu theill geworden, der Printz von Engelandt verlangte, ich soll nach london kommen, aber ich werde nicht hingehn, unser König hat mich einen gantz besonderen Orden gegeben, es ist ein großer golldner Stern worauf der mitte ein Eisernes Kreutz angebracht ist, es ist der eintzige orden der noch Existirt aber waß helffen mich alle orden hetten wir einen guhten vor uns vortheillhaften Friden, der wehre mich liber, ich bin indessen nicht Schuld, wenn wir die Fehde nun nicht vortheilhaft führ uns beendigen.

nach Berlin habe ich von hir abgesandt ein ahrtiges Service Porcelain uf 40 Personen und zweittens, die Bonapartsche Familie, und ihm selbst von den berümten mahler David gemahlen, alle in lebensgröße und ihm zu Pferde ich hoffe daß alles guht an=

kommen wird ich weiß nicht ob dich dieser briff noch in Berlin trifft, aber wo du auch bist schreib doch dein bruder ist gesund und Gebhard auch letzter hat gestern vom östreichschen Kaiser den Leopoldsorden erhallten, und Nostitz daß Teresien Kreutz den Schwartzen ahdler orden den ich Napoleon abgenommen und den König wider geschickt hat er an Gneisenau gegeben, lebe wohl küß und grüß alles waß dich umgibt, und schreibt doch so ballde als möglich.

ich spihle gar nicht, da ich nun mahl genug habe so weiß ich nicht warum ich spihlen soll, ich werde wohl wieder ein Portion gütter erhallten. adio der Courir will weg. Blücher.

Aus der Haude-Spenerschen Zeitung. Berlin, den 19. August 1815.

London, vom 8. August.

Nach Briefen aus Plymouth ist Bonaparte nun wirklich nach St. Helena abgesegelt. Am 4. früh ging der Bellerophon in Begleitung des Tonnant unter Segel, um den Gefangenen, damit alles Aufsehen vermieden werde, in See auf den Northumberland zu bringen. Am 6. sah man von Torbay aus 3 Linienschiffe vor Anker, jedoch in einer so großen Entfernung, daß man nicht wahrnehmen konnte, was an Bord dieser Schiffe vorging; nur bemerkte man, daß Boote von einem Schiff zum andern fuhren, und glaubte, daß die Übersetzung Bonapartes auf den Northumberland vor sich gegangen sei. Hernach segelten alle Schiffe weiter in See und verschwanden bald aus den Augen. Außer dem Northumberland gehen noch 2 Fregatten und 4 Sloops nach St. Helena, die 1400 dienstfähige Invaliden an Bord haben. Wie es heißt, soll Bonaparte einzig 2 Begleiter (nur mit Ausnahme der Herren Savary, Bertrand und Lallemand) mitzunehmen Erlaubnis erhalten haben.

Gneisenau an Blücher. Paris, den 10. August 1815.

Meinem offiziellen Schreiben habe ich die Ehre noch folgendes Privatschreiben beizufügen.

Die Angelegenheiten verwirren sich täglich mehr, und die Anarchie in Frankreich ist im Steigen. Selbst in der königlichen Familie

herrscht Unfrieden. Der Herzog von Angoulême, der im Süden Frankreichs ganz unabhängig, herb und schneidig verfährt, hat einen harten Verweis vom König erhalten, worin dieser ihm sagt, daß, wenn selbst königliche Prinzen den Gehorsam gegen den König vergessen, wo denn dieser sonst noch Gehorsam finden solle. Es bildet sich eine Partei für den Grafen Artois von Royalisten, die mit den süßlichen Maßregeln des Königs unzufrieden sind. Man sagt sogar, der Graf Artois habe deswegen Stubenarrest erhalten. Gewiß ist, daß er nicht ausgeht. — —

Die Konferenz hat, bevor ich wieder in dieselbe getreten bin, den Beschluß gemacht, von der Bourbonschen Regierung zur Entschädigung der von uns aufgegebenen Erhebung der laufenden Einkünfte eine Abschlagszahlung von 50 Millionen zu verlangen. Vermutlich wird diese Forderung bewilligt werden. Diese 50 Millionen sollen folgendergestalt verteilt werden: Ein Fünftel Preußen, ein anderes Österreich, desgl. England sowie Rußland. Das letzte Fünftel alle anderen Truppen zusammen, Bayern, Württemberger, Hessen, Sachsen, Belgier.

Bonapartes Verwahrung auf der Insel St. Helena wird sehr streng angeordnet. Sobald Schiffe im Gesicht sind, wird er in seinem Hofe verwahrt; sonst kann er ausgehen, jedoch nur in Begleitung eines Offiziers. Bei dem geringsten Versuch, zu entwischen, wird er sogleich zeitlebens eingesperrt. Über sein Vermögen ist er nicht Herr, sondern nur über die Zinsen desselben, die er nur durch Wechsel auf den englischen Schatz beziehen kann. Nur allein der General Bertrand hat sich entschlossen, ihn zu begleiten. Er stellt sich über alles dieses sehr ungebärdig.

Der General Lowe war einen Tag lang hier und geht als Gouverneur nach St. Helena. Er hat mir aufgetragen, ihn Ew. Durchlaucht auf das beste zu empfehlen.

Gneisenau an Arndt. Paris, den 23. August 1815.

Mein lieber Arndt! Legen Sie Trauer an! Alles läßt sich dazu an, einen neuen Frieden von Utrecht zu schließen. Deutschlands Unglück soll demnach verewigt werden. Aus seinen Festungen heraus soll Frankreich stets Ausfälle machen können, und wenn solche miß-

lingen, so kehrt es auf sein unversehrt bleibendes Gebiet zurück. Heißt das nicht Frankreich mutwillig zu Kriegen reizen, die, wenn glücklich, ihm große Eroberungen zuwenden, und wenn unglücklich, ihm keine Gefahr bringen? — Mit einer zeitlichen Besetzung einiger Festungen will man sich begnügen! Preußen hält noch alles auf, und wir glauben viel gewonnen zu haben, wenn wir nicht Terrain verlieren. Aber Rußland will nicht, daß wir aus seiner Abhängigkeit kommen und Österreich eine unbedrohte Seite habe, und Österreich sträubt sich, Gebiet auf Kosten Frankreichs, dessen Freundschaft es sucht, zu erwerben und in mehrere Berührung mit demselben zu kommen. England will nicht eine neue Ländervertheilung und hat noch geheime Pläne im Hintergrunde. So kämpfen wir allein. Wir werden darauf antragen, in einer so hochwichtigen, ganz Deutschland betreffenden Angelegenheit auch die übrigen deutschen Fürsten mit zuzuziehen. Wir sprechen überhaupt nicht für uns, sondern stets für unsere Nachbarn, rechts und links, und für deren Sicherheit.

Ich teile Ihnen dieses mit, damit Sie die endlich hoffenden Gemüter auf das Unglück Deutschlands vorbereiten, sowie auch davon unterrichten, daß es nicht Preußens Schuld ist, wenn die Politik nicht Gerechtigkeit übt. Gott befohlen!

Gneisenau an Boyen. Paris, den 16. September 1815.

Gestern habe ich erfahren, daß der Kaiser Alexander an mehrere seiner Generale gesagt hat: „Meine Herren! Es ist sehr möglich, daß wir dereinst dem König von Preußen gegen seine Armee zu Hilfe kommen müssen."

Welche schändliche Verleumdung! Eine Armee und eine Nation, bei welchen nie etwas dergleichen stattgefunden hat, von denen die Geschichte sagen muß, daß sie nie von den Grundsätzen der strengsten Legalität abgewichen sind, und die in den neuesten Zeiten die rührendsten Beweise von Anhänglichkeit an ihren König gegeben haben, wo keine solche Thronrevolutionen wie in Rußland stattgefunden haben, wo nie eine Armee so an ihren Feldherrn gekettet war wie die von Wallenstein; wo nie die Soldatesque zur Unterdrückung des Landes diente wie unter Cromwell. Der Kaiser mag dies, was er sagte,

nun glauben oder es zu glauben ſcheinen wollen, es iſt gleich empörend. Die Folgerungen hieraus zu ziehen, überlaſſe ich Ihnen, mein teurer Freund.

Aus der Haude-Spenerſchen Zeitung. Berlin, den 19. Dezember 1815.

London, vom 8. Dezember.

Admiral Cockburn iſt mit dem Northumberland und den übrigen zu ihm gehörigen Schiffen am 16. Oktober zu St. Helena angekommen und hat ſeinen Gefangenen, den General Bonaparte, am 18. wohlbehalten ans Land geſetzt.

Proklamation Blüchers an ſein Heer, den 31. Oktober 1815.

Ich kann das Heer, das jetzt auf dem Rückmarſch begriffen iſt, nicht verlaſſen, ohne euch, brave Soldaten, mein Lebewohl und meinen Dank zu ſagen. Als Seine Majeſtät der König mir den Oberbefehl des Heeres aufs neue anvertraute, folgte ich dieſem ehrenvollen Rufe mit Vertrauen auf eure ſo oft geprüfte Tapferkeit. Ihr habt dieſes bewährt, Soldaten, und das Zutrauen gerechtfertigt, das der König, das Vaterland, Europa in euch ſetzten. Eingedenk eurer hohen Beſtimmung, habt ihr den alten errungenen Ruhm zu rechtfertigen gewußt und einen ſo ſchweren Kampf in ſo wenig Tagen beendigt. Ihr ſeid die Namen: Preußen, Deutſche wert. Nehmt meinen Dank, Kameraden, für den Mut, für die Ausdauer, für die Tapferkeit, die ihr bewieſen und womit ihr die ſo herrlichen und großen Erfolge in ſo kurzer Zeit erkämpft habt. Der Dank eurer Mitbürger wird euch bei der Rückkehr empfangen, und indem ihr die verdiente Ruhe genießet, wird euch das Vaterland zu neuen Taten bereit finden, ſobald es eures Armes bedarf.

Auszug aus dem zweiten Pariſer Friedensſchluſſe. Paris, den 20. November 1815.

Artikel 1. Die Grenzen von Frankreich werden dieſelben ſein, die im Jahre 1790 beſtanden, mit Vorbehalt der Abänderungen auf

einer oder der andern Seite, welche der gegenwärtige Artikel bestimmt. — Von Perle läuft die Demarkationslinie bis nach Houvre und folgt sodann den ehemaligen Grenzen des Fürstentums Saarbrücken, dergestalt, daß Saarlouis und der Lauf der Saar mit den zur Rechten der bezeichneten Linie liegenden Ortschaften und ihren Kirchspielen außerhalb der französischen Grenze bleiben. — Das gesamte Gebiet am linken Ufer der Lauter, mit Inbegriff der Festung Landau, wird mit Deutschland vereinigt. Jedoch bleibt die Stadt Weißenburg, welche von dem Flusse durchschnitten wird, ganz bei Frankreich.

Artikel 2. Der Talweg des Rheins bildet die Grenzscheidung zwischen Frankreich und den deutschen Staaten.

Artikel 4. Der in Geld zu entrichtende Teil der den verbündeten Mächten von seiten Frankreichs verheißenen Entschädigung wird auf die Summe von 700 Millionen Franken festgesetzt.

Artikel 5. Da der Zustand von Unruhe und Gärung, dessen Wirkungen für Frankreich nach so heftigen Erschütterungen und besonders nach der letzten Katastrophe ungeachtet der väterlichen Gesinnungen seines Monarchen und der durch die Verfassungsurkunde allen Klassen seiner Untertanen zugesicherten Vorteile notwendig noch fühlbar bleiben müssen, einstweilige Vorsichts- und Schutzmaßregeln für die benachbarten Staaten zur Pflicht macht, so ist in dieser Rücksicht als unumgänglich erachtet worden, während eines gewissen Zeitraums durch ein Korps verbündeter Truppen militärische Stellungen innerhalb der französischen Grenzen besetzen zu lassen. Die Stärke des Truppenkorps wird nicht über 150 000 Mann betragen. Der Oberbefehlshaber desselben wird von den verbündeten Mächten ernannt.

Bundeslied.

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker, deutscher Männerchor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor:
Denn wir sind hier in ernsten Dingen
Mit hehrem, heiligem Gefühl;

Drum muß die volle Bruſt erklingen
Ein volles, helles Saitenſpiel.

Wem ſoll der erſte Dank erſchallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammen aufgegangen war,
Der unſrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unſre Kraft uns ſchön erneut
Und auf den Sternen waltend ſitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wem ſoll der zweite Wunſch ertönen?
Des Vaterlandes Majeſtät!
Verderben allen, die es höhnen!
Glück dem, der mit ihm fällt und ſteht!
Es geh', durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeſchwächt!

Das dritte, deutſcher Männer Weide!
Am hellſten ſoll's geklungen ſein!
Die Freiheit heißet deutſche Freude,
Die Freiheit führt den deutſchen Reihn,
Für ſie zu leben und zu ſterben,
Das flammt durch jede deutſche Bruſt,
Für ſie um großen Tod zu werben,
Iſt deutſche Ehre, deutſche Luſt.

Das vierte — Hebt zur hehren Weihe
Die Hände und die Herzen hoch! —
Es lebe alte deutſche Treue!
Es lebe deutſcher Glaube hoch!
Mit dieſen wollen wir's beſtehen,
Sie ſind des Bundes Schild und Hort:
Fürwahr es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feſte Männerwort.

Rückt dichter in der heil'gen Runde
Und klingt den letzten Jubelklang!
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Erbrause freudig der Gesang!
Das Wort, das unsern Bund geschürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das sei gehalten und geglaubt!

E. M. Arndt (1815).

Literaturverzeichnis.

Aus der Literatur über diese Zeit sei für die Leser auf folgende darstellende Werke hingewiesen:

1. Fr. Meinecke, Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1795—1815, Monographien zur Weltgeschichte XXV. Bielefeld und Leipzig 1906.
2. P. Bailleu, Königin Luise, ein Lebensbild. Berlin und Leipzig 1908.
3. M. Lehmann, Scharnhorst. 2 Bände. Leipzig 1886/87.
4. M. Lehmann, Freiherr vom Stein. 3 Bände. Leipzig 1902/04.
5. H. Delbrück, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt v. Gneisenau. 2 Bände. 2. Auflage, 1894.
6. Fr. Meinecke, Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann v. Boyen. 2 Bände. Stuttgart 1896/99.
7. Fr. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat. 2. Auflage, München und Berlin 1911.

Benutzte Literatur.

1. Arndt, E. M., Geist der Zeit, zweiter Teil, 1809.
2. Arndt, E. M., Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann. 1813.
3. Arndt, E. M., Was bedeutet Landsturm und Landwehr? 1813.
4. Bach, Th., Theodor Gottlieb v. Hippel (Verfasser des Aufrufs „An mein Volk"). Breslau 1863.
5. Bailleu, P., Die Schlacht von Auerstedt. Eigenhändige Relation König Friedrich Wilhelms III. Deutsche Rundschau XXVI. Berlin 1899.
6. Bailleu, P., Briefe der Königin Luise an ihren Bruder Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz. Deutsche Rundschau XXVII, 1900.
7. Birt, Th., Schülerbriefe eines jungen Freiheitskämpfers. Preußische Jahrbücher Band CXLVI, 1911.
8. Blasendorff, E., Fünfzig Briefe Blüchers. Historische Zeitschrift Band LIV. München und Leipzig 1885.
9. Colomb, E. v., Blücher in Briefen aus den Feldzügen 1813—1815. Stuttgart 1876.

10. Conrady, E. v., Leben und Wirken des Generals Carl v. Grolman (geſt. 1843). 2 Bände. Berlin 1895.
11. Droyſen, J. G., Das Leben des Feldmarſchalls Grafen Yorck von Wartenburg. 9. Auflage. 2 Bände. 1884.
12. Eberhardt, Magnus v., Aus dem Leben des Generalleutnants Wilhelm v. Eberhardt. Zeitſchrift für preußiſche Geſchichte und Landeskunde XX. Berlin 1883.
13. Fichte, J. G., Reden an die deutſche Nation. Berlin 1808.
14. Gentz, Friedrich, Fragmente aus der neueſten Geſchichte des politiſchen Gleichgewichts [1764—1832, zuerſt begeiſterter Anhänger, dann ſchärfſter literariſcher Gegner der Revolution, ſchließlich Werkzeug des Metternichſchen Reaktionsſyſtems].
15. Briefwechſel zwiſchen Friedrich Gentz und Adam Heinrich Müller 1800—1829. Stuttgart 1857. [Adam Müller, 1779 bis 1829, Romantiker, Freund von Heinrich v. Kleiſt, wurde 1805 katholiſch und ſtand dann ganz im Dienſte der Reaktion.]
16. Heigel, K. Th., Deutſche Geſchichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflöſung des alten Reiches. Band 1, Stuttgart 1899.
17. Holzhauſen, Paul, Napoleon und der deutſche Journalismus. Voſſiſche Zeitung 1903, Sonntagsbeilage Nr. 19/20.
18. Holzhauſen, Paul, Literatur- und Stimmungsbilder aus den erſten Koalitionskriegen. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1899, Nr. 33 u. 34.
19. Humboldt, Wilhelm v., Geſammelte Schriften, herausgegeben von der preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, Band X. Berlin 1903.
20. Humboldt, Wilhelm und Karoline v., in ihren Briefen, herausgegeben von Klara v. Sydow. Band IV. Berlin 1910.
21. Jahn, F. L., Deutſche Turnkunſt. 1816.
22. Köpke, R., Die Gründung der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Univerſität zu Berlin. Berlin 1860.
23. Lehmann, Max, Steins Tagebuch während des Wiener Kongreſſes 1814/15. Hiſtoriſche Zeitſchrift, Band LX. München und Leipzig 1888.
24. Lehmann, Max, Gneiſenaus Sendung nach Schweden und England im Jahre 1812. Hiſtoriſche Zeitſchrift, Band LXII. München und Leipzig 1889.
25. v. Loßberg, Briefe in die Heimat, geſchrieben während des Feldzuges 1812 in Rußland. Kaſſel 1844.

26. Martin, Ad., Briefe der Königin Luise von Preußen. Berlin 1887.
27. Mebes [Kammergerichtsreferendar, gest. 1863 als Oberregierungsrat zu Bromberg], Briefe aus den Feldzügen 1813/14. Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine, Band LX. Berlin 1886.
28. Müsebeck, E., Neue Briefe Schleiermachers und Niebuhrs an Georg Reimer und Schleiermachers an E. M. Arndt. Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte XXII. Leipzig 1909.
29. Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, Band I/II. Hamburg 1838. [1776—1831; preußischer Staatsmann und Geschichtschreiber der Römischen Geschichte.]
30. v. Nostitz, Karl, Leben und Briefwechsel. Dresden und Leipzig 1848. [Ehemaliger Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand, gest. 1838.]
31. Pertz, G. H., Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. Band I—III. Berlin 1849/55.
32. Pertz, G. H., Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt v. Gneisenau. Band I—IV. Berlin 1864/69.
33. v. Ranke, L., Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1813. Band IV. Leipzig 1877.
34. v. Romberg, A., Lebensbild der Gräfin Sophie Schwerin. Berlin 1868.
35. Rühl, Fr., Aus der Franzosenzeit. Leipzig 1904.
36. Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. Band IV. Berlin 1863.
37. Schwartz, Karl, Leben des Generals Carl v. Clausewitz. 2 Bände. Berlin 1878.
38. Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe. Aus den Erinnerungen der Oberhofmeisterin Sophie Marie Gräfin v. Voß. Leipzig 1894. [1729—1814; vertraute Freundin der Königin Luise, ebenso Frau v. Berg.]
39. Gesetzsammlung für die königlich-preußischen Staaten. Berlin 1807 bis 1813.
40. Zeitungen:
    1. Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen im Verlage der Haude-Spenerschen Buchhandlung. 1812—1815.
    2. Königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats-

und gelehrten Sachen, Vossische Zeitungsexpedition. 1810—1815.

3. Preußischer Korrespondent [wichtigste Berliner Zeitung während der Freiheitskriege]. Berlin, April 1813 bis 31. Dezember 1814, im Verlag von G. Reimer. Redakteure: Niebuhr, Goeschen, Schleiermacher, Achim v. Arnim, Rühs, Woltmann.
4. Rheinischer Merkur. Coblenz, Januar 1814 bis Januar 1816. Herausgeber Joseph Görres (1776—1848); von Napoleon wurde dies Blatt als die fünfte Großmacht gegen ihn bezeichnet.

Inhalt.

Seite

Geleitwort und Einleitung 1

Erſtes Buch: Die Zeit der Not. 1806—1812 . . . 49

Erſtes Kapitel: Der Untergang des alten Reiches. Der Sturz Preußens. 1806—1807 51

Zweites Kapitel: Die Wiedergeburt Preußens. Stein, Scharnhorſt, Gneiſenau. 1807—1809 85

Drittes Kapitel: Deutſchlands letztes Ringen. Öſterreich-Tirol. Norddeutſche Volkserhebungen. 1809 . 110

Viertes Kapitel: Schwere Bedrängnis. Stille Arbeit. Hardenberg, Wilhelm v. Humboldt. 1809—1811 . 133

Fünftes Kapitel: Der Kampf Napoleons gegen Rußland. 1812 155

Zweites Buch: Die Zeit der Erhebung. 1813—1815 191

Erſtes Kapitel: Das Volk in Waffen. Aufruf „An mein Volk!“ Landwehr und Landſturm. Der Auszug in den Kampf. Januar bis April 1813 . . . 193

Zweites Kapitel: Die erſten Kämpfe. Groß-Görſchen und Bautzen. März bis Mai 1813. 232

Drittes Kapitel: Die Zeit des Waffenſtillſtandes. Scharnhorſts Tod. Öſterreichs Beitritt. Juni bis Auguſt 1813 248

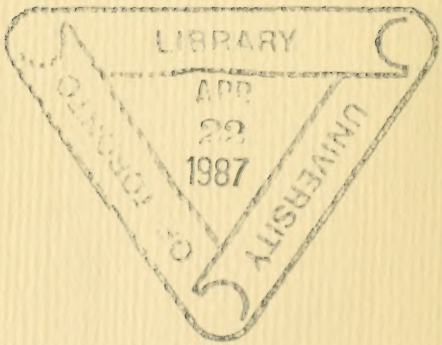
Viertes Kapitel: Der Völkerkampf. Groß-Beeren. Katzbach. Kulm-Nollendorf. Dennewitz. Leipzig. Auguſt bis Oktober 1813. 259

Fünftes Kapitel: Über den Rhein nach Frankreich hinein. Von Frankfurt bis Paris. Der erſte Pariſer Friede. November 1813 bis Juni 1814 309

Sechſtes Kapitel: Der Wiener Kongreß. September 1814 bis Juni 1815 343

Siebentes Kapitel: Die Hundert Tage. Der zweite Pariſer Friede. März bis Oktober 1815 361

Literaturverzeichnis 389


LIBRARY
APR
22
1987
UNIVERSITY
OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DD
199
G65
1913
c.1
ROBA